

## Digitale Arbeitskulturen

Rahmungen, Effekte, Herausforderungen

Dennis Eckhardt, Sarah May,  
Martina Röthl, Roman Tischberger (Hg.)

**W**ie verändert Digitalisierung die Art und Weise, wie, wo, wann und mit wem Menschen arbeiten? Diese Ausgabe der Berliner Blätter widmet sich den sich verändernden Rahmungen Digitaler Arbeitskulturen. Sie richtet die Aufmerksamkeit auf lebensweltliche Effekte sowie damit verbundene Herausforderungen, Letzteres auch mit Blick auf die Forschungspraxis. Versammelt sind zehn, durchweg kritisch-reflexive, ethnografische Beiträge, die aufzeigen, wie sich Arbeits- und Lebenswelten durch Digitalisierung verändern. Zugleich gerät in den Fokus, wie Digitalisierung durch Arbeit konstituiert, geprägt und vorangetrieben wird. Dadurch zeigt die Ausgabe auf, wie sich Annäherungen an Digitale Arbeitskulturen exemplarisch vornehmen lassen.



## Neu: Berliner Blätter im Open Access

Die Berliner Blätter verändern sich und gehen mit der Zeit: Fortan erscheinen sie im digitalen Gewand, mit neuem Layout und als Open Access. Daher freuen wir uns, dass sich die erste digitale Ausgabe passenderweise dem Thema Digitale Arbeitskulturen widmet.

Mit der Digitalisierung verabschieden wir uns zwar von Papier und Druck, alles andere bleibt jedoch gleich: Getragen von der Gesellschaft für Ethnographie und dem Institut für Europäische Ethnologie der HU Berlin verstehen sich die Berliner Blätter als Fachpublikation, die aktuelle Debatten in den Ethnologien, der Sozial- und Kulturanthropologie und der Empirischen Kulturwissenschaft vorantreiben möchte. Thematisch gebündelt finden hier Aufsätze, ethnographische Skizzen und Interviews zu aktuellen theoretischen, methodologischen und gesellschaftspolitischen Fragen ihren Platz.

Wir wünschen Ihnen eine gute Lektüre!

# Inhalt

## *Digitale Arbeitskulturen. Rahmungen, Effekte, Herausforderungen*

---

Digitale Arbeitskulturen. Transformationen erforschen <i>Dennis Eckhardt, Sarah May, Martina Röthl, Roman Tischberger</i>	3
<b>Rahmungen</b>	
Die Praxis der Plattformarbeit. Von der Relevanz ethnografischer Analysen digitaler Arbeitskulturen <i>Heiner Heiland</i>	17
Disziplinierende Zukunftsdiskurse. Gesellschaftliche Verhandlungen über Arbeit »4.0« am Beispiel der Logistik <i>Johannes Müske</i>	29
Körper, Daten, Arbeitskraft. Ein Gespräch zu Migration und Arbeit unter digitalen Bedingungen <i>Moritz Altenried, Manuela Bojadžijev, Mira Wallis und Dennis Eckhardt</i>	43
<b>Effekte</b>	
Das »Interessante« zählt. Mütterblogs – eine digitale Erwerbsform und ihr Content <i>Petra Schmidt</i>	55
»Give Work, not Aid« – Digitale Fabrikarbeit in Nord-Uganda <i>René Umlauf</i>	69
Grenzenlose Arbeit? Eine Exploration der Arbeitskulturen von <i>Crowdwork</i> <i>Anna Oechslen</i>	83
<b>Herausforderungen</b>	
Arbeitswelten der Digitalisierung. Zu den Potentialen prozessorientierter Ethnografie an einem Beispiel zur <i>user*innen participation</i> <i>Tilo Grenz</i>	95

Kulturwissenschaftliches digitales Arbeiten. Qualitative Forschung als ›digitale Handarbeit‹? <i>Lina Franken</i>	107
Digitalisierung von (geistes)wissenschaftlichen Arbeitspraktiken im Alltag: Entwicklung eines Werkzeugs zur digitalen Annotation <i>Sedef Neitmann und Christian Scheel</i>	119
Die Unlust am Text: Phänomenologie des Schreibens im Plattformkapitalismus <i>Nikolaus Lehner</i>	133
Autor*innen	147

# Digitale Arbeitskulturen. Transformationen erforschen

Dennis Eckhardt, Sarah May, Martina Röthl, Roman Tischberger

---

**H**ome oder *Shared Offices*, *Digital Nomads*, *Crowd-* oder *Clickworker\*innen*, *Platform* und *Gig Economies*, *Social Media Businesses*, *Arbeit 4.0* – zwischen Agenda-Setting und sachlicher Deskription pendelnd markieren Begriffe wie diese in medialen, sozialen, ökonomischen und politischen Diskursen einige der zentralen Transformationen, die sich gegenwärtig im Forschungsfeld Arbeit vollziehen. Sie sind bislang kaum systematisch erforscht. Speziell zu den konkreten Effekten, die Arbeitspraktiken und Arbeitskontexte auf Prozesse der Digitalisierung – und umgekehrt – haben, fehlen empirische Befunde.<sup>1</sup> Für die empirisch arbeitende Kulturwissenschaft<sup>2</sup> bietet die Tradition einer Technikvolkskunde analytische Anschlussmöglichkeiten (Bausinger 1961; Binder 1992; Beck 1997; Herlyn 2010). Sowohl die kulturwissenschaftliche Arbeitskulturenforschung (vgl. Herlyn u. a. 2009a; Groth/Müske 2019; Groth u. a. 2020) als auch die europäisch-ethnologische Erforschung von Digitalisierung im Alltag (Koch 2017a; Bareither 2019) brachte dazu Relevantes ein.<sup>3</sup> Zusätzlich liegen Ergebnisse sozialwissenschaftlicher Untersuchungen zur Digitalisierung der Arbeit vor (Briken u. a. 2017; Hirsch-Kreinsen/ten Hompel 2017; Hirsch-Kreinsen 2018). Und dennoch lässt sich mit nur wenigen Fragen auf Desiderate dieses Forschungsbereichs hinweisen: Wie verändert Digitalisierung eigentlich die Art und Weise, wie, wo, wann und mit wem Menschen arbeiten? Wie wird die Digitalisierung selbst Gegenstand von Arbeitskulturen? Und wie genau ereignen und stabilisieren sich Arbeitskulturen im Digitalen?

Hier setzt diese Ausgabe an, die – *nomen est omen* – als erste Schrift der Berliner Blätter in rein digitalem Format erscheint: Sie nimmt Ausprägungen digitaler Arbeitskulturen sowie Veränderungen von Arbeits- und Lebenswelten durch Digitalisierung in den Blick und erörtert, inwiefern die empirische Deutung von digitalen Arbeitskulturen ein paradigmatischer Zugang zur Erforschung von Alltag sein kann. Impulsgebend war die Neugierde in Bezug darauf, wie sich lebensweltliche Effekte und Phänomene der Digitalisierung in Kontexten der Arbeitskulturen(forschung) zeigen, welchen Bedingungen sie unterliegen, was sie verursachen und wo sich Widerstände formieren. Der Zugang zu Arbeit in einem digitalisierten Markt wandelt sich ebenso wie deren Ausgestaltung zwischen Praktiken der Selbstpräsentation, des Headhunting, Prozessen der Prekarisierung oder *gameifizierter* Arbeitsaufträge. Videokonferenzen, Wiki-Systeme, die cloudbasierte Dokumentenablage oder Raumbuchungssysteme treten als Werkzeuge in Erscheinung, die Kommunikation und Kollaboration entgrenzen und zugleich Arbeitende als Disponierende und Disponierte (Link 2007, 221) auftreten lassen. Vor diesem Hintergrund stellen sich mit methodisch-theoretischen Positionierungen interferierende Fragen – etwa, wie sich über ein informatisches, eng an die Computerisierung geknüpftes Verständnis von Digitalisierung hinauskommen lässt und wie die Aufmerksamkeit stärker als bisher auf technische und

soziale Infrastrukturen sowie daran gebundene, in kontinuierlichem Wandel befindliche Arbeitsweisen gelenkt werden kann. Die Beiträge dieser Ausgabe beleuchten das Digitale als nicht-zwangsläufige Selbstverständlichkeit und untersuchen es in seiner Prozessualität: Die Autor\*innen forschen im Netz und mit digitalen Programmen, sie reflektieren ihre eigenen Handlungen, Instrumente und Deutungen und die ihrer Interviewpartner\*innen und Proband\*innen. Die methodisch innovativen, kritisch-reflexiven Analysen machen jeweilige Ist-Zustände greifbar und zeigen damit verbundene Herausforderungen auf.

Digitalisierung verändert Arbeitsweisen und Arbeitskontexte. Zugleich sind die Akteur\*innen je spezifischer Arbeitskulturen an der Konstruktion des Digitalen, seiner Fortentwicklung und auch seiner Vermeidung im Sinne einer Widerständigkeit beteiligt. Wir erkennen vor diesem Hintergrund eine zentrale Notwendigkeit darin, die Begriffskomplexe Arbeit und Digitalisierung zu reflektieren und sie in Analysen ihrer alltagsweltlichen Praktiken und Prozesse enger zu verzahnen. Für die Felder Arbeitskulturenforschung und Digitalisierung im Alltag haben sich innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (dgv) eigene Kommissionen gebildet. In Anbetracht der Interferenzen dieser Felder wird es zunehmend wichtiger, dass diese Kommissionen enger miteinander kooperieren und ihre Expertisen zur Erforschung digitaler Arbeitskulturen zusammenführen. Basis hierfür bildet eine nur scheinbar simple Beobachtung, die es in empirisch-theoretischen, doch auch methodischen Reflexionen zu beleuchten gilt, um die Verflechtungen von Arbeit und Digitalisierung in Transformationen der Gegenwart und jüngeren Vergangenheit analytisch greifbar zu machen: Das Digitale verändert die Arbeit; die Arbeit verändert das Digitale. So zielt diese Ausgabe der Berliner Blätter darauf ab, die Begriffe Arbeit und Digitalisierung im Kontext einer sich durch globale, digitale und häufig auch ökonomisch motivierte Interaktionen verändernden Gegenwart – wie vorläufig auch immer – zu konkretisieren. Hierzu leistet dieser hinführende Text einen ersten Beitrag: Er fasst und führt zunächst die bisherigen Forschungsansätze der Medien- und Digitalanthropologie und der europäisch-ethnologischen Arbeitskulturenforschung im Kontext der für die Felder wesentlichen Kommissionen zusammen, um auf dieser Basis Überlegungen zu Herausforderungen wie zur Relevanz einer empirischen Erforschung digitaler Arbeitskulturen zu formulieren.

## Medien- und Digitalanthropologie

Das Projekt einer Medien- und Digitalanthropologie innerhalb der Europäischen Ethnologie ist im deutschsprachigen Raum vergleichsweise jung. Im Jahr 2000 äußert Stefan Beck sein Erstaunen und seine Kritik daran, dass die Europäische Ethnologie »im deutschsprachigen Raum das interdisziplinäre Projekt einer »Medienanthropologie« (Beck 2000, 10) noch nicht mittrage. Beck entwirft daraufhin ein erstes Plädoyer für eine europäisch-ethnologische Partizipation, die 2001 von Hermann Bausinger mit dem »Jagdrecht auf Moorhühner« wiederholt wird. Darin betont Bausinger, dass Medien keine »technische[n] Installationen« (2001, 2), sondern in »Abläufe alltäglicher Art« (ebd.) integriert seien. Diese Einschätzung ist deshalb von Relevanz für die europäisch-ethnologische Erforschung von Medien und Digitalem, da sie die wechselseitige Beziehung von Mensch und Technik aufzeigt. Nach ersten Beiträgen und Veranstaltungen wie der Tagung *Neue Medien und Arbeitswelt* (Hirschfelder/Huber 2004) oder dem Mainzer dgv-Kongress 2007 *Bücher. Bilder. Bytes* (Simon u. a. 2009) bündeln sich die medienanthropologischen Forschungsansätze. Die Gründung der dgv-Kommission Digitalisierung im Alltag erfolgt im September 2011 während des 38. dgv-Kongresses in Tübingen.

Die genaue Ausdifferenzierung dessen, wie die Europäische Ethnologie das Digitale versteht und untersucht, ist nach wie vor nicht eindeutig (vgl. Fleischhack 2019). Gertraud Koch stellt fest, dass der Begriff des Digitalen möglicherweise erst durch seine Unschärfe theoretisch anschlussfähig sei (2017b, 10). Begriffe wie Medium und Digitalität unterliegen definitorischen Prozessen, sind zudem alltagssprachlich genutzt und lassen sich daher – das wird auch in dieser Hinführung deutlich – nur über analytische Annäherungen fassen. So versteht Klaus Schönberger die »volkskundliche Kulturwissenschaft« als »eine historisch argumentierende Kontextwissenschaft, deren Untersuchungsgegenstände über das Technische oder Mediale hinausreichen. Für sie steht der Alltag der NutzerInnen respektive der AkteurInnen im Zentrum« (2015, 202). Darauf, dass die verstehende Annäherung an die Nutzung und Deutung von Medien der Analyse alltäglicher Lebenswelten bedarf, weist auch Hermann Bausinger hin, wenn er formuliert: »The media are an integral part of the way the everyday is conducted« (1984, 349). Bausinger fasst Medien als eine Art Querschnitt zu weiteren Themenfeldern. Ähnlich beschreibt Gertraud Koch das Digitale:

»Das zentrale Anliegen [...] ist es, die sozialen, ästhetischen und ökonomischen Veränderungen, die sich mit dem Digitalen konstituieren und zunehmend die Horizonte gegenwärtiger Lebenswelten bestimmen, epistemologisch aufzugreifen und konzeptuell für die kulturanthropologische Forschung zu fassen« (2015, 197).

Was diese Deutungsansätze eint, ist die Annahme, dass Medien *an sich* ethnografisch kaum zu erforschen sind, genauso wie das Digitale *an sich* keinen Erkenntnisgegenstand der Europäischen Ethnologie darstellt. Damit einhergehende Phänomene können nur schwerlich als eindeutig definiert werden. Klaus Schönberger weist darauf hin, dass sich – auch und gerade im Kontext digitaler Kommunikation – Wandel in erster Linie über das Bestehende konzipiert. Für die Analyse schlägt er das Begriffspaar »Persistenz und Rekombination« vor, mit dem einbezogen ist, dass »ungeachtet veränderter technologischer Rahmenbedingungen Praxen wie Praktiken bestehen bleiben« (Schönberger 2015, 206 – 207). Die wechselseitige Prägung von Akteur\*in und Digitalem bleibt für die europäisch-ethnologische Forschung ebenso zentral wie die Auffassung, dass Digitalisierung sich nicht als Automatismus betrachten lässt. Nachdem wir, mit Bruno Latour gesprochen, »nie modern gewesen sind« (2008), ist in Anlehnung an Armin Nassehi, der das Unbehagen an der digitalen Kultur hervorhebt (2019, 42), zu betonen, dass »wir (auch) nie digital gewesen sind«: Rahmungen, Effekten und Herausforderungen digitaler Arbeitskulturen ist weniger an digitalen Medien *an sich* nachzuspüren. Vielmehr bietet sich das Analyserepertoire einer praxeologisch angelegten Medien- und Digitalanthropologie an.<sup>4</sup> Nahegelegt wurde dies bereits auf Arbeitstagungen der Kommission Digitalisierung im Alltag, vorbereitend etwa im Jahr 2014 in Hamburg (Jablonowski/Elster 2015) und unter dem Titel *Digitale Praxen* im Jahr 2015 in Frankfurt. In Hinblick auf Medienpraktiken stellt Christoph Bareither fest:

»Medienpraktiken sind mehr als individuelle Medienhandlungen, sie sind integraler Bestandteil der soziokulturellen Prozesse, die wir Alltag nennen. Als solche sind sie historisch gewachsen, Gegenstand wie auch Motor sozialer Aushandlungsprozesse, und sie umfassen komplexe Arrangements (oder auch: Netzwerke, Assemblagen) aus menschlichen und nicht-menschlichen Entitäten, die sich relational zueinander verhalten« (2019, 6).

Eine relationale, Medien nicht ›*black-boxende*‹ Sicht ermöglicht der Rückgriff auf Affordanztheorien. Stefan Beck wendet dieses aus der Psychologie kommende Konzept – wohl-gemerkt unter kritischer Revision – auf die europäisch-ethnologische Erforschung von Mensch-Technik-Beziehungen an (1997). Affordanzen bezeichnen zunächst Eigenschaften einer materiellen Umwelt, die konkrete Tätigkeiten zwar nicht erzwingen, aber ermöglichen. Dementsprechend erlauben Affordanztheorien eine Annäherung an das ›Dazwischen‹ – zwischen Medien und Mensch im Spannungsverhältnis von Praxisaufforderung und Praxisbeschränkung (Bareither 2019, 10). Insofern wird über Affordanzen deutlich, dass digitaldeterministische Ansätze für eine europäisch-ethnologische Forschung in keinem Fall greifen und die Ambivalenz des Alltäglichen zu verdecken drohen.<sup>5</sup> Dazu formuliert Julian Hopkins:

»People connect with other people through digital media and these mediated connections influence, to some degree, how they integrate their sociocultural environment with their actions and sense of identity. However, individual agency and cultural forces matter, and digital media do not have impact in the same way, everywhere, and all the time« (2020, 48).

Die Medien- und Digitalanthropologie speist sich dementsprechend aus einer technikwissenschaftlich inspirierten Praxeologie und bietet Brückenschläge zu den Science and Technology Studies (Bowker u. a. 2010; Schüttpelz 2011; Beck u. a. 2012; Lengersdorf/Wieser 2014) sowie den praxeologisch arbeitenden Medienwissenschaften (Gießmann/Taha 2017; Schüttpelz/Gießmann 2015; Dang-Anh u. a. 2017).

Arbeit als Erkenntnisgegenstand oder Forschungskategorie taucht in diesen Feldern jedoch kaum auf. Eine Ausnahme bildet hier die Arbeitstagung der Kommission Digitalisierung im Alltag 2018 mit deutlicher Thematisierung des digitalen Kapitalismus (Jablonowski 2018). Das Verhältnis zwischen Arbeit und Affordanz betreffende Fragen, beispielsweise wie Affordanzen durch Arbeit hergestellt und Medien-Infrastrukturen durch konkrete Arbeitsprozesse entstehen und stabilisiert werden, deuten aber bereits auf Felder hin, die sich der europäisch-ethnologischen Erkundung – man könnte sagen ›mit geradezu affordierendem Charakter‹ – aufdrängen. Anschlussfähigkeit verspricht hier die Perspektive der »Politische[n] Ökonomie digitaler Technologien«, wie Andreas Wittel sie vorschlägt (2017, 335). Für die Untersuchung des Digitalen benennt er die analytische Beachtung von Arbeit als wesentlich. Dass Arbeit gar als Triebfeder und Motor der Digitalisierung gesehen werden kann, wurde bislang jedoch kaum thematisiert und erforscht.

Anknüpfungspunkte für eine Erforschung der Transformationen von Arbeitskulturen und Digitalisierung bietet nicht zuletzt die Medien-Infrastrukturforschung (Schüttpelz 2017; Koch 2017c; Gießmann 2018): Diese Forschungsrichtung weist beispielsweise auf die Notwendigkeit hin, infrastrukturelle Praktiken, Prozesse und Netzwerke als »Kontinuität und Komplexität der Arbeit« zu beschreiben, »die das Funktionieren von Infrastruktur garantier[en]« (Niewöhner 2014, 344; vgl. auch Star/Strauss 2017; Suchman 1995). Da jedoch sowohl die Infrastrukturforschung als auch die Arbeitskulturenforschung eben bislang kaum auf medien- und digitalanthropologische Ansätze rekurren, sind relevante Felder noch unbearbeitet. In Anschlag zu bringen ist hier in jedem Fall eine Wechselseitigkeiten berücksichtigende Analyse, die einerseits darauf abhebt, inwiefern mediale Infrastrukturen durch konkrete Praktiken der Arbeit geschaffen und aufrechterhalten werden, die andererseits aber auch berücksichtigt, dass Medienpraktiken zunehmend mit Arbeit zusammenfallen – und wiederum mediale Infrastrukturen erzeugen.



## Arbeitskulturforschung

Die Europäische Ethnologie hat wesentliche Beiträge zur Erforschung von Arbeiter\*innen- und Arbeitskulturen im deutschsprachigen Raum geleistet.<sup>6</sup> Sie hat sich zunächst explizit als »Links-Volkskunde« positioniert (Bachmann 2000, 35–36) und betont nach wie vor den solidarischen Bezug zu den Beforschten. Volkskundliche Analysen zu Arbeit zielten lange Zeit auf vornehmlich ländliche und nicht-industrielle Arbeit (Heilfurth/Weber-Kellermann 1967; Lauterbach 2000), wenngleich das Verhältnis von Technik und Alltag in den 1960er Jahren im Fach vergleichsweise früh thematisiert wurde (Bausinger 1961). Mit der inhaltlichen Erweiterung des volkskundlichen Fachkomplexes seit den Debatten um den »Abschied vom Volksleben« (Bausinger u. a. 1970; vgl. auch Gerndt 1988; 2015; Brückner 2000) rückte das Thema Arbeit und die Arbeiter\*innen selbst in das Zentrum der Betrachtung. 1979 kommt es in Kiel zur Gründung der dgv-Kommission für Arbeiterkultur.

Nach prosperierenden Anfangsjahren, in denen vor allem Lebenswelten der Arbeitenden untersucht wurden, zeichnete sich die Entwicklung ab, dass die Arbeits- und Arbeiter\*innenkultur und die Forschung über sie am Verschwinden sei. Hierauf bildete sich eine Erforschung von Arbeitskulturen heraus, die eine neue Aufmerksamkeit gegenüber den vielfältigen Formen von Arbeit zeigte. Ausdruck fand dies auch in der Umbenennung der Kommission in Arbeitskulturen, die im Rahmen der 9. Arbeitstagung der Kommission 1998 in München erfolgte (Scholl 2015, 88–93). Die im Jahr 2001 veranstaltete Tagung zielte unter dem Titel *Das Innenleben der Organisation. Ethnographisches Wissen in der Organisationsberatung* auf einen explizit interdisziplinären Austausch im Querschnitt von Europäischer Ethnologie, Soziologie, Psychologie, Wirtschaftswissenschaften und Unternehmensberatung (Götz 2001). Die Ausrichtung an der Unternehmensberatung wurde zuvor jedoch als »Verbetriebswissenschaftlichung« (Lindner 2000, 155) kritisiert und konnte sich nicht durchsetzen. Aus dieser Debatte erwuchs das Bedürfnis, kommende Forschungsaktivitäten wieder verstärkt auf die Akteur\*innen der Arbeit zu fokussieren. Eine Hinwendung zur Arbeits- und Industriesoziologie (AIS) war insofern eine logische Folge, als dass die AIS sich dieser Perspektive mit dem Konzept der Subjektivierung (Schmiede/Schilcher 2010; Kleemann 2012) prominent anzunehmen schien.<sup>7</sup> In den darauffolgenden Jahren konnten Forschungsbeiträge der Arbeitskulturforschung die industriesoziologische Sichtweise kulturwissenschaftlich erweitern (Schönberger/Springer 2003; Huber/Hirschfelder 2004; Schondelmayer 2008; Herlyn u. a. 2009a; Götz u. a. 2010). Klaus Schönberger und Irene Götz kam hier das Verdienst zu, die Kommission auch bei der AIS bekannt zu machen und den interdisziplinären Austausch zu forcieren (vgl. Götz 2010). Daraus erwuchs ein »neuer-alter« Subjektfokus, der auf die Untersuchung konkreter Lebensbedingungen unter Berücksichtigung der jeweiligen ökonomischen Kontexte zielte (Herlyn u. a. 2009b; Götz 2013). Verschiedentlich ergänzt (Koch/Warneken 2012; Huber 2013; Lemberger 2019) blieb dieser Forschungsstrang bis heute erhalten. Zentral erweist sich dabei die Darstellung Irene Götz', die aufzeigt, an welchen Faktoren der Wandel der Arbeit festzumachen ist:

»Research based on individual case studies explains in a graphic manner how a range of social factors determine whether people are able to cope with post-Fordist forms of work or not. These factors include class, gender, age, occupation, and education, but also (and increasingly) lifestyle and networks of family, friends, and work contacts. In other words, it is negotiated along these lines whether subjectified, post-Fordist conditions of work are perceived as a state of insecurity or as an extension of autonomy

and creativity – as a burden (in the case of the factory workers) or as an improvement and a challenge (in the case of the professionalized mothers)« (2013, 79).

Hier wird noch einmal der mit der AIS geteilte Ansatz erkennbar, die Gefährdung des Subjekts zu fokussieren (Scholl 2015; Sutter 2013). In der Betrachtung der Technisierung, Informatisierung – und eben Digitalisierung – von Arbeit durchlief die AIS entsprechende Transformationen und nahm Auswirkungen der Arbeit auf Subjekte sowie deren Vermögen und Ausstattungen in den Blick (Baukrowitz u. a. 2000; Baukrowitz u. a. 2006; Kruse 2004). Erst mit dem auf Verbesserung von Arbeitsbedingungen zielenden Ansatz der »Humanisierung der Arbeit« kam jedoch auch dem Moment der Gestaltbarkeit explizite Aufmerksamkeit zu (Pfeiffer 2010, 244 – 246). Vor diesem Hintergrund verlangte Sabine Pfeiffer eine »techniksoziologisch informierte, kritische Arbeitssoziologie« (2015, 15). Für die Europäische Ethnologie liegt in Anbetracht der Subjektivierungs- und Entgrenzungsdebatten (Koch/Warneken 2012; Sutter/Flor 2017; Groth u. a. 2020) eine medien- und digitalanthropologisch informierte, kritische Arbeitskulturforschung nahe. Eine solche hat in Zusammenhang mit digitalen Transformationen sicherlich weiterhin nach den »Gefährdungen« des Subjekts zu fragen, tut aber gut daran, gleichzeitig auch zu erörtern, wie sich Arbeit und – eine als Zusammenspiel informatischer und soziokultureller Phänomene verstandene – Digitalisierung wechselseitig hervorbringen. In der Konsequenz müssen digitale Arbeitskulturen in ihrer prozessualen Ambivalenz untersucht werden: Sie sind zunehmend von Digitalisierung geprägt. Zugleich bestimmen sie vielfach das Entstehen und die Fortentwicklung digitaler Angebote, Waren und Strukturen und »ereignen« sich zunehmend auf der Ebene des Digitalen. Medienpraktiken als Teil von Arbeit oder mit Arbeit interferierend zu beschreiben, greift also dort zu kurz, wo unberücksichtigt bleibt, dass Arbeit nicht nur digitalisiert *wurde* und *wird*, sondern auch digitalisiert *hat* und weiterhin digital verschränken, vernetzen, verrechnen, bemessen und verwerten *wird*.

## Digitale Arbeitskulturen – Rahmungen, Effekte und Herausforderungen

An das bisher Skizzierte anschließend und mit Blick auf die Beiträge dieser Ausgabe, bieten sich der europäisch-ethnologischen Annäherung an digitale Arbeitskulturen mindestens drei mögliche Szenarien an. Für alle drei gilt, dass sie sich überlappen und gegenseitig ergänzen – und so dazu beitragen, Analysen dahingehend zu schärfen, dass Arbeitskulturen sich durch Digitalisierung verändern, sie aber gleichzeitig Anteil an der Hervorbringung des Digitalen haben und sich – wiederum anteilig – darin ereignen. Des Weiteren ist allen drei Szenarien<sup>8</sup> eine zeitlich-genealogische Dimension inhärent: Wir möchten von einer (1) *digitalisierten* Arbeitskulturforschung sprechen, die die Rolle des arbeitenden Subjekts digitaler Arbeit weiterhin ins Zentrum stellt. Digitalisierte Arbeitskulturforschung fragt nach sich verändernden Subjektivierungen, nach den Bedingungen und Motivationen dieses Wandels und damit einhergehenden An- und Überforderungen sowie Entgrenzungen und behält dabei die Akteur\*innen im Blick. Im Anschluss daran lässt sich eine (2) *digitalisierende* Arbeitskulturforschung beschreiben, die direkter bei digitalem Wandel und der Prozessualität digitaler Arbeit ansetzt und danach fragt, wie Akteur\*innen an der Produktion von Digitalität und der Hervorbringung entsprechender Phänomene beteiligt sind. Schließlich wäre von einer (3) *digitalen* Arbeitskulturforschung auszugehen, die den Akzent auf die konkreten Ausgestaltungen und Formen digitaler Arbeit legt, Arbeit

dabei jedoch so versteht, dass sie Daten erzeugt, verarbeitet und für die Konstitution digitaler Ökonomien wesentlich ist.

Wenn Kultur und Alltag als medial, digital und ökonomisch vermittelt verstanden werden, dann lassen sich Verschränkungen von Digitalisierung und Arbeit auch nur auf diesen Vermittlungsebenen untersuchen: Welche Arbeitspraktiken spielen mit Phänomenen der Digitalisierung zusammen? Wie gestalten Akteur\*innen die digitalen Transformationsprozesse? Inwiefern verschieben sich Referenzsysteme, wenn sich Arbeit zeitlich und räumlich entgrenzt und Trennlinien zwischen Arbeit und Nicht-Arbeit unscharf werden? Welche Arbeitsfelder werden exemplarisch für eine sich durch globale und digitale Impulse transformierende Arbeitswelt? Und: Inwiefern werden methodische Weiterentwicklungen notwendig, um mit Digitalisierung korrespondierende Entgrenzungen ethnografisch auf die Spur zu kommen? In der Beantwortung dieser Fragen versammelt diese Ausgabe zehn Beiträge, die die Relevanz, doch auch Schwierigkeiten der Erforschung digitaler Arbeitskulturen aufzeigen. Sie analysieren die Rahmungen, Effekte und Herausforderungen des Themenkomplexes digitaler Arbeitskulturen und sind entsprechend dieser Begriffe gegliedert.

Konkrete Blicke auf die Rahmungen digitaler Arbeitskulturen werfen die ersten drei Beiträge dieser Ausgabe: HEINER HEILAND untersucht Arbeitskulturen von Fahrradkurier\*innen und deren widerständiges Agieren in Auseinandersetzung mit den entsprechenden digitalen Plattformen, die die Arbeitsalltage der Kurier\*innen strukturieren und disziplinieren. Gerade für die Erforschung von analogen und digitalen Verschränkungen von Arbeit erweisen sich ethnografische Zugänge als fruchtbar. Mit machtvollen Setzungen des Digitalen in Arbeitsprozessen beschäftigt sich auch JOHANNES MÜSKE, der den im gegenwärtigen Diskurs breit genutzten Begriff Arbeit 4.0 technisch-kulturwissenschaftlich einordnet. Am Beispiel der Logistikbranche untersucht er das Verhältnis von Arbeit und Technik: Er unternimmt eine Ethnografie des Lagerhausbetriebs des Otto Versandes und setzt die Alltagserzählungen der Logistikarbeiter\*innen in Bezug zu den Rahmungen durch ›disziplinierende Diskurse‹. Der Beitrag von MORITZ ALTENRIED, MANUELA BOJADŽIJEV und MIRA WALLIS erscheint als verschriftlichtes und überarbeitetes Gespräch, in dem sie ihre Forschungsansätze und -ergebnisse mit Dennis Eckhardt diskutierten. Ausgehend von den Themenfeldern Migration und Arbeit unter digitalen Bedingungen eröffnete sich ein Austausch über Arbeitskulturen im digitalen Kapitalismus, Crowdfunding, virtuelle Migration sowie die Rolle von Logistikern und digitalen Infrastrukturen.

Effekte digitaler Arbeitskulturen diskutieren die empirisch argumentierenden Beiträge von René Umlauf, Anna Oechslen und Petra Schmidt. Am Beispiel erwerbsorientierter Mütter-Lifestylebloggerinnen (*Mompreneurs*) setzt PETRA SCHMIDTS ethnografische Annäherung an. Sie untersuchte, wie Mutterschaft als Status und Lebensstil zum Ausgangspunkt unternehmerischer Tätigkeiten wird und wie die Akteurinnen auf ihren Blogs das ›Interessante‹ und ›Authentische‹ als eine digital-ökonomische Ressource herstellen und vermarkten. RENÉ UMLAUF beschreibt Auswirkungen globaler Digitalwirtschaft auf lokale Arbeitskulturen am Beispiel einer *Machine Learning*-Fabrik von *Samasource* in Gulu, Nord-Uganda. Der Beitrag zeigt, inwiefern digitale Arbeitskulturen oftmals auf prekäre Mikroarbeit beschränkt und trotz Verbreitung anderer digitaler Dienste, wie digitaler Bezahlungssysteme, von lokalen Wissens- und Arbeitskulturen entkoppelt bleiben. ANNA OECHSLEN diskutiert die alltäglichen Lebenswelten der *Gig Economy* am Beispiel von Plattformarbeit indischer Crowdworker\*innen. Sie analysiert auf empirischer Basis deren Erfolgchancen und dekonstruiert dadurch das Bild einer ›globalen Community‹, das Plattform-Betreiber\*innen nutzen, um Verbundenheit und eine geteilte Ausgangsbasis zu suggerieren: Oechslen macht deutlich, dass Crowdwork hierarchisch strukturiert, prekär und konkurrenzorientiert

ist. Damit zeigen Umlaufs und Oechsle's Arbeiten, dass zukünftige Forschungsarbeiten im Bereich digitaler Arbeitskulturen gerade auch gegenüber den räumlichen Rekonfigurationen von Arbeit aufmerksam bleiben sollten.

Die Herausforderungen digitaler Arbeitskulturen beschreiben exemplarisch Tilo Grenz, Lina Franken, Sedef Neitmann und Christian Scheel sowie Nikolaus Lehner. Am Fallbeispiel eines Fitnessunternehmens, das Nutzer\*innen in die Erstellung von Trainingsplänen einbezieht, legt TILO GRENZ ethnografisch-methodische Überlegungen vor. Der Autor plädiert für eine prozessorientierte Ethnografie, die in besonderem Maße Zeitverläufe und Pfadabhängigkeiten individueller Organisationen berücksichtigt. Ethnografisches Denken und Forschen lässt die Reflexion des eigenen Tuns nicht aus. In diesem Sinne und aus der Warte der Digital Humanities setzen sich die Beiträge von Lina Franken sowie Sedef Neitmann und Christian Scheel mit digitalen Arbeitskulturen in der Wissenschaft auseinander. LINA FRANKEN untersucht die Nutzung digitaler Annotationswerkzeuge und analysiert dabei Praktiken, Widersprüche und Brüche in der Praxis analogen und digitalisierten Notierens innerhalb der Europäischen Ethnologie. Auf Basis einer mit zukünftigen Nutzenden eines digitalen Annotationswerkzeuges durchgeführten Umfrage beleuchten SEDEF NEITMANN und CHRISTIAN SCHEEL die Bedenken und Hoffnungen, die sich in Bezug auf die eigene, sich durch Digitalisierung verändernde Arbeitspraxis abzeichnen können. Beide Beiträge zeigen auf, dass das »Unbehagen an der digitalen Kultur« (Nassehi 2019, 42) gerade auch unter (Kultur-)Wissenschaftler\*innen besteht. Im abschließenden Beitrag resümiert NIKOLAUS LEHNER seine eigenen Erfahrungen als Freelancer von Texter\*innenplattformen. Im Zentrum steht die Frage nach dem Wert von Worten. Lehner macht deutlich, dass Formen kognitiver oder intellektueller Arbeit im Kontext des Plattformkapitalismus nichts mehr mit romantischen Vorstellungen vom Schreiben als Beruf gemein haben. Der Beitrag analysiert die herrschenden Verhältnisse der plattformbasierten Arbeitskulturen scharf wie scharfzünftig – und rundet die Ausgabe pointiert ab.

## Ausblick

Unterschiedliche Facetten und Ebenen digitaler Arbeitskulturen zeigen sich nicht nur in den Beiträgen, sondern auch ganz konkret in der digital organisierten, kollaborativen Herstellung der vorliegenden Ausgabe. Die Endredaktion sowie das Verfassen dieses Einleitungstextes erfolgten zwischen März und Juli 2020, also während der Zeit, die wahrscheinlich als »Covid-19-Ausnahmesituation« ins kollektive Gedächtnis eingeschrieben werden wird. Die für Titel und Gliederung gewählten Rahmungen, Effekte und Herausforderungen erreichten in diesen Monaten insofern eine neue Qualität, als dass sie – jeweils in Bezug auf Arbeit und Digitalisierung, aber eben auch in ihrer Verschränkung – so überdeutlich, so augenfällig und so unmittelbar für viele wurden. Bei den folgenden, nur kurz umrissenen Beobachtungen ließe sich auch schon mit den oben skizzierten Szenarien der digitalisierten, digitalisierenden und digitalen Arbeitskulturenforschung analytisch ansetzen, um Interdependenzen exemplarisch durchzuspielen.

Ähnlich wie es bei der globalen Finanzkrise ab 2008 zu beobachten war, ließ auch die sogenannte »Corona-Krise« die Kritik am Eingreifen der Nationalstaaten in wirtschaftliche Sphären zunächst verstummen. Arbeitnehmende aus prekären Sparten wurden mit Attributen wie »systemrelevant« oder »-erhaltend« belegt: In Pflegeberufen und im Einzelhandel Tätige galten plötzlich als Held\*innen des Alltags und bekamen öffentlichen Applaus. Größere finanzielle Ausgleichsmaßnahmen blieben allerdings aus. Durch die Schließung von Schulen

und Kinderbetreuungseinrichtungen rückten Fragen zur gerechten Verteilung von Reproduktionsarbeit wieder stärker in den Mittelpunkt. Die Herstellung der Corona-Warn-App brachte medizinische Wissenschaften, Programmierer\*innen und den Staat zusammen. Der Anteil der von zu Hause aus arbeitenden Menschen stieg rasant an. Die Zufriedenheit der Mitarbeiter\*innen im Homeoffice schien zunächst groß. Dass der Arbeitsplatz daheim die Vernutzung subjektiver Potenziale begünstigte, blieb ausgeklammert. Vom ›Shutdown‹ betroffen waren insbesondere Menschen in kurzfristigen Beschäftigungsverhältnissen oder Minijobs. Das Risiko, erwerbslos zu werden, war für all jene höher, die nicht auf digitalen Ebenen agieren konnten. Gleichzeitig zeichnete sich ab, dass Lieferservices und Onlineversandhändler wie Amazon – nicht jedoch deren Beschäftigte – die großen ›Krisengewinner‹ waren. Wo Digitalität die durch Menschen geleistete Arbeit nicht ersetzen konnte, wurde überdeutlich. Aushandlungsprozesse wie Machtstrukturen wurden verstärkt sichtbar, wo es um die kurzfristig anberaumte Digitalisierung von Arbeitsbereichen ging.

Die Auswirkungen der Pandemie sind noch nicht in vollem Ausmaß absehbar, für Einzelne aber spürbar. Die Zahl der Arbeitslosen stieg, in den Statistiken tauchten die massiv von Beschränkungen betroffenen Kulturschaffenden aber beispielsweise nicht gesondert auf. Sogenanntes ›Social Distancing‹ hatte für den Kunst- und Kulturbetrieb zur Folge, dass dieser Wege und Formate (er-)finden musste, sich möglichst rasch ins Digitale zu verlagern. Im Bereich des Sports wurden Veranstaltungen und Wettkämpfe, wo nicht abgebrochen oder verschoben, nach wochenlangen Pausen ohne Zuschauer\*innen als Geisterspiele fortgesetzt: Formen der Eventisierung fanden neue Wege. Als diskursive Formation wurde ›Corona‹ zum Digitalisierungsimperativ. Wo es Akteur\*innen in Institutionen vor dem Frühjahr 2020 noch möglich war, Veränderungen entlang widerspenstiger und eigensinniger Praxen hinauszuzögern und den sprichwörtlichen Sand ins Getriebe zu streuen, standen diese – Stichwort ›urgence‹ (vgl. Müske in dieser Ausgabe; Röthl 2018, 40 – 51) – nun zunehmend auf verlorenem Posten. Im Frühjahr 2020 schien es, als ob es nun um eine tatsächliche Neubewertung von Arbeit gehen muss und entsprechende Kämpfe bereits eingesetzt hätten. Wachsam diskutiert werden muss – von hier aus betrachtet und *neuerlich* – die gerechte Verteilung von Arbeit. Zu thematisieren ist, dass die Reproduktionsarbeit generell stärker bei Frauen\* liegt und die Effekte der Pandemie diese Schiefelage verstärken. Aus der Finanzkrise 2008 lässt sich hier mitnehmen, dass die Zahl arbeitsloser Männer\* nach dieser schneller sank als die der arbeitslosen Frauen\*, welche vielfach nicht zur Erwerbsarbeit zurückkehren konnten. Die digitale Spaltung scheint sich global, aber eben auch entlang der Dimension Geschlecht sowie gesellschaftlicher Schichten und Milieus stärker bemerkbar zu machen als je zuvor: Welche Staaten und Institutionen können es sich überhaupt leisten, eine Corona-Warn-App zu entwickeln? Wer hat das entsprechende Smartphone-Modell zur Hand? Wer kann die App nicht installieren?

Covid-19 wird Arbeit – und damit Arbeitsweisen, Arbeitsverhältnisse, Arbeitskulturen – möglicherweise langfristig und massiv verändern. Digitalität beziehungsweise die Möglichkeit, Arbeitsprozesse auf digitale Ebenen zu transferieren, erscheint nun mehr Menschen denn je als Ausweg und (einzige?) Lösung. Am Beispiel des sogenannten ›Homeschoolings‹ wurde jedoch auch einmal mehr deutlich, wie stark Digitalisierungsgrad und soziale Ungleichheit interferieren und wie vulnerabel solche Transformationsprozesse sind. Dass die Grenzen digitaler Sphären dort liegen, wo die stabile Internetverbindung endet, mussten im Frühjahr 2020 viele erkennen. Die durch Covid-19 ausgelöste und als krisenhaft wahrgenommene Situation gab Anlass, von einer historischen Zäsur zu sprechen. Transformationsprozesse – und hier speziell das Ineinandergreifen von Digitalem und Arbeit betreffende – schienen stark beschleunigt und auch wesentlich kontingenter

als noch wenige Wochen vor den national durchgesetzten und global wirkmächtigen Maßnahmen zur Eindämmung der Pandemie, die vor allem nicht-digitale Prozesse eklatant entschleunigten. Die Notwendigkeit und auch der Reiz, diese transformativen Prozesse kulturanalytisch offenzulegen, zeigen sich in diesem Zusammenhang besonders deutlich.

Die Beiträge dieser Ausgabe machen gezielte Vorschläge, wie sich Transformationen in den Bereichen des Digitalen, der Arbeit und des Alltags in ihren Verschränkungen erforschen lassen. Sie verweisen auf sich transformierende Subjektkonstitutionen und Lebenszusammenhänge – und immer wieder auch auf die Wirk- und Gestaltungsmacht von Akteur\*innen. In alltäglichen Lebenswelten sind Akteur\*innen nicht nur von Digitalisierung betroffen, sondern produzieren sie durch ihre Arbeit selbst mit. So plädieren wir explizit für eine kulturanalytische Perspektive, die das Passivität implizierende Primat des ›Von-Digitalisierung-betroffen-Seins‹ unterläuft: Arbeit und Arbeitskulturen ereignen sich im Digitalen und produzieren gleichsam Digitalisierung. Die Europäische Ethnologie verfügt grundsätzlich über die Instrumentarien für eine solch komplexe Kulturanalyse. Wo Analysen Überschneidungen und Interferenzen der oben skizzierten Stränge *digitalisierter*, *digitalisierender* und *digitaler* Arbeitskulturen fokussieren, wird es des verstärkten Austauschs zwischen Arbeitskulturen- und Digitalisierungsforschung bedürfen, darüber hinaus aber auch weiterer fachinterner sowie transdisziplinärer Allianzen. Auch das machen die nachfolgenden Beiträge konkret.

## Endnoten

- 1 Ausnahmen bilden etwa: Altenried 2017; Altenried/Bojadžijev 2017; Bachmann 2018; Feldmann u. a. 2020; Litscher 2020; Tischberger 2020.
- 2 Kulturanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft sind eingeschlossen, wenn im Folgenden die Fachbezeichnung Europäische Ethnologie verwendet wird.
- 3 Wesentlich wurden die kulturwissenschaftlichen Forschungen dieser Felder durch die Kommission Digitalisierung im Alltag und die Kommission Arbeitskulturen in der dgv geprägt; siehe <http://www.goingdigital.de/> sowie <http://www.dgv-arbeitskulturen.de/>. Diese Ausgabe wurde auch durch die vielfältigen Diskussionen im Media & Digital Anthropology Lab am Institut für Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität Berlin (geleitet von Christoph Bareither und Dennis Eckhardt) bereichert. Gedankt sei an dieser Stelle Fabian Broeker für die Redaktion der Abstracts.
- 4 Vgl. hierzu Couldry/Hepp 2017; Couldry 2004; einführend zur Praxistheorie siehe Beck 2000; 2019; Reckwitz 2003; Hörning/Reuter 2004; Schäfer 2013.
- 5 Dies ist auch Gegenstand der vom Berliner Institut im Oktober 2020 digital veranstalteten 7. Arbeitstagung der Kommission für Digitalisierung im Alltag: *Digital Truth-Making – Ethnographic Perspectives on Practices, Infrastructures and Affordances of Truth-Making in Digital Societies*. Die Tagung wird im Online-Format stattfinden.
- 6 Übersicht über den Forschungsstand geben beispielsweise Scholl 2015 oder Franken 2017. Nicht unerwähnt bleiben soll außerdem, dass die 3. Arbeitstagung der Kommission für Frauenforschung der dgv unter das Thema Arbeit gestellt war (Bagus u. a. 1989).
- 7 Die fachinterne Diskussion, inwieweit auf Subjektivierung rekurrierende Forschungsansätze beziehungsweise das Konzept ›Subjektivierung von Arbeit‹ tatsächlich mit einem *europäisch-ethnologischen* Verständnis von Subjektzentrierung d'accord gehen, steht aus.
- 8 Zur Strukturierung Digitaler Arbeit(-skulturen) vgl. auch den Aufsatz von Tilo Grenz in dieser Ausgabe.

## Literatur

Altenried, Moritz (2017): Die Plattform als Fabrik. Crowdwork, Digitaler Taylorismus und die Vielfältigkeit der Arbeit. In: PROKLA 187, 175 – 191.

- Altenried, Moritz/Manuela Bojadžijev (2017): Virtual Migration, Racism and the Multiplication of Labour. In: *spheres. Journal for Digital Cultures* 4, 1 – 16.
- Bachmann, Götz (2000): Der Belegschaftskultur-Ansatz und die Links-Volkskunde. In: Irene Götz/Andreas Wittel (Hg.): *Arbeitskulturen im Umbruch. Zur Ethnographie von Arbeit und Organisation*. Münster, 35 – 52.
- Ders. (2018): Dynamicland. Eine Ethnographie der Arbeit am Medium. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 114/1, 29 – 50.
- Bagus, Anita u. a. (Hg.) (1989): *Rund um die Uhr. Frauenalltag in Stadt und Land zwischen Erwerbsarbeit, Erwerbslosigkeit und Hausarbeit*. Marburg.
- Bareither, Christoph (2019): Medien der Alltäglichkeit. Der Beitrag der Europäischen Ethnologie zum Feld der Medien- und Digitalanthropologie. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 115/1, 3 – 26.
- Baukrowitz, Andrea u. a. (Hg.) (2006): *Informatisierung der Arbeit – Gesellschaft im Umbruch*. Berlin.
- Baukrowitz, Andrea u. a. (2000): Die Entwicklung der Arbeit aus der Perspektive ihrer Informatisierung. In: *kommunikation @ gesellschaft* 1, 1 – 17.
- Bausinger, Hermann (1961): *Volkskultur in der technischen Welt*. Stuttgart.
- Ders. (1984): Media, Technology and Daily Life. In: *Media, Culture and Society* 6/4, 343 – 351.
- Ders. (2001): Vom Jagdrecht auf Moorhühner. Anmerkungen zur kulturwissenschaftlichen Medienforschung. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 97/1, 1 – 14.
- Bausinger, Hermann u. a. (Hg.) (1970): *Abschied vom Volksleben*. Tübingen.
- Beck, Stefan (1997): *Umgang mit Technik. Kulturelle Praxen und kulturwissenschaftliche Forschungskonzepte*. Berlin.
- Ders. (2000): *media. practices@culture. Perspektiven einer Kulturanthropologie der Mediennutzung*. In: Ders. (Hg.): *Technogene Nähe. Ethnographische Studien zur Mediennutzung im Alltag*. Münster u. a., 9 – 17.
- Ders (2019): Von Praxistheorie 1.0 zu 3.0. Oder: wie analoge und digitale Praxen relationiert werden sollten. In: *Berliner Blätter* 81, 9 – 27.
- Beck, Stefan u. a. (Hg.) (2012): *Science and Technology Studies. Eine sozialanthropologische Einführung*. Bielefeld.
- Binder, Beate (1992): Technikstile. In: Bettina Heinrich u. a. (Hg.): *Gestaltungsspielräume. Frauen in Museum und Kulturforschung*. Tübingen, 89 – 107.
- Bowker, Geoffrey C. u. a. (2010): Toward Information Infrastructure Studies: Ways of Knowing in a Networked Environment. In: Jeremy Hunsinger u. a. (Hg.): *International Handbook of Internet Research*. Dordrecht, 97 – 117.
- Briken, Kendra u. a. (Hg.) (2017): *The New Digital Workplace. How New Technologies Revolutionize Work*. London.
- Brückner, Wolfgang (2000): *Volkskunde als historische Kulturwissenschaft, Bd. 2*. Würzburg.
- Couldry, Nick (2004) *Theorising Media as Practice*. In: *Social Semiotics* 14/2, 35 – 54.
- Couldry, Nick/Andreas Hepp (2017): *The Mediated Construction of Reality*. Cambridge/Malden.
- Dang-Anh, Mark u. a. (2017): Medienpraktiken. Situieren, erforschen, reflektieren. Eine Einleitung. In: *Navigationen* 17/1, 7 – 37.
- Feldmann, Nathalie u. a. (2020): Gesammelte Werke: Arbeitskultur in volkskundlichen Sammlungen revisited. In: Stefan Groth u. a. (Hg.), *Vernetzt, entgrenzt, prekär? Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Arbeit im Wandel*. Frankfurt a. M./New York, 153 – 170.
- Fleischhack, Julia (2019): Veränderte Bedingungen des Sozialen. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 2019/2, 196 – 215.
- Franken, Lina (2017): *Unterrichten als Beruf. Akteure, Praxen und Ordnungen in der Schulbildung*. Frankfurt a. M./New York.
- Gerndt, Helge (Hg.) (1988): *Fach und Begriff »Volkskunde« in der Diskussion*. Darmstadt.
- Ders. (2015): Vom Nutzen der Fachgeschichte. Gesellschaftliche Blickwechsel und volkskundliche Identität. In: Johannes Moser u. a. (Hg.): *Zur Situation der Volkskunde 1945 – 1970. Orientierungen einer Wissenschaft zur Zeit des Kalten Krieges*. Münster/New York, 15 – 34.
- Gießmann, Sebastian/Nadine Taha (Hg.) (2017): *Susan Leigh Star. Grenzobjekte und Medienforschung*. Bielefeld.
- Gießmann, Sebastian (2018): Elemente einer Praxistheorie der Medien. In: *Zeitschrift für Medienwissenschaft* 19, 95 – 109.
- Götz, Irene (2001): Das Innenleben der Organisation. Ethnographisches Wissen in der Organisationsberatung. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 97/2, 305 – 309. [Tagungsbericht]
- Dies. (2010): Ethnografien der Nähe – Anmerkungen zum methodologischen Potenzial neuerer arbeitsethnografischer Forschungen der Europäischen Ethnologie. In: *Arbeits- und Industriesoziologische Studien* 3/1, 101 – 117.

- Dies. (2013): Sensing Post-Fordist Work Life. Recent Perspectives in the Ethnography of Work. In: *Ethnologia Europaea* 43/1, 68 – 87.
- Dies. (2017): Stil und Stilisierung im prekären Ruhestand oder wie ältere Frauen ihr kulturelles Kapital ökonomisieren. In: Ove Sutter/Valeska Flor (Hg.): *Ästhetisierung der Arbeit. Empirische Kulturanalysen des kognitiven Kapitalismus*. Münster, 105 – 120.
- Götz, Irene u. a. (Hg.) (2010): *Mobilität und Mobilisierung. Arbeit im sozioökonomischen, politischen und kulturellen Wandel*. Frankfurt a. M.
- Groth, Stefan/Johannes Müske (2019): Arbeit 4.0? Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Arbeit im Wandel. In: *AugenBlick. Konstanzer Hefte zur Medienwissenschaft* 73, 11 – 20.
- Groth, Stefan u. a. (Hg.) (2020): *Vernetzt, entgrenzt, prekär? Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Arbeit im Wandel*. Frankfurt a. M./New York.
- Heilfurth, Gerhard/Ingeborg Weber-Kellermann (Hg.) (1967): *Arbeit und Volksleben*. Göttingen.
- Herlyn, Gerrit u. a. (Hg.) (2009a): *Arbeit und Nicht-Arbeit. Entgrenzungen und Begrenzungen von Lebensbereichen und Praxen*. München/Mering.
- Herlyn, Gerrit u. a. (2009b): *Ethnografische Arbeitskulturen-Forschung und Entgrenzungsprozesse*. In: Dies. (Hg.): *Arbeit und Nicht-Arbeit. Entgrenzungen und Begrenzungen von Lebensbereichen und Praxen*. München/Mering, 11 – 20.
- Herlyn, Gerrit (2010): *Computer im Alltag – Computer als Alltag. Erzählstrategien und biographische Deutungen im Veralltäglichungsprozess von Technik*. Hamburg.
- Hirschfelder, Gunther/Birgit Huber (Hg.) (2004): *Die Virtualisierung der Arbeit. Zur Ethnographie neuer Arbeits- und Organisationsformen*. Frankfurt a. M.
- Hirsch-Kreinsen, Hartmut (2018): *Technologieversprechen Industrie 4.0*. In: *WSI Mitteilungen* 3, 166.
- Hirsch-Kreinsen, Hartmut/Michael ten Hompel (2017): *Digitalisierung industrieller Arbeit. Entwicklungsperspektiven und Gestaltungsansätze*. In: Birgit Vogel-Heuser u. a. (Hg.): *Handbuch Industrie 4.0*, Bd. 3. 2. Aufl. Berlin/Heidelberg, 357 – 376.
- Hopkins, Julian (2020): *The Concept of Affordances in Digital Media*. In: Heidrun Friese u. a. (Hg.): *Handbuch Soziale Praktiken und Digitale Alltagswelten*. Wiesbaden, 47 – 54.
- Hörning, Karl H./Julia Reuter (2004): *Doing Culture: Kultur als Praxis*. In: Dies. (Hg.): *Doing Culture: Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*. Bielefeld, 9 – 15.
- Huber, Birgit/Gunther Hirschfelder (2004): *Neue Medien und Arbeitswelt – zur Einführung*. In: Dies. (Hg.): *Die Virtualisierung der Arbeit. Zur Ethnographie neuer Arbeits- und Organisationsformen*. Frankfurt a. M., 11 – 25.
- Huber, Birgit (2013): *Arbeiten in der Kreativindustrie. Eine multilokale Ethnografie der Entgrenzung von Arbeits- und Lebenswelt*. Frankfurt a. M./New York.
- Jablonowski, Maximilian (2018): *Where have all ›digitalities‹ gone? Zur Tagung ›Embedded Digitalities‹*. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 114/2, 107 – 113 [Tagungsbericht].
- Jablonowski, Maximilian/Christian Elster (2015): *Digitization. Theories, Concepts and Projects in Cultural Fields*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 111/1, 101 – 104 [Tagungsbericht].
- Kleemann, Frank (2012): *Subjektivierung von Arbeit – Eine Reflexion zum Stand des Diskurses*. In: *AIS-Studien*, 5/2, 6 – 20.
- Koch, Gertraud (2015): *Empirische Kulturanalyse in digitalisierten Lebenswelten*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 111/2, 179 – 200.
- Dies. (Hg.) (2017a): *Digitalisierung. Theorien und Konzepte für die empirische Kulturforschung*. Konstanz.
- Dies. (2017b): *Einleitung. Digitalisierung als Herausforderung der empirischen Kulturanalyse*. In: Dies. (Hg.): *Digitalisierung. Theorien und Konzepte für die empirische Kulturforschung*. Konstanz, 7 – 18.
- Dies. (2017c): *Ethnografie digitaler Infrastrukturen*. In: Dies. (Hg.): *Digitalisierung. Theorien und Konzepte für die empirische Kulturforschung*. Konstanz, 107 – 126.
- Koch, Gertraud/Bernd Jürgen Warneken (Hg.) (2012): *Wissensarbeit und Arbeitswissen. Zur Ethnografie des kognitiven Kapitalismus*. Frankfurt a. M.
- Kruse, Jan (2004): *Arbeit und Ambivalenz. Die Professionalisierung Sozialer und Informatisierter Arbeit*. Bielefeld.
- Latour, Bruno (2008): *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Frankfurt a. M.
- Lauterbach, Burkhard (2000): *Die Volkskunde und die Arbeit. Rückblick und Vorschau*. In: Irene Götz/Andreas Wittel (Hg.): *Arbeitskulturen im Umbruch. Zur Ethnographie von Arbeit und Organisation*. Münster, 19 – 34.
- Lemberger, Barbara (2019): *Migration und Mittelschicht. Eine Ethnografie sozialer Mobilität*. Frankfurt a. M./New York.
- Lengersdorf, Diana/Matthias Wieser (Hg.) (2014): *Schlüsselwerke der Science & Technology Studies*. Wiesbaden.



- Lindner, Rolf (2000): Der zweite Abschied vom Volksleben. In: Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien (Hg.): *Volkskultur und Moderne. Europäische Ethnologie zur Jahrtausendwende. Festschrift für Konrad Köstlin*. Wien, 149 – 155.
- Link, Jürgen (2007): Dispositiv und Interdiskurs. Mit Überlegungen zum »Dreieck« Foucault – Bourdieu – Luhmann. In: Clemens Kammler/Rolf Parr (Hg.): *Foucault in den Kulturwissenschaften. Eine Bestandsaufnahme*. Söchtenau, 219 – 238.
- Litscher, Monika (2020): Zur Zukunftsfähigkeit von Arbeitskulturen in Liechtenstein: Ein Plädoyer für eine vertiefte Mensch-zentrierte Untersuchung. In: Stefan Groth u. a. (Hg.), *Vernetzt, entgrenzt, prekär? Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Arbeit im Wandel*. Frankfurt a. M./New York, 279 – 297.
- Nassehi, Armin (2019): *Muster. Theorie der digitalen Gesellschaft*. München.
- Niewöhner, Jörg (2014): Perspektiven der Infrastrukturforschung: care-ful, relational, ko-laborativ. In: Diana Lengensdorf/Matthias Wieser (Hg.): *Schlüsselwerke der Science & Technology Studies*. Wiesbaden, 341 – 352.
- Pfeiffer, Sabine (2010): Technisierung von Arbeit. In: Fritz Böhle u. a. (Hg.): *Handbuch Arbeitssoziologie*. Wiesbaden, 231 – 261.
- Dies. (2015): Warum reden wir eigentlich über Industrie 4.0? Auf dem Weg zum digitalen Despotismus. In: *Mittelweg* 36 24/6, 14 – 36.
- Reckwitz, Andreas (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: *Zeitschrift für Soziologie* 32/4, 282 – 301.
- Röthl, Martina (2018): Tiroler Privat(zimmer)vermietung. Dispositive Bedingungen. Subjekteffekte. An eignungsweisen. Münster.
- Schäfer, Hilmar (2013): Die Instabilität der Praxis. Reproduktion und Transformation des Sozialen in der Praxistheorie. Weilerswist.
- Schmiede, Rudi/Christian Schilcher (2010): Arbeits- und Industriesoziologie. In: Georg Kneer/Markus Schroer (Hg.): *Handbuch Spezielle Soziologien*. Wiesbaden, 11 – 35.
- Scholl, Dominik (2015): *Arbeit anders denken. Ethnografische Perspektiven auf Narrative der Arbeit*. Berlin.
- Schönberger, Klaus (2015): Persistenz und Rekombination. Digitale Kommunikation und soziokultureller Wandel. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 111/2, 201 – 213.
- Schönberger, Klaus/Stefanie Springer (2003): Handlungsräume subjektivierter Arbeit in der Wissensökonomie: Eine Einführung. In: Dies. (Hg.): *Subjektivierter Arbeit. Mensch, Organisation und Technik in einer entgrenzten Arbeitswelt*. Frankfurt a. M., 7 – 21.
- Schondelmayer, Sanna (2008): Stereotypisierung am Arbeitsplatz. Zur Handlungsrelevanz von Selbst- und Fremdbildern in der deutsch-polnischen Interaktion. Münster u. a.
- Schüttpelz, Erhard (2011): Elemente einer Akteur-Medien-Theorie. In: Tristan Thielmann u. a. (Hg.): *Akteur-Medien-Theorie*. Bielefeld 9 – 67.
- Ders. (2017): Infrastructural Media and Public Media. In: *Media in Action* 1, 13 – 61. <https://www001.zimt.uni-siegen.de/ojs/index.php/mia/article/view/12/16>, aufgerufen am 15.7.2020.
- Schüttpelz, Erhard/Sebastian Gießmann (2015): Medien der Kooperation. Überlegungen zum Forschungsstand. In: *Navigationen* 15/1, 7 – 54.
- Simon, Michael u. a. (Hg.) (2009): *Bilder. Bücher. Bytes. Zur Medialität des Alltags*. Münster u. a.
- Star, Susan Leigh/Anselm Strauss (2017): Schichten des Schweigens, Arenen der Stimmen. Die Ökologie sichtbarer und unsichtbarer Arbeit. In: Sebastian Gießmann/Nadine Taha (Hg.): *Susan Leigh Star. Grenzobjekte und Medienforschung*. Bielefeld.
- Suchman, Lucy (1995): Making Work Visible. In: *Communications of the ACM* 38/9, 56 – 64.
- Sutter, Ove (2013): *Erzählte Prekarität. Autobiographische Verhandlungen von Arbeit und Leben im Postfordismus*. Frankfurt a. M.
- Sutter, Ove/Valeska Flor (Hg.) (2017): *Ästhetisierung der Arbeit. Empirische Kulturanalysen des kognitiven Kapitalismus*. Münster.
- Tischberger, Roman (2020): Computer sagt Nein: Fehlerkulturen in der Softwarearbeit. In: Stefan Groth u. a. (Hg.): *Vernetzt, entgrenzt, prekär? Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Arbeit im Wandel*. Frankfurt a. M./New York, 109 – 129.
- Wittel, Andreas (2017): Die politische Ökonomie digitaler Technologien als neues Forschungsfeld. In: Gertraud Koch (Hg.): *Digitalisierung. Theorien und Konzepte für die empirische Kulturforschung*. Konstanz, 335 – 362.



# Die Praxis der Plattformarbeit. Von der Relevanz ethnografischer Analysen digitaler Arbeitskulturen

Heiner Heiland

---

Plattformarbeit ist eine markante Facette der potenziellen Arbeit der Zukunft. Das Phänomen steht aktuell sowohl im medialen als auch im wissenschaftlichen Fokus und zunehmend werden breite und differenzierte Erkenntnisse veröffentlicht. Wenig Berücksichtigung finden dabei ethnografische Perspektiven. Dabei vermag gerade dieser Zugang relevante Einblicke in Arbeitskulturen allgemein und besonders ihre digitalen Formen bieten. Die These dieses Aufsatzes ist, dass ein Mangel an methodischer Vielfalt und Passgenauigkeit bei der sozialwissenschaftlichen Analyse digitaler Arbeitskulturen zu Leerstellen und schiefen Resultaten führen kann. Sowohl quantitative als auch qualitative Instrumente der Sozialforschung laufen Gefahr, die soziale Realität zu verzerren, insofern sie die Praktiken der Akteur\*innen nur isoliert von ihren Kontexten und nicht unmittelbar *in actu* analysieren. Im Folgenden wird daher ein ethnografischer Zugang propagiert, um digitale Arbeitskulturen zu analysieren. Erläutert wird dies am Phänomen der plattformvermittelten Kurier\*innenarbeit, mittels derer in urbanen Zentren Mahlzeiten von Restaurants zu Kund\*innen gebracht werden. Die entsprechende Forschungsliteratur (Veen u. a. 2019; Schreyer/Schrabe 2018; Ivanova u. a. 2018) ist mitunter von Technikdeterminismus geprägt, der zwar in der Lage ist, die Kontrollregime dieser Art der Plattformarbeit treffend zu identifizieren, doch dabei von einer einseitigen und mitunter monokausalen Wirkkraft der digitalen Techniken ausgeht. Daraus gehen insbesondere zwei Forschungsmängel hervor, die dieser Beitrag thematisiert: Zum einen werden individuelle widerständige Praktiken der Arbeitenden nicht wahrgenommen und zum anderen wird die Relevanz struktureller Gegebenheiten vernachlässigt. Diese Strukturen drücken sich im deutschen Kontext bei den beiden zentralen Plattformen in einer gegensätzlichen formalen Arbeitsbeziehung aus – angestellt einerseits, selbstständig andererseits.

## Phänomen plattformvermittelte Kurier\*innenarbeit

Die Lieferung von Mahlzeiten ist keine neue Dienstleistung. Doch infolge innovativer digitaler Technologien entstand ab 2014 ein plattformvermitteltes Pendant, das neue Märkte erschloss, sich innerhalb weniger Jahre in zahlreichen europäischen Städten etablierte und hohe jährliche Zuwachsraten aufweist.<sup>1</sup> Plattformvermittelte Kurier\*innenarbeit stellt in Deutschland die relevanteste Form ortsgebundener Plattformarbeit (*gig work*) dar. Trotzdem ist der gesamte Umfang dieser neuen Arbeitsform begrenzt. Gig work allgemein wird nur von 0,9 Prozent der deutschen Bevölkerung ausgeübt (Bonin/Rinne 2017). Für Deutschland ist von circa 4.000 Arbeitenden im Bereich der plattformvermittelten Kurier\*in-

nenarbeit auszugehen.<sup>2</sup> Damit liegt die Relevanz dieser Arbeitsform (noch) nicht in seiner Größe. Vielmehr stellen die hier fokussierten Plattformen eine organisationale Avantgarde dar (Heiland/Brinkmann 2020). Automatisiert mittels technischer Innovationen koordinieren sie Arbeitsprozesse, die nicht an einer Betriebsstätte, sondern im gesamten städtischen Raum verortet sind. Sie stellen digitale Infrastrukturen bereit und versuchen, das Verhältnis zwischen Restaurants, Kund\*innen und Kurier\*innen in ihrem Sinne zu regulieren. Diese drei Seiten in Einklang miteinander zu bringen, gewinnbringend zu wirtschaften und zugleich den Arbeitsprozess zu kontrollieren, stellt für die Plattformen bis dato eine noch ungelöste Aufgabe dar. Diesbezügliche Lösungsansätze der Plattformen sind auch für andere Sektoren von Relevanz und entscheiden über die zukünftige Ausbreitung des Konzepts der Plattformarbeit allgemein. Plattformarbeit stellt eine spezifische Form digitaler Arbeitskulturen dar. Die einzelnen analogen Arbeitsschritte sind digital mediatisiert. Und in der Folge arbeiten die Kurier\*innen, auch *Rider\*innen* genannt, vereinzelt und haben auch virtuell in der Regel nur begrenzte Kontaktmöglichkeiten.

Im Fokus der Analyse stehen die Plattformen *Foodora* und *Deliveroo*. Diese beiden Plattformen waren die ersten ihrer Art in Deutschland und stellten im Erhebungszeitraum (Februar bis Oktober 2018) die relevantesten Firmen dar, die unter sich fast den gesamten Markt dieses speziellen Segments aufteilten.<sup>3</sup> Beide koordinieren und bieten dieselbe Dienstleistung an. In anderen Ländern lassen sie oder vergleichbare Plattformen die Arbeit von selbstständigen Rider\*innen verrichten, denen damit das unternehmerische Risiko obliegt. Im Gegensatz dazu weist das deutsche Feld mit einer differentiellen Kopplung der Rider\*innen an die Plattformen ein interessantes Spezifikum auf. Während *Deliveroo* fast ausschließlich das in anderen Ländern bewährte Modell mit selbstständigen Rider\*innen anwendet und nur die tatsächliche Arbeitsleistung mit fünf Euro für jeden abgeschlossenen Auftrag entlohnt, sind Kurier\*innen bei *Foodora* angestellt und erhalten einen Stundenlohn von neun Euro (seit Anfang 2019: 9,19 Euro). Die identische Herausforderung bezüglich der Organisation der Arbeitskräfte wird von den beiden Plattformen unterschiedlich gelöst. Bei *Deliveroo* muss die Plattform die Realisierung ihres Arbeitsvermögens nicht kontrollieren, da diese im Eigeninteresse der Arbeitenden liegt. Damit stellt aber die verlässliche Versorgung mit Arbeitskräften eine Herausforderung dar, da die Rider\*innen als Selbstständige nach eigenem Zeitplan arbeiten. Bei *Foodora* unterliegen die Rider\*innen der Weisungsbefugnis der Plattform. Diese muss damit aber auch die effiziente Gestaltung des Arbeitsprozesses verwirklichen und sowohl kontrollieren, dass die Rider\*innen effizient arbeiten als auch Leerlauf und damit entlohnte aber nicht genutzte Arbeitskraft vermeiden.

Als junge ›Umbruchsökonomie‹ ist im hier untersuchten Sektor der organisationale Wandel hoch und das Feld in laufender Transformation. Im August 2018 zog sich *Deliveroo* aus zehn deutschen Städten zurück und war somit nur noch in fünf Großstädten aktiv, ein Jahr darauf verließ die Plattform den deutschen Markt gänzlich. Bereits Ende 2018 wurde *Foodora* an den Konkurrenten *take away* verkauft, der die Plattform nun gemeinsam mit seinem Lieferdienst *Lieferando* betreibt. Diese Entwicklungen sind nicht zwingend als eine Rezession des Geschäftsmodells, sondern als eine Konsolidierung der Branche zu sehen. Sie bestätigen eine allgemeine Tendenz zu Monopolbildungen, die Plattformökonomie eigen ist (Cusumano/Goeldi 2013).

## Theorie: Kontrollregime und Mikropolitik

Der englische Begriff ›to manage‹ und sein Substantiv ›Manager‹ ist vom Ursprung her ein Portmanteauwort, das sich aus dem lateinischen ›manus‹ (Hand) und ›agere‹ (führen)

zusammensetzt und bezeichnete früher das an der Hand Führen eines Pferdes. Der Sinn ist dem Begriff insoweit erhalten geblieben, als damit heute die Kontrolle über eigensinnige Individuen und soziale Prozesse in einer Organisation bezeichnet wird. Plattformen definieren die klassischen Unternehmensgrenzen neu. Trotz allem ist Plattformarbeit ein Handeln in Organisationen und wird von diesen kontrolliert. Damit stellt sich den Plattformen das bereits von Marx (MEW 23, 187 – 188) identifizierte Transformationsproblem. Damit ist die Herausforderung der Unternehmen bezeichnet, das eingekaufte Arbeitsvermögen der Arbeitenden im Rahmen des Produktionsprozesses zu realisieren und effizient zu nutzen, also in Arbeitsleistung zu transformieren und »[a]bsichtliche Minderleistung« (Taylor [1914] 2007, 8) zu vermeiden.<sup>4</sup> Je nach Spezifik des Arbeitsprozesses organisieren Unternehmen Kontrollregime, mittels derer sie die Verwirklichung des Arbeitsvermögens sicherstellen. Neben diesen »relations in production« sind aber auch die »relations of production« relevant, die als organisationsexterne umschließende Verhältnisse den Arbeitsprozess und die Arbeitsbeziehungen bestimmen (Burawoy 1979). Mit differenten Arrangements der Arbeitsbeziehungen – selbstständig oder angestellt – ist daher anzunehmen, dass sich auch die Kontrollregime der Plattformen unterscheiden.

Zugute kommt den Unternehmen in der Regel eine Machtasymmetrie, da die Arbeitenden davon abhängig sind, ihre Arbeitskraft zu verkaufen. Doch daraus geht kein einseitiges Abhängigkeitsverhältnis hervor. Die Kapitalverwertung in Unternehmen ist nicht schlicht exekutierbar und lässt sich nicht ohne Friktionen durchsetzen. Die Kontrolle und Steuerung der Arbeit mag zwar top-down geplant werden, aber ob die Arbeitenden am Ende tatsächlich demgemäß agieren, ist nicht ausgemacht. Denn Organisationen sind ein sozialer Prozess, dessen Akteur\*innen über einen »Eigensinn« verfügen (Türk 1989, 125), der meist nicht deckungsgleich mit denen der Unternehmen ist. Einer solchen mikropolitischen Perspektive nach versuchen die Agierenden ihre eigenen Interessen in der Organisation zu realisieren (Crozier/Friedberg 1993; Burawoy 1979; Ortmann u. a. 1990). Dies drückt sich in traditionellen Unternehmen in Form »betrieblicher Sozialverfassungen« (Hildebrandt/Seltz 1989) oder spezifischer »Sozialordnungen« (Kotthoff 1994) aus.

Soziales Handeln allgemein und besonders in Organisationen ist immer ›vermachtet‹ (Crozier/Friedberg 1993, 18, 39; Giddens 1984, 135). Dabei sind Macht und Widerstand zwei Seiten derselben Medaille (Foucault 1983, 96). Oder in den Worten von Crozier und Friedberg: »*Es ist ein Kräfteverhältnis, aus dem der eine mehr herausholen kann als der andere, bei dem aber gleichfalls der eine dem anderen nie völlig ausgeliefert ist*« (1993, 41, Hervorhebung im Original). Denn auch die Arbeitenden verfügen über eine zumindest minimale Kontrolle über Ungewissheitszonen, die ihnen autonomen Handlungsspielraum gewähren. Die Folge ist aber nicht Machtsymmetrie. Organisationen gleichen Karl Weick zufolge vielmehr einem Fußballspiel, das auf einem runden und zu einer Seite geneigtem Spielfeld mit mehreren Toren und mehreren Bällen stattfindet (1976, 1). Je nach Intensität der Neigung gebe es zumindest die Tendenz, dass die Tore in eine Richtung fallen. Demnach ist Handeln in Organisationen nicht voluntaristisch gestaltbar – noch weniger von den Arbeitenden. Mit der Hervorhebung von Mikropolitik und interdependenten Handlungsressourcen wird allein die Kontingenz jeglicher sozialen Beziehung und Handlung in Organisationen betont. Inwieweit diese Kontingenz zu Handlungsfreiheit führt, ist durch empirische Annäherung zu erkunden. In der Regel legt eine mikropolitische Analyse eher offen, dass etwaige Freiheiten durch Machtstrukturen verstellt sind (Ortmann u. a. 1990, 6).

Die Handlungsmittel der subalternen Arbeitenden sind nicht mit denen der Herrschenden zu vergleichen. Sie sind und bleiben die »weapons of the weak« (Scott 1985). Diese sind meist nicht unmittelbar sichtbar und bedürfen daher einer spezifischen Analyse. Denn es gibt

»im Verhältnis zur Macht nicht den einen Ort der großen Weigerung [...]. Sondern es gibt einzelne Widerstände: mögliche, notwendige, unwahrscheinliche, spontane, wilde, einsame, abgestimmte, kriecherische, gewalttätige, unversöhnliche, kompromissbereite, interessierte oder opferbereite Widerstände« (Foucault 1983, 96).

Für den konkreten Fall bedeutet dies nicht, dass die These zunehmender Kontrolle infolge der Digitalisierung der Arbeit falsch ist. Aber mit einer mikropolitischen Perspektive steht erstens die Möglichkeit offen, Macht- und Herrschaftseffekte detailliert untersuchen zu können. Zweitens, und in Abgrenzung zu strukturalistischen Ansätzen, handelt es sich bei diesem Prozess nicht um ein Nullsummenspiel. Die Kontrolle und Steuerung der Arbeit in und durch Unternehmen kann also zunehmen, und zugleich verfügen die Arbeitenden sowohl über alte als auch neue Handlungsspielräume.

Folgt man einem einseitigen Kontrollparadigma, sind die individuellen und konkreten Widerstandspraktiken der Rider\*innen in ihrem Arbeitsalltag nicht zu identifizieren und die Genese kollektiver (mitunter transnationaler) Proteste sowie die Etablierung von einzelnen Betriebsräten bleibt unerklärbar. So besteht, in Anlehnung an Pierre Bourdieu, die Gefahr, die Sache der Logik mit der Logik der Sache zu verwechseln. Gemeint ist damit die Annahme, die theoretisch oder oberflächlich identifizierte Herrschaft sei tatsächlich und umfassend, wobei aber der eigentliche soziale Prozess ausgeblendet wird. Darüber hinaus laufen Untersuchungen, die nicht an die lebensweltliche Erfahrung der Untersuchten rückgebunden sind, Gefahr zu Karikaturen sozialer Gruppen zu führen (Wacquant 2003; Mitchell 2002). Gallie hält analog dazu fest: »[T]he key to understanding workers' attitudes and objectives must be sought in their everyday experience of social relations with their fellow workers and with their employers in industry« (1983, 12).

Die oft konstatierte umfassende Herrschaft der Plattformen über den Arbeitsprozess und die Arbeitenden realisiert sich in der sozialen Realität nicht ungefiltert. Die Kontrolle mag zum Beispiel in Form der Programmierung der Apps strukturell angelegt sein. Dies bedeutet aber nicht, dass sie auch in dieser Form wirksam wird. Was Bourdieu bezüglich der Konstitution sozialer Klassen festhielt, gilt demnach auch für Kontrollregime: »[D]er Übergang von der Wahrscheinlichkeit zur Wirklichkeit (...) [ist] niemals etwas Gegebenes« (1997, 113). Für die Analyse reicht es nicht, allein Leitlinien, Arbeitsanweisungen und technische Artefakte vonseiten des Managements zu untersuchen. Stattdessen ist die Untersuchung der sozialen Praktiken *in actu* notwendig. Eine realistische und holistische Analyse muss damit sowohl über eine praxisferne Theorie als auch über ein begrenztes methodisches Instrumentarium hinausgehen. Denn wenn nicht der eine ›Ort der großen Weigerung‹ auszumachen ist, sondern widerständige Praktiken zuerst vereinzelt und spontan auftreten, bedarf es eines spezifischen methodischen Zugangs, der in der Lage ist, verschiedene Aspekte aufzugreifen und zu integrieren.

## Forschungsdesign: Drei ethnografische Zugänge

Michael Burawoy folgend »it is not the problem that determines the method but the method that shapes the problem« (1998, 30). Um demgemäß dem zuvor erörterten theoretischen Anspruch gerecht zu werden, wurde ein »fully integrated mixed design« konzipiert (Teddle/Tashakkori 2006), mittels dessen verschiedene, komplementäre Daten erhoben wurden. Konkret wurden eine quantitative Online-Umfrage (Heiland 2019), leitfadengestützte Interviews sowie zusätzliche ethnografische Erhebungen durchgeführt. Die ver-

schiedenen Methoden wurden im Laufe des Forschungsprozesses interaktiv aufeinander bezogen. Im Folgenden liegt der Fokus auf dem ethnografischen Zugang, der als praxisnahe Forschungsstrategie eine anleitende und kontrollierende Funktion im Zusammenhang mit den anderen angewendeten Methoden einnimmt um die »corporeal reality« (Burawoy 1991, 291) der Plattformarbeit zu untersuchen.

Für die hier vorgestellte Untersuchung kamen verschiedene Formen der Ethnografie als ein »Arbeiten unter Nähe« (Lemberger 2007) zur Anwendung: teilnehmende Beobachtung, beobachtende Teilnahme und digitale Ethnografie. Über einen Zeitraum von acht Monaten wurden in fünf verschiedenen Städten mehr als 500 Stunden Kurier\*innenarbeit begleitet und geleistet. Darüber hinaus wurden sechs verschiedene Online-Foren und Chat-Gruppen der Rider\*innen ausgewertet.

*Teilnehmende Beobachtung* (Spradley 1980) erlaubt es, den Untersuchungsgegenstand mit einer begrenzten Reaktivität zu analysieren. So wurden mehrere Rider\*innen sowohl während ihrer Arbeit als auch zu informellen Zusammenkünften begleitet, die dem Austausch oder auch der Organisation von Protesten dienten. Gegenstand der teilnehmenden Beobachtung waren aber ebenso die jeweiligen Apps der Plattformen. Deren Funktionen im Arbeitsprozess konnten auf diesem Weg direkt analysiert werden. In den Blick gerät damit die Praxis der Akteur\*innen und Stimuli und Annahmen des Interviewenden gehen in nur begrenztem Umfang unmittelbar in die Erhebung ein. Wissen wird auf Basis der Praktiken der Rider\*innen generiert und darüber hinaus wird eine Insider\*innen-Position eingenommen, die sich im weiteren Forschungsprozess als wertvoller Türöffner erwies.

Darüber hinaus kann Ethnografie ebenso gezielt reaktiv als *beobachtende Teilnahme* eingesetzt werden. Forschende sind dabei nicht unbeteiligte Dritte, sondern Akteur\*innen, die aktiv in das Geschehen eingreifen. An die Stelle einer neutralisierten Beobachtungsposition steht das »radikale Eintauchen«, ausgestattet mit den notwendigen analytischen Instrumenten (Wacquant 2003; 2009; Burawoy 1998). Dabei geht es an dieser Stelle zwar um eine reflektierte Form des Mit-Erlebens, aber nicht um »lebensweltliche Ethnographie« (Honer 1989). Denn nicht die Lebens-, sondern die Arbeitswelt steht im primären Fokus der Untersuchung,<sup>5</sup> sodass stattdessen von einer »arbeitsweltlichen Ethnografie« zu sprechen ist. Der Vorteil dieser Forschungsstrategie liegt in ihrem reaktiven Vorgehen: »Each day one enters the field, prepared to test the hypotheses generated from the previous day's ›intervention‹. Fieldwork is a sequence of experiments that continue until one's theory is in sync with the world one studies« (Burawoy 1998, 17 – 18). So konnten gezielte Stimuli gesetzt werden, um in der Folge die Reaktionen des Feldes zu untersuchen – der Rider\*innen, der Apps und der Interaktion beider miteinander. Nicht nur das Soziale, sondern insbesondere auch die Konstitution technischer Artefakte und Algorithmen, die in der Regel eine *black box* darstellen, werden damit tiefer analysierbar.

Im digital mediatisierten und individualisierten Arbeitsprozess der Essenskurier\*innen spielen Chatgruppen und Online-Foren eine große Rolle. Um diese Kommunikationspraktiken in der Analyse berücksichtigen zu können, kam als dritter Zugang *digitale Ethnografie* zur Anwendung. Diese bezeichnet »data-gathering methods [that] are mediated by computer-mediated communication« (Murthy 2011, 159; siehe auch Hine 2000; Murthy 2008). Sechs geschlossene, nur auf Einladung zugängliche Kommunikationskanäle und ein offener Kanal waren Teil der Analyse. Drei der Chats waren überregional, vier auf Rider\*innen jeweils einer einzelnen Stadt beschränkt. In diesen Kanälen posteten die Fahrer\*innen über alltägliche Herausforderungen des Arbeitsprozesses und Tipps im Umgang mit diesen. Sowohl die Feldnotizen als auch die Chatprotokolle wurden nach den Kriterien der computergestützten qualitativen Inhaltsanalyse ausgewertet (Kuckartz 2016).

## Empirie: Heteronomie und Autonomie der Rider\*innen

Im Folgenden wird das Kontrollregime der plattformvermittelten Kurier\*innenarbeit analysiert. Der Fokus liegt dabei auf den autonomen Handlungsspielräumen und wirkmächtigen Deutungen der Rider\*innen. Besonderes Augenmerk liegt auf den strukturellen Unterschieden, die durch die differente Kopplung zwischen Plattformen und Arbeitenden – selbstständig oder angestellt – entstehen. Exemplarisch werden der eigentliche Arbeitsprozess, das System der Schichtvergabe und die Funktionsweise sowie die Deutung des Algorithmus untersucht.

### Der Arbeitsprozess

Wie zuvor dargelegt, wurden im Zuge der *teilnehmenden Beobachtung* verschiedene Rider\*innen während ihrer Arbeit begleitet. Dabei zeigten sich bei denselben Arbeitsschritten unterschiedliche Praktiken der Kurier\*innen der beiden Plattformen. Im Folgenden ein Auszug aus den Feldnotizen von der Begleitung eines selbstständigen Riders von *Deliveroo*:

»Noch einige hundert Meter vor dem Ziel an einer Ampel wartend, gibt der Rider in der App an, dass die Lieferung bereits erfolgreich dem Kunden übergeben wurde. Darauf angesprochen erklärt er, dass er sich die Zieladresse und den Namen des Kunden merkt und die Bestellung in der App vorzeitig abschließt, um damit früher für die nächste Order frei zu sein und somit seine Wartezeiten zu verringern. [...] Beim Zielort angekommen nimmt er sein Fahrrad mit in den Aufzug [...] und liefert die Bestellung ab.«<sup>6</sup>

Im Gegensatz dazu ein angestellter *Foodora*-Fahrer:

»An der angegebenen Adresse angekommen, geht der Rider noch einmal 50 Meter zurück, um sein Fahrrad sicher an einer Laterne anzuschließen. [...] Nachdem die Bestellung abgegeben ist, gehen wir gemächlich die Treppen runter. Unten angekommen holt er seine Trinkflasche heraus und zündet sich eine Zigarette an. Auf Nachfrage sagt er, dass er die Bestellung in der App noch nicht abgeschlossen hat, sodass er noch nicht für einen weiteren Auftrag zur Verfügung steht.«<sup>7</sup>

Der identische Arbeitsprozess (*relations in production*) ist durch die unterschiedliche Kopplung der Rider\*innen an die Plattformen (*relations of production*) gegensätzlich gerahmt. Der *Foodora*-Fahrer hat der Plattform sein Arbeitsvermögen für neun Euro pro Stunde verkauft. Er nutzt, dass er mobile Arbeit verrichtet und damit ohne unmittelbare Aufsicht agiert. Er verzögert gezielt den Arbeitsprozess, um sich eine Pause zu nehmen. Im Gegensatz dazu wird der *Deliveroo*-Fahrer nur für jede erfolgreiche Auslieferung, also seine tatsächliche Arbeitsleistung, bezahlt, sodass er ein Eigeninteresse an einem friktionslosen Arbeitsablauf hat. Er optimiert seinen individuellen Arbeitsprozess, indem er sein Fahrrad nicht erst anschließt und versucht, bereits früher eine neue Bestellung zu erhalten. Damit geht die Gefahr einher, dass Kund\*innen nicht zu Hause sind oder ihr Name nicht an der Klingel steht, was einen umständlichen Kontakt und Ärger mit dem *Dispatching*, dem organisierenden Büro, zur Folge hätte.



Dieselbe Situation wurde auch im Zuge eigener Kurier\*innenarbeit und der *beobachtenden Teilnahme* genutzt, um die Konstitution der Apps zu analysieren. Zuerst wieder bei *Deliveroo*:

»Die Order ist abgegeben, doch ich schließe sie in der App noch nicht ab. Ich gehe aus dem Haus, setze mich auf eine Bank und warte. Nach fast 15 Minuten ohne Meldung oder Nachricht swipe ich ›abgeliefert‹ und erhalte prompt einen neuen Auftrag.«<sup>8</sup>

Analog dazu dasselbe Vorgehen bei *Foodora*:

»Nachdem die Kundin die Bestellung entgegengenommen hat, schließe ich die Lieferung noch nicht ab und mache vor dem Haus eine Pause. Nach fünf Minuten erinnert mich eine automatische Mitteilung, dass ich die Bestellung abschließen oder mich bei Problemen an das Dispatching wenden soll. Nach weiteren circa fünf Minuten erhalte ich eine Nachricht von einem der Dispatcher, der danach fragt ob es Probleme gibt.«<sup>9</sup>

Es zeigt sich, dass die unterschiedliche Struktur der Arbeitsverhältnisse – selbstständig und angestellt – nicht nur die Strategien der Arbeitenden beeinflussen, sondern sich auch im Code der App widerspiegelt. Bei *Deliveroo* werden trotz offensichtlich guter Auftragslage Verzögerungen im Arbeitsprozess nicht kontrolliert und die Kontrolle stattdessen den Rider\*innen und ihrem Eigeninteresse anvertraut. Im Gegensatz dazu kontrolliert *Foodora* die Realisierung des Arbeitsvermögens der Fahrer\*innen aktiv.

### Die Vergabe der Schichten

Unterschiedlich ist auch der Umgang der Rider\*innen mit den Schichtsystemen. Beide Plattformen versuchen, mittels dessen die Zuverlässigkeit des Dienstleistungsprozesses zu gewährleisten, sodass eine eingegangene Bestellung tatsächlich ausgeliefert wird. Bei der Begleitung einer *Deliveroo*-Kurierin erhielt diese in den ersten fünfzig Minuten der Arbeitszeit nur einen Auftrag. Daraufhin

»schlägt [sie] vor, dass wir uns etwas zu trinken holen und in den nahe gelegenen Park setzen. Auf meine Anmerkung, dass sie dann weiter von den Restaurants entfernt ist und vermutlich gar keine Aufträge mehr erhält, meint sie, dass sie diesen Abend ohnehin bereits abgeschrieben hat. Sie erläutert, dass sie eine Woche zuvor vier einstündige Schichten für diesen [Freitag] Abend gebucht hat. Loggt sie sich nun aus, wirkt sich das negativ auf ihren Status in der App aus, da sie nicht die von ihr gebuchten Schichten erfüllt. Als Folge hätte sie in der darauffolgenden Woche erst später Zugriff auf den Schichtplan, was aktuell [im Sommer], wo regelmäßig viele Rider einer gesunkenen Nachfrage nach Essenslieferungen gegenüberstehen, bedeuten kann, dass sie gar keine oder nur unprofitable Schichten erhält, in denen nur eine geringe Anzahl an Aufträgen anfällt.«<sup>10</sup>

*Deliveroo* ist gezwungen, den Rider\*innen die mit der Selbstständigkeit einhergehende Flexibilität zu gewähren. Doch zugleich zeigt sich, dass die Plattform ein Ranking konstruiert, das auf der zuverlässigen Erfüllung der angenommenen Schichten basiert. In der

Folge sind die Rider\*innen gezwungen, gebuchte Schichten durchzuführen – auch solche, die sich als unprofitabel erweisen. Als Reaktion bleibt den Rider\*innen, in der App eingeloggt zu bleiben und einkommende Aufträge abzulehnen. Damit sind sie für den Zeitraum der Schicht räumlich an die Lieferzone gebunden, doch sie stehen dem Arbeitsprozess der Plattform nicht mehr zur Verfügung. Im Kontrast dazu sind für *Foodora*-Rider\*innen wenige Aufträge ein positives Ereignis, da dies einer bezahlten Pause gleichkommt. Ein kreativer Umgang mit dem Schichtsystem zeigt sich auch hier:

»Zwanzig Minuten vor unserem Treffen sagt der Rider kurzfristig ab. [...] Er schlägt vor, sich vier Stunden später am selben Ort zu verabreden. Später kommt er zum vereinbarten Platz ohne seine Arbeitskleidung und seinen Rucksack. Er holt zuerst sein Handy raus und sagt, er müsse sich noch kurz einloggen. Als ich ihn darauf anspreche, meint er, dass die Schicht, zu der wir verabredet waren und die er nicht ausführen konnte, in einer viertel Stunde endet. Wenn er sich jetzt noch einloggt, wird er vermutlich keinen Auftrag bekommen, und wenn doch, wird er dem Dispatching schreiben, dass sein Reifen Luft verliert. Für diesen Fall zeigt er mir ein Bild, dass er vor längerem gemacht hat, als sein Reifen platt war und das er bei Nachfrage dem Büro schickt. Er meint, dass er, wenn er sich jetzt einloggt, nur eine Verspätung eingetragen bekommt und keinen Strike [Verwarnung]. Bei zwei Strikes müsse man ins Büro kommen und bei drei würde das Arbeitsverhältnis beendet.«<sup>11</sup>

Bei *Foodora* verpflichten sich die Rider\*innen für Schichten über mehrere Stunden. Wie bei *Deliveroo* gibt es ein Ranking der Fahrer\*innen, das die Auswahl der Schichten reguliert. Während *Deliveroo* sicherstellen muss, dass die selbstständigen Rider\*innen zuverlässig arbeiten und das geplante Personal auch tatsächlich erscheint, stellt bei *Foodora* anstatt der Zuverlässigkeit die erbrachte Arbeitsleistung der Rider\*innen den Parameter dar, nach dem sie gerankt werden. Mit den via Arbeitsvertrag gebundenen Rider\*innen stehen der Plattform andere Sanktionsmechanismen zur Verfügung – wie zum Beispiel *Strikes* – doch die Aufrechterhaltung der Effizienz des Arbeitsprozesses bedarf stärkerer Kontrolle. Wie die obige Beobachtung zeigt, sind die Fahrer\*innen in der Lage, die engen von der Plattform gegebenen Handlungsrahmen in begrenztem Umfang zu unterminieren und wider des rigiden Schichtsystems Flexibilität zurückzugewinnen.

### Algorithmische Kontrolle

Ein zentrales Instrument des Arbeitsprozesses plattformvermittelter Kurier\*innenarbeit sind die Algorithmen, die den Rider\*innen die Bestellungen zuweisen. Von Plattformseite werden keine genauen Informationen kommuniziert, nur dass es sich um »powerful predictive technology«<sup>12</sup> handelt, die selbstlernend ist und das Timing der Bestellungen individuell berechnet. In der Folge ist die Funktionsweise des Algorithmus ein stetig wiederkehrendes Thema unter den Arbeitenden. So schreibt zum Beispiel einer der *Deliveroo*-Rider in einem Chat:

»I think the app tries to calculate how fast it takes for a delivery to be delivered. So, they know that someone is faster or closer they have a bigger chance to get that order. I do not know. And it is all like algorithmic.«<sup>13</sup>

Analog dazu schreibt ein *Foodora*-Rider in einem Forum:

»Ich fahre nicht mehr schnell. Leistung wird bei Foodora bestraft. Wenn ich schnell fahre, erhalte ich nur noch die Orders weit draußen in [Viertel am Rand der Stadt]. Dann bin ich ewig unterwegs, habe einen hohen Verschleiß und bin nach der Schicht komplett kaputt.«<sup>14</sup>

Darauf entgegnet ein anderer Rider:

»Verstehe ich. Ist aber zu kurz gedacht. Denn dann hast du keine Chance auf den Bonus. Und wenn deine Vertragsverlängerung ansteht, warst du langsamer und hattest weniger Orders als der Durchschnitt. Meinst du, dann wirst du verlängert?«<sup>15</sup>

Es zeigt sich erneut, dass die Bewertung des Algorithmus und die daraus folgenden Reaktionen der Rider\*innen von der Art des Arbeitsverhältnisses abhängen. In unterschiedlicher Form wird von Rider\*innen beider Plattformen angenommen, dass der Aufträge verteilende Algorithmus die Leistung der Arbeitenden berücksichtigt. Es stellt sich heraus, dass dies bezweifelt werden kann. Im Rahmen der beobachtenden Teilnahme wurde mittels eines A/B-Tests eine Woche lang sehr langsam und einen Monat später eine Woche lang sehr schnell gearbeitet. Die Vergabe der Aufträge blieb unverändert. Darüber hinaus bestätigen auch Interviews mit früheren, allein männlichen Managern der Plattformen, dass die Nähe zum Restaurant der ausschlaggebende Faktor für die Verteilung der Bestellungen ist (Heiland/Brinkmann 2020). Der Austausch unter den Rider\*innen über die Funktionsweise der Algorithmen ist eine »mythinformation« (Winner 1984). Doch auch wenn die Situationsdeutung der Rider\*innen objektiv falsch ist, die Algorithmen die Aufträge also nicht basierend auf individuellen Leistungsdaten verteilen, ist die Interpretation entscheidend für die Handlungen: »If men define situations as real, they are real in their consequences« (Thomas/Thomas 1928, 572). Der Algorithmus bleibt eine *black box* und die Ungewissheit über seinen Aufbau hat eine disziplinierende Funktion, der die Rider\*innen zu effizientem Arbeiten anhält. Damit hat das algorithmische Management eine kontrollierende Funktion, doch nicht dergestalt, wie es in den zahlreichen Thematisierungen im aktuellen Forschungsdiskurs behandelt wird. Die Kontrolle ist damit weniger technischer, sondern stattdessen sozialer Natur, basierend auf der intendierten Intransparenz der technischen Artefakte.

### Fazit

Anleitende These des Beitrags war, dass die alltäglichen Praktiken der plattformvermittelten Kurier\*innenarbeit durch Umfragen und Interviews nur begrenzt analysierbar sind und erst eine ethnografische Perspektive einen tiefergehenden Blick erlaubt. Der vorherrschende wissenschaftliche Diskurs wird dadurch ergänzt, differenziert und in Frage gestellt.

Es zeigt sich, dass beide Plattformen die organisationale Herausforderung der Art der Bindung der Arbeitskräfte unterschiedlich beantworten – selbstständig einerseits, angestellt andererseits. Diese differenten Kopplungen zwischen Arbeitenden und Plattformen führen zu differenten Strategien der Rider\*innen und differenten Kontrollregimen der Plattformen. Während *Foodora* die Realisierung des angestellten Arbeitsvermögens sicherstellen muss und die Rider\*innen im Gegenzug versuchen, die Arbeitsintensität zu verringern, überträgt *Deliveroo* das Interesse an einem effizienten Arbeitsprozess auf die

selbstständigen Rider\*innen und ist damit angehalten, die Zuverlässigkeit der Kurier\*innen sicherzustellen. Resultat sind unterschiedliche Ausprägungen digitaler Arbeitskulturen.

Die Art der Kopplung zwischen Plattformen und Rider\*innen ist entscheidend für die Art der Nutzung und Produktion von Kontrolllücken. Oder anders formuliert: Die ›relations of production‹ bestimmen den Rahmen, in dem die ›relations in production‹ verortet sind. Rider\*innen *Deliveroo*s können sich als Selbstständige nicht dem Verwertungszwang ihrer Arbeitskraft entziehen, sodass ihre widerständigen Praktiken darauf beschränkt sind, entweder den Arbeitsprozess zu ihren Gunsten effizienter zu gestalten (zum Beispiel das frühzeitige Abschließen der Order um für weitere Bestellungen frei zu sein) oder ihre Arbeitskraft nur formal zur Verfügung zu stellen (das Eingelogggt-Bleiben um Sanktionen zu vermeiden, aber keine Aufträge anzunehmen). Den Rider\*innen *Foodora*s stehen durch ihren Status als Angestellte breitere mikropolitische Handlungskorridore offen. Sie können nicht gänzlich autonom agieren, sind aber mitunter in der Lage, den Arbeitsprozess zu ihren Gunsten zu unterminieren.

Auch bei den Deutungen, die Rider\*innen in Hinblick auf die Aufträge verteilenden Algorithmen treffen, bestehen Unterschiede zwischen den Plattformen. Es zeigt sich, dass diese Interpretationen per se nicht korrekt sind und die Algorithmen leistungsbezogene Daten nicht berücksichtigen. Die disziplinierende Wirkung des algorithmischen Managements beruht damit im Kern auf der Unzugänglichkeit ihrer Konstitution, was auch in entsprechenden Analysen zu berücksichtigen ist.

Komplexe Phänomene bedürfen komplexer Analysen. Übergreifend kann anhand der dargelegten Erkenntnisse resümiert werden, dass die Nutzung ethnografischer Erkenntnisinstrumente eine angemessene Forschungsstrategie darstellt. Um die leibliche und digitale Ko-Präsenz der Rider\*innen und der Arbeitsprozesse inklusive ihrer meist nicht direkt sichtbaren mikropolitischen Handlungen zu erfassen, erscheint es notwendig, die tatsächliche Arbeit, die App und auch die Kommunikationsforen der Rider\*innen zu analysieren. Auf diesem Weg wird sichtbar, dass betriebliche Herrschaft nicht unilateral wirksam, sondern eine soziale Beziehung ist, in der die Akteur\*innen in ein Wechselspiel miteinander treten. Demgemäß und an dieser Stelle nicht ausgeführt, sind die Strategien und Praktiken der Plattformen als die andere Seite der sozialen Beziehung. Diese manifestieren sich zwar einerseits in den Apps, doch deren Entstehungen und Wandel ist damit nicht analysierbar und bedarf einer komplementären Ethnografie der Plattform, die an anderer Stelle dargelegt wird.

## Endnoten

- 1 <https://www.statista.com/outlook/376/137/platform-to-consumer-delivery>, aufgerufen am 5.11.2019.
- 2 Genaue Zahlen werden von den Unternehmen nicht kommuniziert. Diese Zahl stammt aus den Informationen von interviewten Aufsichtsratsmitgliedern der größten Plattform, sporadisch kommunizierten Eigenangaben der Plattformen sowie Schätzungen in Medien. Dabei besteht eine sehr hohe Fluktuation unter den Arbeitenden und ihre Zahl variiert beachtlich zwischen Sommer und Winter.
- 3 Die einzige weitere Plattform, *Lieferando*, war zu diesem Zeitpunkt nur in wenigen Städten, mit nur geringen Marktanteilen aktiv und außerdem mit anderem Arbeitsmodell, im Rahmen dessen den Rider\*innen die Arbeitsmittel zur Verfügung gestellt wurden.
- 4 Diese Herausforderung ist ebenso im Rahmen der Principal-Agent-Theorie (Sydow 1992) und der Systemtheorie (Luhmann 1978) thematisiert sowie von Blau (1964) als Gegensatz von ökonomischem und sozialem Austausch formuliert worden.
- 5 Für die beteiligten Subjekte geht die Arbeits- in die Lebenswelt auf. Doch im Sinne der Forschungsfrage und forschungspragmatisch sind lebensweltliche Aspekte vernachlässigt und der Arbeitsprozess fokussiert.

- 6 FN 2: 21; diese Kennzeichnung steht für den 21. Absatz in der 2. Feldnotiz.
- 7 FN 7: 13.
- 8 FN 5: 36.
- 9 FN 9: 11.
- 10 FN 3: 7.
- 11 FN 10: 2; diese Praktik wurde auch mittels der beobachtenden Teilnahme getestet und sie wird außerdem in Chatgruppen von erfahrenen Rider\*innen empfohlen: »Wenn du keinen Ersatz für deine Schicht findest, logg dich zumindest kurz vor Ende kurz ein. Dann warst du nur verspätet und es gibt keinen Strike.« (CH 3: 127; CH steht für Chat)
- 12 <https://deliveroo.co.uk/about-us>, aufgerufen am 6.10.2020.
- 13 CH 3: 87.
- 14 CH 1: 145.
- 15 CH 1: 148.

## Literatur

- Blau, Peter (1964): *Exchange and power in social life*. New York.
- Bonin, Holger/Ulf Rinne (2017): Omnibusbefragung zur Verbesserung der Datenlage neuer Beschäftigungsformen. IZA Research Report No. 80.
- Bourdieu, Pierre (1997): Wie eine soziale Klasse entsteht. In: Margareta Steinrück (Hg.): *Der Tote packt den Lebenden*. Schriften zu Politik & Kultur 2. Hamburg, 102 – 129.
- Burawoy, Michael (1979): *Manufacturing Consent. Changes in the Labor Process Under Monopoly Capitalism*. Chicago.
- Ders. (1991): Teaching Participang Observation. In: Michael Burawoy u. a. (Hg.): *Ethnography Unbound. Power and Resistance in the Modern Metropolis*. Berkeley, 291 – 300.
- Ders. (1998): The Extended Case Method. In: *Sociological Theory* 16/1, 4 – 33.
- Crozier, Michel/Erhard Friedberg (1993): *Die Zwänge kollektiven Handelns. Über Macht und Organisation*. Frankfurt a. M.
- Cusumano, Michael A./Andreas Goeldi (2013): New Businesses and New Business Models. In: William H. Dutton (Hg.): *The Oxford Handbook of Internet Studies*. Oxford, 239 – 261.
- Foucault, Michel (1983): *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit*. Erster Band. Frankfurt a. M.
- Gallie, Duncan (1983): *Social Inequality and Class Radicalism in France and Britain*. Cambridge.
- Giddens, Anthony (1984): *Interpretative Soziologie. Eine kritische Einführung*. Frankfurt a. M.
- Heiland, Heiner (2019): Plattformarbeit im Fokus. Ergebnisse einer explorativen Online-Umfrage. In: *WSI Mitteilungen* 72/4, 298 – 304.
- Heiland, Heiner/Ulrich Brinkmann (2020): Liefern am Limit. Wie die Plattformökonomie die Arbeitsbeziehungen verändert. In: *Industrielle Beziehungen* 27/1, 120 – 140.
- Hildebrandt, Eckart/Rüdiger Seltz (1989): *Wandel betrieblicher Sozialverfassung durch systemische Kontrolle?* Berlin.
- Hine, Christine (2000): *Virtual Ethnography*. London.
- Honer, Anne (1989): Einige Probleme lebensweltlicher Ethnographie. Zur Methodologie und Methodik einer interpretativen Sozialforschung. In: *Zeitschrift für Soziologie* 18/4, 297 – 312.
- Ivanova, Mirela u. a. (2018): *The App as a Boss? Control and Autonomy in Application-Based Management*. Frankfurt (Oder).
- Kotthoff, Hermann (1994): *Betriebsräte und Bürgerstatus. Wandel und Kontinuität betrieblicher Mitbestimmung*. München.
- Kuckartz, Udo (2016): *Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung*. Weinheim/Basel.
- Lemberger, Barbara (2007): *Alles für's Geschäft! Ethnologische Einblicke in die Unternehmenskultur eines kleinen Familienunternehmens*. Münster.
- Luhmann, Niklas (1978): *Organisation und Entscheidung*. Opladen.
- Marx, Karl (1988): *Das Kapital*. Bd. 1. In: Karl Marx/Friedrich Engels: *Werke [MEW]*, Bd. 23, Berlin.
- Mitchell, Richard G. (2002): *Dancing at Armageddon. Survivalism and Chaos in Modern Times*. Chicago.
- Murthy, Dhiraaj (2008): Digital Ethnography. In: *Sociology* 42/5, 837 – 855.
- Ders. (2011): Emergent digital ethnographic methods for social research. In: Sharlene Hesse-Biber (Hg.): *Handbook of Emergent Technologies in Social Research*. Oxford, 158 – 179.
- Ortmann, Günther u. a. (1990): *Computer und Macht in Organisationen*. Wiesbaden.

- Schreyer, Jasmin/Jan-Felix Schrape (2018): Algorithmische Arbeitskoordination in der plattformbasierten Gig Economy: Das Beispiel Foodora. In: *Arbeits- und Industriesoziologische Studien* 11/2, 262 – 278.
- Scott, James C. (1985): *Weapons of the Weak. Everyday Forms of Peasant Resistance*. New Haven.
- Spradley, James P. (1980): *Participant Observation*. New York.
- Sydow, Jörg (1992): *Strategische Netzwerke. Evolution und Organisation*. Wiesbaden.
- Taylor, Frederick Winslow ([1914] 2007): *Die Betriebsleitung insbesondere der Werkstätten*. Berlin.
- Teddlie, Charles/Abbas Tashakkori (2006): A general typology of research designs featuring mixed methods. In: *Research in the Schools* 13/1, 12 – 28.
- Thomas William/Dorothy Thomas (1928): *The Child in America: Behavior Problems and Programs*. New York.
- Türk, Klaus (1989): *Neuere Entwicklungen in der Organisationsforschung. Ein Trend Report*. Stuttgart.
- Veen, Alex u. a. (2019): Platform-Capital's ›App-etite‹ for Control: A Labour Process Analysis of Food-Delivery Work in Australia. In: *Work, Employment and Society* 34/3, 388 – 406.
- Wacquant, Loïc (2003): *Leben für den Ring. Boxen im amerikanischen Ghetto*. Konstanz.
- Ders. (2009): Habitus as Topic and Tool: Reflections on Becoming a Prizefighter. In: Antony J. Puddephatt u. a. (Hg.): *Ethnographies Revisited. Constructing Theory in the Field*. London, 137 – 151.
- Weick, Karl E. (1976): Educational Organizations as Loosely Coupled Systems. In: *Administrative Science Quarterly* 21/1, 1 – 19.
- Winner, Langdon (1984): Mythinformation in the High-Tech Era. In: *Bulletin of Science, Technology & Society* 4/6, 582 – 596.

# Disziplinierende Zukunftsdiskurse. Gesellschaftliche Verhandlungen über Arbeit ›4.0‹ am Beispiel der Logistik

Johannes Müske

---

Das Youtube-Video wird zum Roadmovie, als der Truck gerade auf den Highway eingebogen ist und der Fahrer die Hände vom Lenkrad nimmt, um im Fond der Fahrerkabine in einer Zeitschrift zu blättern. Ab sofort steuert das Lenkrad wie von Geisterhand und das autonome Fahrzeug bringt mit Countrymusik die Ladung eines Getränkeherstellers fast von allein zum avisierten Ziel. Aus dem Off des Imagefilms eines Tech-Unternehmens ertönen Kommentare des Truckers, gegengeschnitten mit O-Tönen aus Forschung und Marketing. Die Entwickler\*innen betonen die starke Fokussierung des Logistikunternehmens auf Innovationen, um den Kund\*innen die besten Services zu bieten. Der Fahrer, der die mythische Figur des *American Truckers* verkörpert, berichtet als *testimonial* von seiner Begeisterung für den Job, durchs Land zu kommen: »It's a big beautiful place.« Gesagt wird es nicht, doch Bild und Ton evozieren: Der Trucker ist glücklich, dass er an der *forefront* der Technikentwicklung teilhaben kann, wenn auch vom Beifahrersitz aus. Die Zukunft mit automatisierter Produktion und glücklichen Mitarbeiter\*innen in Forschung, Produktion und Service ist bereits angebrochen, sie ist groß und sie ist offen.<sup>1</sup>

»Prognosen sind schwierig, vor allem wenn sie die Zukunft betreffen«, sagt ein Bonmot. Trotzdem werden Visionen aus der Gegenwart extrapoliert, werden Pläne geschmiedet. Wie nur wenige andere Themen debattieren gesellschaftliche Akteur\*innen gegenwärtig intensiv die Zukunft der digitalen Arbeitswelt. Ein Blick in die Medien und in die Forschungslandschaft fördert zahlreiche Artikelserien, Beiträge und Bilder zu diesem ›Megatrend‹ zutage; in der *Zeit* beispielsweise findet sich seit September 2017 ein eigenes Online-Ressort zur Arbeit. Die Bundesministerien für Arbeit und Wissenschaft gründen Kommissionen und Beiräte, fördern verstärkt Projekte, die sich mit dem digitalen Wandel auseinandersetzen und gesellschaftliche »Gestaltungsoptionen für die Arbeit von morgen« aufzeigen (BMBF 2018, 4). Insbesondere wird der Wert der Bildung beziehungsweise Weiterbildung betont und werden angewandte Initiativen gefördert, etwa in Verbänden mit öffentlichen Forschungsinstituten, womit es auch kleineren und mittleren Unternehmen möglich sein soll, ihre Dienstleistungen auf den rapiden digitalen Wandel einzustellen. Die genannten Schlagworte und weitergehenden Informationen<sup>2</sup> machen deutlich, dass sich in den letzten Jahren ein diskursives Feld rund um die Themen ›Zukunft‹ und ›Digitalisierung der Arbeit‹ beziehungsweise ›Arbeit 4.0‹ formiert hat, das als Alltagsphänomen der kulturalistischen Deutung bedarf: Denn da die Zukunft nicht prognostizierbar ist – welche gesellschaftliche Funktion hat die omnipräsente Rede von der Zukunft der Arbeit dann?

Dieser Beitrag<sup>3</sup> untersucht den vielstimmigen Diskurs über die sogenannte Arbeit 4.0 aus technik-kulturwissenschaftlicher Perspektive. Ausgegangen wird hier, in den Worten des Kulturwissenschaftlers Thomas Hengartner, davon, dass Technisches:

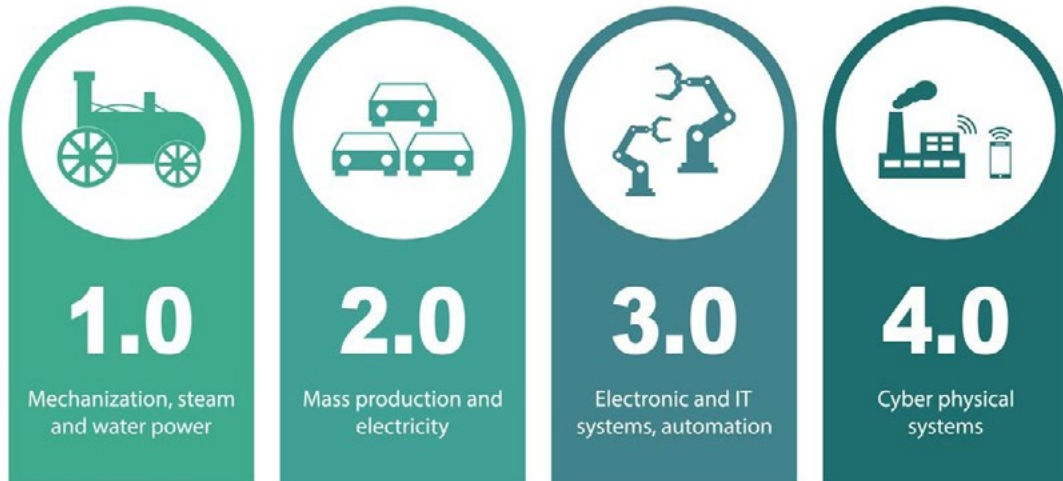


Abb. 1: Machtvolle Fortschrittsmetaphorik: Industrie 4.0-Infografik mit typischen Bildelementen von der Dampfmaschine zu cyber-physischen Systemen (Quelle: Deutsche Angestellten-Akademie, daa-izf.de, undatiert, etwa 2016).

»fester, allgegenwärtiger Bestandteil unseres Alltags, unserer Vorstellungs- und Handlungs- wie unserer Wissens-, Werte- und Orientierungshorizonte [ist]. Dies betrifft nicht nur den konkreten Umgang mit Technik und die damit verbundene Etablierung von Handlungs- und Deutungsmustern sowie -routinen, sondern viel weiter gehend auch die technische Durchwirkung kultureller Ordnungen und Symbolwelten« (Hengartner 2012, 119).

Damit ist nicht nur das Offensichtliche gesagt, dass Technik im Alltag auf vielfältige Weise omnipräsent ist. Dinge entfalten gemeinsam mit menschlichen Akteur\*innen neue Handlungspotenziale, es entstehen neue Akteurseinheiten, wie die technische Durchwirkung des Alltags am deutlichsten im populären Konzept der Akteur-Netzwerke von Bruno Latour (1996) gefasst wird. Doch Technik durchdringt nicht nur das Handeln, sondern auch das Denken und Fühlen – Praxen und Vorstellungen fließen ineinander. (Wen beschließen nicht gruselige *Terminator*-Bilder beim Nachdenken über autonome Waffen, und wer freute sich nicht über den Signalton seines Smartphones, der die heißersehnte Nachricht ankündigt, ganz zu schweigen vom Dopamin-Faktor der »sozialen Medien«?)

Technik ist eine alltägliche »Querschnittsdimension« (Schönberger 2007) von Arbeit. Klaus Schönberger schlägt daher die Integration von Arbeitskulturenforschung und kulturwissenschaftlicher Technikforschung vor, da es sinnvoll erscheint, im Zuge »des gegenwärtigen soziokulturellen Metaprozesses der Informatisierung der Arbeit [...] den Blick wieder verstärkt auf das Zusammenspiel von Techniknutzungen und Arbeit beziehungsweise unterschiedlichen Arbeitskulturen zu lenken.«<sup>4</sup> Zudem schärft die Einbeziehung der Technik in die Untersuchung der Arbeitswelt den Blick für die »technisch-soziale Ordnung« (Beaud/Pialoux 2004, 42) – was unter den Gegebenheiten einer technisierten Moderne als Forschungsthema geradezu auf der Hand liegt.<sup>5</sup>

Wenn in diesem Beitrag zur Arbeit 4.0 das Beispiel des technischen Wandels in der Logistikarbeit herangezogen wird (es gäbe zahlreiche Beispiele anderer Branchen und Berufsfelder), so deshalb, weil die Erfahrung des Wandels in diesem hochdynamischen Arbeitsfeld besonders präsent ist: Technisch gesehen erscheinen Beispiele aus der Logistik »geradezu als Prototypen für technologische Veränderungen« in der gegenwärtigen Arbeitswelt (Pfeifer/Lee 2018, 104). Logistische Anwendungen wie autonome Lieferdrohnen oder Fahrzeu-



ge dominieren als sozio-technische Imaginäre die eindrücklichen Bilderwelten, in denen die Zukunft von Technik und Arbeit verhandelt wird (Jablonowski 2019). Schließlich sind, aus kulturwissenschaftlicher Sicht, der Logistik Ideen von Reibungslosigkeit, Optimierung und Schnelligkeit zu eigen, die in viele Lebensbereiche der spätkapitalistischen Welt hineinwirken (Apicella u. a. 2018, 13–14): Der *telos* der »Logistifizierung« (ebd., 13) bildet die subjektivierte Hintergrundfolie, vor der die allgegenwärtig zirkulierenden Diskurse, die von ›Arbeit 4.0‹ sprechen, gelesen werden. Im Folgenden wird zunächst die 4.0-Metaphorik der technischen Revolutionen rekapituliert. Anschließend wird am Beispiel von Logistikarbeit ethnografisch untersucht, wie sich die im 4.0-Narrativ zusammengefassten Wandlungsprozesse praktisch im Arbeitsalltag manifestieren und reflexiv von Logistikarbeiter\*innen bewältigt werden. Abschließend wird unter Einbeziehung diskursanalytischer Konzepte die gesellschaftliche Disziplinierungsfunktion des Redens über Arbeit 4.0 diskutiert.

#### ›4.0‹

Die technische Durchwirkung kultureller Ordnungen zeigt sich auch in den Metaphern, mit denen wir uns die Lebenswelt zu eigen machen, wie etwa ›künstliche Intelligenz‹ oder ›technische Evolution‹ (vgl. Dippel 2019). Eine erste Sichtung der im Alltag omnipräsenten 4.0-Wortschöpfungen weist auf eine enge Verwobenheit von Technik, Industrie und Arbeit 4.0 hin. Die Zahl »4« dient »der historischen Gliederung von Zeit« (Heßler/Thorade 2019, 153), bringt die bisherigen Veränderungen in eine Reihenfolge und kündigt die kommenden Umwälzungen an. Arbeit 4.0 ist inspiriert von dem Begriff ›Industrie 4.0‹, der wiederum erstmals 2011 auf der weltweit führenden Industriemesse in Hannover auftauchte, womit ein neues Paradigma der industriellen Produktion ausgerufen wurde (ebd., 155). Die ›4‹ in ›4.0‹ bezieht sich auf die vierte der sogenannten industriellen Revolutionen. In der Kombination mit ›0‹ erinnert sie zudem an die Versionszählung von Computer- und Softwaregenerationen, was zusätzlich dazu beigetragen hat, dass 4.0 zu einer Chiffre der Digitalisierung geworden ist (Abb. 1).

Arbeit, Technik und Industrie werden in der 4.0-Metaphorik diskursiv in ein Narrativ integriert, das hier kurz rekapituliert werden soll.<sup>6</sup> Die erste Stufe in dieser Heuristik bildet die Mechanisierung der Arbeit während der Protoindustrialisierung: Genutzt wurde die Wasserkraft, später die Dampfmaschine, um etwa mechanische Webstühle anzutreiben. Die Arbeit war hier schon sehr effizient und arbeitsteilig organisiert, für die Arbeiter\*innen bestanden jedoch keine Arbeitsschutzgesetze, sie mussten sich der Fabrikordnung und -uhr unterwerfen. Mit der zweiten industriellen Revolution entstanden die großen Betriebe, in denen die Arbeit kleinteilig und nach den wissenschaftlichen Methoden des rationalen Managements (Taylorismus), oft als Fließarbeit, organisiert war. Zeitgleich verbreitete sich die Elektrizität und es entstanden Massenkonsum und erste Sozialgesetze. Auch entwickelte sich hier das gesellschaftliche Leitbild des männlichen Arbeitnehmers als Hauptverdiener, der eine geregelte Anstellung hat, in der eine klare Teilung zwischen Arbeit und Freizeit existiert. Der Fordismus als Ordnung, zumindest der westlichen Gesellschaften, entwickelte sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts weiter – folgt man dieser Systematik – zur Industrie 3.0. Nun machen Roboter, Mikroelektronik und Informatisierung die Arbeit effizienter, es entsteht ein ausgebauter Sozialstaat, ebenso ein großer Dienstleistungssektor, und die Arbeitnehmer\*innen waren nun durch starke Vertretungen repräsentiert. Im Übergang zum Postfordismus wurde die Produktion insgesamt flexibler, Betriebsführungsansätze wie *lean production* oder *management of change* hielten Einzug

in die Unternehmen, der Dienstleistungssektor erstarkte parallel zur Deindustrialisierung. Mit dem öffentlichen Internet beginnt sich seit den 2000er Jahren eine weitere industrielle Revolution anzukündigen, die Industrie 4.0, in der die Menschen, Unternehmen und zunehmend auch autonom handelnde Dinge miteinander vernetzt sind.

Dieses Modell von den vier industriellen Revolutionen hat wegen seiner Eingängigkeit und Anschlussfähigkeit an populäre Vorstellungen zum technischen Fortschritt schnell internationale Verbreitung gefunden. Die Industrie erscheint hier in modernisierter Form und lebt wieder mit Zukunftspotenzial auf, nachdem das Ende der Industriegesellschaft in den Industriegesellschaften schon besiegelt schien (Heßler/Thorade 2019, 157). In der wirkmächtigen Erzählung stecken ideologische Voraussetzungen, die kulturanalytisch leicht zu dekonstruieren sind (ebd.): Problematisch sind an diesen 4.0-Modellen von Arbeit und Industrie verschiedene technikdeterministische Aspekte. Die jeweils nächste industrielle Revolution erscheint in dieser Lesart des Wandels zwangsläufig und unvermeidlich. Zudem setzt dieses evolutionäre Stufenmodell die industrielle Entwicklung in Europa und Nordamerika als allgemeinen Standard. Die Entwicklungen verlaufen aber nicht linear und bruchlos, wie technikhistorische Studien an konkreten Fallbeispielen nachgewiesen haben; daher ist dieses Bild des technisch-industriellen Fortschritts nicht nur wegen seines inhärenten Eurozentrismus, sondern auch wegen seiner simplifizierenden und teleologischen Sichtweise zu kritisieren (ebd., 156–158). Überdies lässt das Modell menschliche Akteur\*innen weitgehend außer Acht, wie aus einer akteur\*innenzentrierten kulturanthropologischen Perspektive ergänzt werden muss, die für die ethnografische Arbeitskulturforschung leitend ist.

### Logistikarbeit ethnografisch erforschen

Wenn man davon ausgeht, dass Arbeit zwischen Individuum und Gesellschaft vermittelt (Funktion der System- und Sozialintegration, Honneth 2017, 429–439), so bilden die Erfahrungen von Arbeiter\*innen am Arbeitsplatz einen wichtigen Zugang zur Frage, wie Akteur\*innen die Welt entschlüsseln. Um solche Rationalitäten und ihre Bezüge zu Materialitäten und Praxen analysieren zu können, ist insbesondere ethnografische Forschung gefragt (Niewöhner u. a. 2012, 7; 23–33), denn die »unauffällige Omnipräsenz des Technischen« im Alltag (Bausinger 1981, 239) erschließt sich gerade durch die Analyse von sozio-technischen Gemengelagen. Das folgende Beispiel eines Logistikbetriebs während eines technischen Umstrukturierungsprozesses zeigt, wie sich die mit 4.0 zusammengefassten gesellschaftlichen Trends im konkreten Arbeitsalltag von Logistikarbeiter\*innen niederschlagen und von ihnen reflektiert werden. Die Beobachtungen wurden 2004 und 2005 in einem Lagerhausbetrieb eines führenden deutschen Versandhändlers mit Sitz in Hamburg (Otto Versand) gemacht; methodisch wurde mit teilnehmender Beobachtung, qualitativen Interviews und Erzählforschungsansätzen gearbeitet, indem etwa Topoi des autobiografischen Erzählens analysiert wurden (Müske 2009; 2010).<sup>7</sup>

Gerade seit den 2000er Jahren gab es in der Logistikbranche umwälzende Veränderungen. Prozesse wie Automatisierung durch umfassenderen IT-Einsatz und Sensorik begannen sich damals breit durchzusetzen – Arbeit 4.0 *avant la lettre*. Das damalige Forschungsprojekt hob insbesondere auf Ermöglichungspotenziale (Schönberger 2007), praktische Aneignungs- und Veralltäglichungsprozesse von Technik ab (Bausinger 1981; Beck 1997; Hengartner/Rolshoven 1998) und untersuchte die sozialen Implikationen, etwa im Hinblick auf Kollegialität oder Umgang mit Lern- und Flexibilisierungsprozessen. Mit einem stärker-



Abb. 2: Logistikerinnen am Hängeförderer – bis zu 2860 Wannens liefen an 286 Gehängen durch das achtstöckige Kommissionierlager. Die Geschwindigkeit variierte nach Bestellaufkommen und gab den Takt vor, in dem die Versandartikel bereitgestellt und in die Wannens geworfen werden mussten (Foto: Otto Unternehmensarchiv, 1981, Abdruck mit freundlicher Genehmigung).

ren Fokus auf die Automatisierungsprozesse im Arbeitsalltag zeigen sich im Material neue Aspekte im Hinblick auf die »Technizität von Kultur« (Hengartner 2012, 119): Die Technik bildet den konkreten Bezugspunkt für die Reflexion des gesellschaftlichen Wandels.

In den letzten zehn Jahren hat sich der Umsatz im Onlinehandel (bis in die 2000er Jahre sprach man von Versandhandel) mehr als verdoppelt, von circa 20 Milliarden Euro auf fast 50 Milliarden Euro im Jahr 2017; die meisten Bestellungen (69 Prozent) werden per Smartphone oder Tablet getätigt (Salden u. a. 2017, 15 – 16), es handelt sich also ab der Artikelrecherche um ein hochgradig mobiles Geschäft. Das Unternehmen Otto ist als einziges großes Versandhandelsunternehmen in Deutschland neben dem neuen Branchenprimus Amazon übriggeblieben. Otto hatte bereits ab 1972 eine eigene Lieferlogistik unter dem Namen Hermes Paket-Schnell-Dienst aufgebaut, was die Wichtigkeit der Logistik für erfolgreiche Geschäftsmodelle im Versandhandel belegt. In der in den 1960er Jahren beginnenden Hochzeit des Versandhandels expandierte Otto und führte für die schiere Bewältigung der Bestellmassen ein neues mechanisches Sortiersystem ein: einen Hängeförderer, der ein Beispiel für die Arbeitsorganisation »3.0« ist.

#### Der Hängeförderer: volle Wannens, starrer Takt

Beim Hängeförderer (vgl. Abb. 2) handelte es sich um eine Großanlage, bei der sich einige tausend Wannensbehälter, an einer Kette aufgehängt, durch die Etagen eines Kommissionierlagers bewegten. Die Technik zog sich durch ein ganzes Gebäude – ähnlich einem Fließband, das den Takt vorgab. In jeder Wanne wurden die Artikel einer oder mehrerer Bestellungen zusammengeführt – sobald eine Wanne durch ein bestimmtes Stockwerk

lief, wo sich der Artikel befand (zum Beispiel Fußball im 8. Stock, T-Shirt im 4. Stock) mussten Arbeiterinnen – bei den Lagerarbeiterinnen handelte es sich fast ausschließlich um Frauen, die meist im Nebenverdienst tätig waren, während in den ›technischen‹ Berufen Männer in Vollzeit arbeiteten – die Ware rechtzeitig aus den Regalgängen am Band bereitstellen (das sogenannte ›Einkaufen‹), damit diese dann in die Wanne geworfen werden konnten (›Werfen‹). Anschließend liefen die Wannens zu Packplätzen, wo weitere Arbeiterinnen die Sendungen versandfertig machten (›Packen‹). Die Waren und Wege errechnete eine UNIVAC-Anlage, die in den 1960er und 1970er Jahren laut Otto die leistungsfähigste Großrechneranlage in Norddeutschland war. In diesem fordistisch-tayloristischen Arbeitskontext hatte jede\*r Mitarbeiter\*in feste Aufgaben, Arbeitszeiten und auch einen festen Arbeitsplatz. Nicht nur die Arbeit, das Leben schien – aus heutiger Sicht – planbar.<sup>8</sup> Erst mit zunehmendem EDV-Einsatz konnte auf sogenannte chaotische oder flexible Lagerhaltung umgestellt werden – die Lagerplätze veränderten sich, und mit ihnen wurden auch die Arbeitsplätze und -zeiten zunehmend flexibler, um auf Bestellspitzen und ruhigere Zeiten reagieren zu können. In den Interviews berichteten die älteren Arbeiterinnen in der Rückschau, dass ein gutes kollegiales Verhältnis mit den Kolleginnen bestand; dies sei heute durch die ständige Job-Rotation nicht mehr möglich.

#### Der Sorter: leere Gänge, flexible Arbeit

In den Jahren 2004 und 2005 stellte Otto bzw. Hermes die Kommissioniertechnik am Standort Hamburg grundlegend um. Nun wurde eine Sorter-Anlage eingebaut, die ab sofort das Sortieren der Artikel und Zusammenführen einer Sendung übernahm – der Arbeitsschritt des Werfens entfiel dadurch komplett. (Nur sieben Jahre später wurde der Betrieb wiederum umgestellt, sodass diese Ausführungen bereits wieder Geschichte sind. Demgegenüber bestand der Hängeförderer fast 40 Jahre – ein Beispiel für die Schnelllebigkeit des Logistikgeschäfts.) Ein Wannenspuffer (eine Art Zwischenspeicher, in dem die Waren ›geparkt‹ wurden, bis ein Packplatz frei war) entkoppelte Einkaufen und Packen zeitlich. Vom Wannenspuffer wurden die Artikel entnommen und auf den Sorter ›geschossen‹; dieser verteilte die Artikel dann automatisch auf die Packplätze, wo die Sendungen versandfertig gemacht wurden.

Dadurch fand ein *De-Skilling* statt, denn das Erfahrungswissen der Einkäuferinnen und Werferinnen über Arbeitsgeschwindigkeiten, optimierte Wege oder Regalgänge war nun nicht mehr notwendig, um das Arbeitssoll gut zu erfüllen. Die Arbeit erforderte ein Anlernen von wenigen Minuten, danach waren allenfalls noch zeitliche Optimierungen möglich. Gleichzeitig wurde die Arbeit flexibilisiert.

»Und dieses Einkaufen... naja, also arbeitsmäßig geht das, wie ich das jetzt mache, aber so von den Kollegen her gesehen und so ist – ... ist nicht mehr so ›Hallo‹ oder irgendwas. [...] Dann werden Sie nach Haus geschickt, die Arbeitszeiten sind ja so – unmöglich. Das ist ja nicht mehr so wie (es mal war). [...] Das bringt den ganzen Rhythmus durcheinander bei mir (den Menschen).«<sup>9</sup>

Durch die zeitliche Entkoppelung von Einkaufen und Packen von bis zu 20 Minuten Pufferzeit (was sehr viel ist im Vergleich zum vorherigen sekundengenauen Arbeiten) war nun der Stress weg, aber damit auch der kollegiale Austausch, Streiten und Scherzen sowie die gegenseitige Unterstützung, wenn der Hängeförderer ›raste‹. Auch die gemeinsamen Pausen als entspannte soziale Situation gab es nicht mehr, denn während der Hängeförderer

auch den Pausenrhythmus für alle vorgegeben hatte, konnten sich die Mitarbeiter\*innen nun ihre Pausen frei einteilen. In den Gängen wurde es ruhig und leer.

Durch die technischen Möglichkeiten, flankiert auch von der Deregulierung des Arbeitsmarktes in den 2000er Jahren, konnten die Teamleiter\*innen die Arbeiterinnen flexibler einsetzen, sodass das regelmäßige Arbeiten an einem festen Platz zu festen Zeiten die Ausnahme wurde. Je nach Bestellaufkommen war es nun mit der modernisierten Rechner- und Sortiertechnik noch leichter möglich, den Schichtbeginn und das Schichtende auf früher oder später zu verlegen.

Durch die Entgrenzungs-, Flexibilisierungs- und Prekarisierungsprozesse – insbesondere die Rotation – gehe der Zusammenhalt verloren, berichteten die Arbeiterinnen. Die Motivation sank, ebenso die Ordnung an den Arbeitsplätzen, worauf früher penibel geachtet worden sei. Mit der immer flexibleren Arbeit wurde auch der Lohn unkalkulierbarer und ging tendenziell zurück, da die Bestellungen im Vergleich zu den Boomjahren nach 1990 gesunken waren und die Aufgaben mit dem Sorter um bis zu 30 Prozent effizienter erledigt wurden.

»Naja, natürlich auch jetzt diese flexiblen Arbeitszeiten. Ist auch neu, selbstverständlich, das ist ja jetzt auch erst in diesen Jahren gekommen. Früher war jahrelang nur sieben Uhr, es gab nur sieben Uhr. Ja? Und das war okay auch – . Jetzt ist es auch okay, aber nun sind natürlich ganz andere Uhrzeiten gekommen. [...] Das sind die Zeiten halt eben, weil das draußen allgemein ja schlecht aussieht, ne.«<sup>10</sup>

Der Stress wird von der Arbeit ins Zuhause verlagert. Auch wenn in einer erzählforscherischen Perspektive festgestellt werden könnte, dass der Technikvergleich als erzählstrukturierendes Element zur Verklärung der Vergangenheit einlädt, sind tatsächlich negative Veränderungen in der Gegenwart beschreibbar. Das unterschwellige Gefühl der Unsicherheit und Unordnung, das in den Fallbeispielen deutlich wird, entsteht aus dem technischen Wandel in der Zusammenschau mit weiteren globalen, ebenfalls neuen Faktoren: »Das sind die Zeiten halt eben«, sagt Frau Tessnow, und meint damit einen Wandel, der die Alltagswelt insgesamt betrifft.

Die Verunsicherung über die ständigen Neuerungen in der alltäglichen Arbeit und die allgemeine Unsicherheit äußert sich darin, dass der Körper keinen »Rhythmus« mehr findet, wie Frau Schatz es ausdrückt. Trotzdem wird die Arbeit insgesamt positiv bewertet – allerdings vor der Hintergrundgefahr des völligen Jobverlusts für Geringqualifizierte, »weil das draußen allgemein ja schlecht aussieht.« Bei Otto waren die Verhältnisse noch vergleichsweise gut, denn hier galt der Einzelhandelsstarif, während der Logistiktarif niedrigere Gehälter vorsah. Die heutigen Arbeitskämpfe bei Amazon drehen sich unter anderem um genau diese Frage (vgl. Apicella 2016, 14).

Überdies wandelte sich die gesellschaftliche Bedeutung der Arbeitslosigkeit. Sie wurde einerseits medial pauschal als »Schmarotzertum« moralisch diffamiert (Lehnert 2009). Andererseits wurden Arbeitnehmer\*innen strukturell »in die Zange genommen«, indem gerade für geringqualifizierte Arbeiter\*innen durch die Hartz-Reformen im Rahmen der Agenda 2010 die direkte Gefahr des sozialen Abstiegs drohte.<sup>11</sup> Die Interviewten thematisieren also nicht nur ihren veränderten Arbeitsalltag, sondern verhandeln hintergründig beim Sprechen über die Arbeit und das technische Ding auch globale Einflüsse und ihre Auswirkungen auf ihren individuellen Alltag.

Weitergehend untersucht werden müsste die Sicht der Vorgesetzten und Ingenieur\*innen, die als *system builder* viele Prozesse gestalteten, die direkte Auswirkungen auf die

Arbeiterinnen hatten, die aber auch wiederum Zwängen unterworfen waren und daher nicht einfach als eine Gegenseite der gewerblichen Beschäftigten gesehen werden können. Bis heute ist der Innovations- und Kostendruck in der Logistikbranche immens gestiegen. Ein Projektleiter eines global operierenden Logistikunternehmens berichtete im Jahr 2018, dass die Verträge mit einem Lebensmittelhändler, für den sein Unternehmen Dienstleistungen erbringt, jedes Jahr fünf Prozent Kosteneinsparungen vorschreiben – dies sei nur mit Hilfe technischer Innovationen möglich.<sup>12</sup>

Nicht mehr die Hardware, sondern ›intelligente‹ Software bildet den Kern erfolgreicher Geschäftsmodelle in der Logistik, so das Bild, das sich im hier betrachteten Fulfillment-Center zeigt und allgemein auch in der Branchenliteratur oder auf Logistikmessen wie der Stuttgarter *Logimat* gezeichnet wird.<sup>13</sup> Die Optimierung der zunehmend auf Sensorik und IT basierenden Anlagen kann nur noch von hochspezialisierten Kräften geleistet werden – für die geleasten Anlagen werden Wartungsverträge abgeschlossen, Wirtschafts- und IT-Ingenieur\*innen haben Mechaniker\*innen als Leitbild technischer Berufe abgelöst. Den Wandel überleben Unternehmen und Arbeitnehmer\*innen daher nur, wenn sie auf alle Eventualitäten in einer unbekanntem Zukunft vorbereitet sind.

## Disziplinierende Diskurse

Kulturelle Ordnungen, Wertvorstellungen und Imaginationen äußern sich in Diskursen. Aus Sicht einer kulturwissenschaftlichen Arbeits- und Technikforschung sind gerade die Veralltäglichungsprozesse von Technischem, die *Etappen der Aneignung* (Bausinger 1981) ein interessantes Forschungsthema, denn im Wandel zeigen sich die vielfältig bestehenden Verknüpfungen zwischen Arbeit und Technik<sup>14</sup> besonders deutlich – gerade in Umbruchszeiten wird das Neue thematisiert, sodass dieses diskursanalytisch untersuchbar wird. Die gegenwärtigen Debatten zur Zukunft der Arbeit korrelieren eng mit weiteren, ähnlichen Themen. Im Zusammenhang mit Logistikarbeit auftauchende Schlagwörter sind etwa »Kompetenzmanagement, Personalmanagement, Demografische Entwicklung, Digitalisierung, Automatisierung, Logistik, Logistiksysteme, Logistikprozesse, Arbeitswelt 4.0, Industrie 4.0« (Straub u. a. 2017, 51).<sup>15</sup> Weitere verbundene Begriffe, etwa autonome Systeme, künstliche Intelligenz, Datenschutz, E-Mobilität, Innovationen, Zukunft des Sozialstaats, Niedriglohnsektor etc. könnten genannt werden.<sup>16</sup> Doch wieso erscheinen in einem bestimmten Zeitraum gerade Aussagen über diese Themen so gehäuft und nicht andere?

In Diskursen materialisiert sich sprachlich, wie die Welt geordnet ist und was überhaupt Thema ist – nur ein Gegenstand, zu dem sich in einer bestimmten Zeit Aussagen finden, ist somit ein Teil der (reflektierten) Wirklichkeit.<sup>17</sup> Diskurse entstehen nicht zufällig, sondern werden kontrolliert hervorgebracht und dienen der gesellschaftlichen Disziplinierung, so die These, die ich abschließend wagen möchte. Flexibilisierung der Arbeit und Druck von allen Seiten, Kostenersparnis, Betriebsverlagerungen und Automatisierung bis hin zur Ersetzbarkeit menschlicher Akteur\*innen – das Globalisierungs- und Flexibilisierungsmantelwort der 2000er Jahre hallt noch nach, während das neue 4.0-Leitbild der Modernisierung sich verbreitet. Der Diskurs ist vielstimmig und unübersichtlich, in Bezug auf die Arbeit auch widersprüchlich: »Es wird nicht jeder den gleichen Job behalten können«, lautet die Überzeugung einflussreicher Akteur\*innen, es wird weiter Arbeit geben, sagt der Personalvorstand, und doch erscheint am Horizont als Vision und Dystopie die menschenleere Fabrik.<sup>18</sup>

Doch welche Arbeit wird es noch geben, wenn bereits heute die fast menschenleere Fabrik und das vollautomatische Lager Realität sind? Unterdessen entsteht in der technik-

soziologischen Forschung ein neues Leitbild der Logistikmitarbeiter\*in – diese werden weniger als routinierte Mitarbeiter\*innen gesehen, die kostengünstig Roboter ersetzen, sondern als *Problemlöser\*innen*, das heißt, menschliche Akteur\*innen in soziotechnischen Systemen, die im Gegensatz zur Maschine über kreative Kompetenzen in neuartigen oder vom Standard abweichenden Situationen verfügen (Blutner u. a. 2006; Straub u. a. 2017, 50). In eine ähnliche Richtung denkt das Bundesministerium für Arbeit, das die Weiterqualifizierung als zentrale Aufgabe für jede\*n Einzelne\*n sieht. Das Arbeitsministerium will die Zukunft der Arbeit gesellschaftlich gestalten (BMAS 2017, 5); das Wissenschaftsministerium lanciert *Die Neue Hightech-Strategie*, um »Innovationen für die Arbeit von morgen« zu schaffen (BMBF 2018).

Diskurse sind versprachlichte gesellschaftliche Verhandlungen um Macht und daher versuchen Akteur\*innen durch verschiedene Mechanismen, Diskurse unter ihre Kontrolle zu bringen:

»Ich setze voraus, dass in jeder Gesellschaft die Produktion des Diskurses zugleich kontrolliert, selektiert, organisiert und kanalisiert wird [...]. Denn der Diskurs [...] ist nicht einfach das, was das Begehren offenbart (oder verbirgt): er ist auch Gegenstand des Begehrens; und der Diskurs [...] ist auch nicht bloß das, was die Kämpfe oder die Systeme der Beherrschung in Sprache übersetzt: er ist dasjenige, worum und womit man kämpft; er ist die Macht, deren man sich zu bemächtigen sucht« (Foucault 2012, 10 – 11).

Mit Michel Foucault (2012; 1973) entstehen Diskurse quasi ›wild‹ und müssen kontrolliert werden (von welchen Akteur\*innen mit welchen Machtinteressen, bleibt hier noch dunkel). Nicht jede\*r hat Zugang zum Diskurs – bestimmte gesellschaftliche Akteur\*innen im vielstimmigen Spiel der Aussagen haben jedoch besonders mächtige Sprecher\*innenpositionen. Ganz unterschiedliche Aussagen zur Zukunft der Arbeit formieren sich zu einem 4.0-Diskurs, in dem teils widersprüchliche Aussagen über Job-Wachstum, Bedrohungen, Fachkräftemangel, Künstliche Intelligenz und so weiter nebeneinanderstehen. Noch ist es zu früh, die Zukunft zu prognostizieren, doch der gemeinsame Tenor ist: Arbeit und Industrie 4.0 bergen unbekannte Gefahren und große Chancen auf mehr und bessere Arbeit.

Die Chancen gibt es jedoch nur für diejenigen, die sich anstrengen: Dies ist der Gegenstand, von dem die 4.0-Diskurse sprechen. Es besteht nur – wie es schon das Narrativ der industriellen Revolutionen fasst – wer fitter, schneller, lernfähiger ist und die Technikrevolutionen zu nutzen weiß.<sup>19</sup>

Was ein Autor sagt, »sagt er nicht von irgendwo aus« (Foucault 1973, 178), womit Foucault die Frage nach den Machtbedingungen der diskursiven Formationen aufwirft. Was in der *Archäologie des Wissens* mit »Archiv« bezeichnet wird (ebd., 183 – 190), bezeichnet Foucault an anderer Stelle als »Dispositiv«, eine Anordnung heterogener Elemente. Es erfüllt eine strategische Funktion:

»Was ich [...] festzumachen versuche ist erstens ein [...] entschieden heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architekturelle Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische [...] Lehrsätze, kurz: Gesagtes ebenso wohl wie Ungesagtes umfasst. Soweit die Elemente des Dispositivs. Das Dispositiv selbst ist das Netz, das zwischen diesen Elementen geknüpft werden kann. [...] Drittens verstehe ich unter Dispositiv eine Art von – sagen wir – Formation, deren Hauptfunktion zu

einem gegebenen historischen Zeitpunkt darin bestanden hat, auf einen Notstand (urgence) zu antworten. Das Dispositiv hat also eine vorwiegend strategische Funktion« (Foucault 1978, 119 – 120).

Das Dispositiv als Netz ordnet die Elemente entsprechend einer bestimmten Strategie an: den unausweichlichen Wandel zu akzeptieren, die gesellschaftlichen Akteur\*innen zu disziplinieren und kapitalismuskritische Fragen möglichst auszublenden. Auch hat die Individualisierung der sozialen Fragen – denn von Weiterqualifizierung zu sprechen, bedeutet, Einzelne für ihre Jobchancen verantwortlich zu machen – den Effekt, dass Problemlagen eher als individuelles Versagen gesehen werden und weniger als gesellschaftliche Rahmenbedingungen, gegen die es sich zu kämpfen lohnte.

Dieser gesellschaftliche Befund scheint nicht aus der Luft gegriffen zu sein, da er sich statistisch widerspiegelt. Die Gewerkschaften jedenfalls verzeichnen seit den 1990er Jahren einen großen Mitgliederschwund, obwohl die Zahl der Erwerbspersonen insgesamt seit Jahren steigt – die sinkende Zahl an gewerkschaftlich organisierten Arbeitnehmer\*innen ist also nicht etwa auf eine sinkende Zahl an Arbeitnehmer\*innen zurückzuführen.<sup>20</sup>

Das Dispositiv hat kein Zentrum, doch seine Elemente richten sich an einer gemeinsamen Idee aus – am neoliberalen<sup>21</sup> Kapitalismus. In dieser verwettbewerblichten Anordnung erscheint es logisch, dass von bestimmten Dingen die Rede ist, etwa von Technik, Wachstum, Arbeitsplatzsicherheit, Qualifikation, Demografie, Vernetzung. Weit weniger wird über ideologisch ›unpassende‹ Fragen gesprochen wie: Brauchen wir autonome Technik? Wenn ja, wofür und in welchen Bereichen? Wollen wir das? Beherrschen wir den technischen Wandel noch? Und wenn ja, wer sind die Akteur\*innen des technischen Wandels und was sind ihre Interessen? Wer macht Geld, wer nicht – und müssten Gewinne umverteilt werden (wie, an wen, unter welchen Voraussetzungen)? Verrichtet ›intelligente‹ Robotertechnik Arbeit (Voß 2018) und müsste sie entsprechend besteuert werden?

Im vorherrschenden 4.0-Diskurs über die Zukunft der Arbeit sind diese Fragen bisher keine legitimen Themen; mit derartigen Fragen befindet man sich eher in Bereichen, die als Sozialismus, Revolution (im Gegensatz zur Technik: einer scheinbar unerwünschten) oder Träumerei delegitimiert werden. Dies ist beispielsweise erkennbar – und hier kommen Akteur\*innen und ihre Interessen ins Spiel – an den Versuchen ultrakonservativer Kreise in den USA, soziale Mindeststandards als ›Sozialismus‹ zu verunglimpfen oder an den Großspenden, mit denen sich offen politischer Einfluss erkauft wird.<sup>22</sup> Allenfalls über ein Grundeinkommen wird gesprochen, wobei dies auch zutiefst libertären Ideen von ›Eigenverantwortung‹ entspricht und man sich sicher sein kann: Wenn das Silicon-Valley solches fordert, sollte man seine Einführung unbedingt überdenken.<sup>23</sup> Die emanzipatorischen Ideen der Bewegungen der 1960er und 1970er Jahre und ihre Bemühungen um Gleichheit jedenfalls befinden sich mehr denn je unter Beschuss und bestimmte Akteur\*innen versuchen, sich über die Förderung diskursmächtiger Institutionen mit bisher legitimen Sprecher\*innenpositionen die Deutungshoheit zu »kaufen«.<sup>24</sup>

Der Beitrag versuchte, den vielstimmigen Diskurs zur Arbeit 4.0 als Teil eines neoliberalen Dispositivs zu analysieren und funktional als Disziplinierung zu deuten, die sich empirisch in den Alltagserzählungen der Logistikarbeiter\*innen auch nachweisen lässt. Das Beispiel der Logistikarbeit zeigt, wie Arbeiter\*innen im Alltag die »Anordnungen des Diskurses«<sup>25</sup> subjektivieren. Die Logistik wurde als Feld gewählt, weil sich hier aktuelle technische Entwicklungen besonders deutlich zeigen, es gäbe aber viele weitere Beispiele, etwa andere Dienstleistungsarbeit im Niedriglohnsektor oder die Automobilindustrie (für hochbezahlte Facharbeit), in denen ähnliche Entwicklungen und Reflexionen analysierbar



sind. Zwar fokussiert eine Diskursanalyse mehr das Gesprochene als die menschlichen Akteur\*innen. Doch vermag es die empirische Kulturwissenschaft mit ihrer Perspektive auf (marginalisierte) Akteur\*innen und Praxen, diese Alltagsdimensionen zu integrieren. Weitergehende empirische Forschungen zur Technizität von Arbeit und Alltag müssten nicht nur die Aspekte Informatisierung und Finanzialisierung, sondern dezidiert auch die Bilderwelten und Metaphoriken rund um die 4.0-Diskurse sowie die praktische und reflexive Bewältigung dieser Prozesse gerade in den Mittel- und Unterschichten (Warneken 2019) untersuchen. Eine technik-kulturwissenschaftlich informierte Arbeitsethnografie verfügt über die Methoden und Konzepte, um diese Herausforderung anzugehen.

## Endnoten

- 1 Uber Advanced Technologies Group (2016). »Otto and Budweiser: First Shipment by a Self-Driving Truck«: <https://www.youtube.com/watch?v=Qb0Kzb3haK8>, aufgerufen am 19.11.2019. Zahlreiche ähnliche Beispiele finden sich auf *Youtube* auch zu automatischen Fertigungsanlagen.
- 2 Noch in den kleinsten Anzeigern finden sich Annoncen von Unternehmen, die IT-Fachleute und digital-affine Mitarbeiter\*innen suchen (»Audience Development Manager (m/w/d) der Onlineredaktion«, vgl. Südkurier Jobportal, aufgerufen am 1.2.2020). Die großen Zeitschriften gründen »Akademien«, in denen man sich etwa zum Datenschutz oder zu Künstlicher Intelligenz weiterbilden kann (»Machen Sie sich fit für die digitale Zukunft«, *Spiegel Akademie* in Kooperation mit der SRH Fernhochschule: [www.akademie.spiegel.de](http://www.akademie.spiegel.de), aufgerufen am 1.2.2020). Vgl. weiter zum Beispiel das *Weißbuch Arbeiten 4.0* (BMAS 2016); allgemeine Informationen zu Forschung und Entwicklung für kleine und mittelständische Unternehmen zum Beispiel das Innovationslabor *Hybride Dienstleistungen in der Logistik* rund um das Fraunhofer-Institut für Materialfluss und Logistik (Fraunhofer IML 2017).
- 3 Der Beitrag basiert auf meinem Vortrag im Kolloquium »Technik im Alltag« am Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Freiburg, 19.11.2019. Für Fragen und Anregungen danke ich den Kolloquiumsteilnehmer\*innen sowie den Herausgeber\*innen dieses Themenheftes.
- 4 Schönberger, Klaus (undatiert, ca. 2010): Technisierungsprozesse, Techniknutzung und der Wandel der Erwerbsarbeit. Anmerkungen zur Integration von kulturwissenschaftlicher Arbeitskulturen- und Technikforschung. <https://www.academia.edu/6063225/>, aufgerufen am 18.11.2019.
- 5 Aus Platzgründen kann der Forschungsstand zur Arbeitskulturenforschung hier nicht ausgeführt werden, verwiesen sei einleitend auf Assion/Warneken 2001 und auf Groth/Müske 2019 für einen historischen sowie einen aktuellen Überblick über die Forschungsthemen, Ansätze und Geschichte der dgv-Kommission Arbeitskulturen. Publikationen im Umfeld der Arbeitskulturenkommission siehe [www.dgv-arbeitskulturen.de](http://www.dgv-arbeitskulturen.de), aufgerufen am 1.5.2020. Zur kulturwissenschaftlichen Technikforschung vgl. einleitend Beck 1997; Hengartner 2012; Hengartner/Rolshoven 1998; Schönberger 2007; Schönberger wie Endnote 4.
- 6 Vgl. für das Folgende insbesondere Heßler/Thorade 2019, 155–161 sowie Götz 2015.
- 7 Mehrwöchige Feldphasen im Sommer 2004 und Herbst 2005; insgesamt wurden 39 Interviews mit Arbeiterinnen, Vorgesetzten, Technikern und Betriebsrät\*innen geführt.
- 8 Zur weitergehenden Analyse von Fordismus und Postfordismus als Leitvokabeln des Wandels und den damit verbundenen gesellschaftlichen Leitbildern, Regierungsweisen und Rhetoriken vgl. Götz 2015.
- 9 Namen aller Interviewpartner\*innen anonymisiert; alle Zitate wurden für die Verschriftlichung leicht geglättet. [Eckige Klammern] kennzeichnen Einfügungen oder Auslassungen, Pausen werden mit Punkten ... markiert, undeutlich Gesprochenes steht in (runden Klammern), abgebrochene Sätze enden – . Hier: Interview mit Christa Schatz, damals 51 Jahre, Einkäuferin und Werferin, seit 1966 im Unternehmen, November 2005.
- 10 Interview mit Elisabeth Tessnow, circa 55 Jahre, Packerin, seit 1974 im Unternehmen, Juni 2004.
- 11 Die damaligen qualifikationsspezifischen Arbeitslosenquoten weisen in den ungelerten Berufen eine höhere Arbeitslosigkeit (26,0 Prozent) aus als in akademischen (4,1 Prozent) oder Fachberufen (9,7 Prozent), vgl. IAB 2007.
- 12 Interview mit Gerhard Meyer, ca. Ende 40, Leiter Innovation Lab eines Logistikunternehmens, Juni 2018.
- 13 Mehrtätiger Kurzaufenthalt mit Feldforschung im Frühjahr 2018.
- 14 Schönberger wie Endnote 4.

- 15 Gerade die Schlagwortanalyse großer digital vorliegender Korpora wäre ein lohnendes weitergehendes Unterfangen, um die »Kovorkommen« von Begriffen und damit überraschende Evidenzen, »die entweder quer zu den vorher existierenden Erwartungen stehen [...] oder im besten Fall sogar solche Evidenzen [aufzuspüren, JM], die die Bildung neuer interpretativer linguistischer Analyse-kategorien nahelegen« (Bubenofer/Scharloth 2013, 149).
- 16 Presseauswertung 2017 bis 2019 zum Thema Arbeit und Logistik, berücksichtigt wurden u. a. *Der Spiegel*, *Die Zeit*, *Guardian*, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, *Süddeutsche Zeitung* sowie Artikel in Wirtschaftsmedien wie *Handelsblatt*, *VDI-Nachrichten*, *Wirtschaftswoche*.
- 17 Vgl. einführend zur Diskursanalyse auch Sarasin 2012, 94 – 124.
- 18 *Die Zeit*. 2017. Industrie 4.0. »Unsere Vision ist nicht die menschenleere Fabrik«. Interview mit Bosch-Geschäftsführer Christoph Kübel, 18.10.2017, <http://www.zeit.de/wirtschaft/unternehmen/2017-09/industrie-40-digitalisierung-bosch-christoph-kuebel/komplettansicht?print>, aufgerufen am 24.10.2017.
- 19 Zur darwinistischen Hinterlegung von KI-Technikmetaphern vgl. Dippel 2019, 36 – 39.
- 20 Die Zahl der im DGB organisierten Mitglieder betrug im Jahr 1995 noch circa 9,4 Millionen Mitglieder, im Jahr 2018 waren es noch knapp 6 Millionen, vgl. <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/3266/umfrage/mitgliedszahlen-des-dgb-seit-dem-jahr-1994/>, aufgerufen am 1.2.2020. Wählerrendessen ist die Zahl der Erwerbstätigen plus Arbeitslosen ist seit 2009 von knapp 44 Millionen auf circa 46,3 Millionen gestiegen, was einer Erwerbstätigenquote von circa 57 Prozent (gemessen an der Gesamtbevölkerung) entspricht, vgl. Statistisches Bundesamt 2020, Eckzahlen zum Arbeitsmarkt, Deutschland: <https://www.destatis.de/DE/Themen/Arbeit/Arbeitsmarkt/Erwerbstaetigkeit/Tabellen/eckwerttabelle.html>, aufgerufen am 1.2.2020. Im Jahr 2000 betrug diese Quote noch knapp 53 Prozent, vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Erwerbsquote>, aufgerufen am 1.2.2020.
- 21 Der Begriff wird in seiner alltagssprachlichen Bedeutung als deregulierte, globalisierte Marktwirtschaft verwendet.
- 22 Hierbei handelt es sich um Beobachtungen zum gegenwärtigen Präsidentschaftswahlkampf in den USA; Donald Trump etwa warnt vor Sozialismus, wenn die Demokraten gewinnen sollten; ein Versprecher des demokratischen Bewerbers und Milliardärs Michael Bloomberg war erhellend – er habe die Demokraten »gekauft...« beziehungsweise bei Wahlen unterstützt, vgl. *Süddeutsche Zeitung*: <https://www.sueddeutsche.de/politik/us-wahl-sanders-demokraten-1.4821155>, aufgerufen am 1.3.2020.
- 23 *The Guardian*. 2016. Why Silicon Valley is Embracing Universal Basic Income. By Jathan Sadowski, 22.6.2016: [https://www.theguardian.com/technology/2016/jun/22/silicon-valley-universal-basic-income-y-combinator?CMP=share\\_btn\\_tw](https://www.theguardian.com/technology/2016/jun/22/silicon-valley-universal-basic-income-y-combinator?CMP=share_btn_tw), aufgerufen am 1.2.2020.
- 24 Siehe Endnote 24. In eine gleiche Richtung zielen die Bemühungen von Wirtschaftsunternehmen, Forschungsinfrastrukturen zu schaffen und zu fördern – die Einflussnahme erfolgt hierbei eher subtil: Teilweise werden Informationen über diese Vorgänge vor Gericht erstritten, wie etwa im Fall der Technischen Universität München, die die Verträge mit Facebook über die Förderung eines KI-Ethik-Forschungsinstituts nicht offenlegen wollte.
- 25 *L'Ordre du Discours*, so Foucaults Originaltitel, spielt mit den Bedeutungen Ordnung/Anordnung.

## Literatur

- Apicella, Sabrina (2016): *Amazon in Leipzig. Von den Gründen, (nicht) zu streiken*. Berlin.
- Apicella, Sabrina u. a. (2018): *Logistik und Migration. Eine integrierte Perspektive für die empirischen Kulturwissenschaften*. In: Dies. (Hg.): *Grounding Logistics. Ethnographische Zugriffe auf Logistik, Migration und Mobilität*. Berlin, 7 – 26.
- Assion, Peter (2001): *Arbeiterforschung. Mit einer Aktualisierung von Bernd Jürgen Warneken*. In: Rolf W. Brednich (Hg.): *Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie*. 3. Aufl., Berlin, 255 – 289.
- Bausinger, Hermann (1981): *Technik im Alltag. Etappen der Aneignung*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 77/2, 227 – 242.
- Beaud, Stéphane/Michel Pialoux (2004): *Die verlorene Zukunft der Arbeiter*. Konstanz.
- Beck, Stefan (1997): *Umgang mit Technik. Kulturelle Praxen und kulturwissenschaftliche Forschungskonzepte*. Berlin.
- Blutner, Doris u. a. (2006): *Der Mensch in der Logistik: Planer, Operateur und Problemlöser*. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-109662>, aufgerufen am 1.2.2020. [Arbeitspapier]
- [BMAS] Bundesministerium für Arbeit und Soziales (2017): *Weissbuch Arbeiten 4.0. Arbeit Weiter Denken*. <https://www.bmas.de/DE/Service/Medien/Publikationen/a883-weissbuch.html>, aufgerufen am 1.2.2020.

- [BMBF] Bundesministerium für Bildung und Forschung (2018): Zukunft der Arbeit. Innovationen für die Arbeit von morgen. <https://www.bmbf.de/de/zukunft-der-arbeit-147.html>, aufgerufen am 1.2.2020.
- Bubenhof, Noah/Joachim Scharloth (2013): Korpuslinguistische Diskursanalyse: Der Nutzen empirisch-quantitativer Verfahren. In: Ingo H. Warnke u. a. (Hg.): Diskurslinguistik im Spannungsfeld von Deskription und Kritik. Berlin, 147 – 168.
- Dippel, Anne (2019): Metaphors We Live By: Three Commentaries on Artificial Intelligence and the Human Condition. In: Andreas Sudmann (Hg.): The Democratization of Artificial Intelligence. Net Politics in the Era of Learning Algorithms. Bielefeld, 33 – 42.
- Foucault, Michel (1973): Archäologie des Wissens. Frankfurt a. M.
- Ders. (1978): Ein Spiel um die Psychoanalyse. In: Ders.: Dispositive der Macht. Michel Foucault über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin, 118 – 175.
- Ders. (2012): Die Ordnung des Diskurses. 15. Aufl., Frankfurt a. M.
- Fraunhofer IML (2017): Future Challenges in Supply Chain and Logistics: Social Networked Industry ganzheitlich gestalten. <http://publica.fraunhofer.de/dokumente/N-462112.html>, aufgerufen am 1.2.2020.
- Götz, Irene (2015): Fordismus und Postfordismus als Leitvokabeln gesellschaftlichen Wandels. Zur Begriffsbildung in der sozial- und kulturwissenschaftlichen Arbeitsforschung. In: Dies. u. a. (Hg.): Europäische Ethnologie in München. Ein kulturwissenschaftlicher Reader. Münster u. a., 25 – 51.
- Groth, Stefan/Johannes Müske (2019): Arbeit 4.0? Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Arbeit im Wandel. In: AugenBlick. Konstanzer Hefte zur Medienwissenschaft 73, 11 – 20.
- Hengartner, Thomas (2012): Technik – Kultur – Alltag. Technikforschung als Alltagsforschung. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 108/1, 117 – 139.
- Hengartner, Thomas/Johanna Rolshoven (1998): Technik – Kultur – Alltag. In: Dies. (Hg.): Technik – Kultur. Formen der Veralltäglichen von Technik, Technisches als Alltag. Zürich, 17 – 49.
- Heßler, Martina/Nora Thorade (2019): Die Vierteilung der Vergangenheit. Eine Kritik des Begriffs Industrie 4.0. In: Technikgeschichte 86/2, 153 – 170.
- Honneth, Axel (2017): Arbeit und Anerkennung. Versuch einer theoretischen Neubestimmung. In: Michael Abländer/Bernd Wagner (Hg.): Philosophie der Arbeit. Texte von der Antike bis zur Gegenwart. Frankfurt a. M., 418 – 442. [zuerst 2010]
- [IAB] Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesagentur für Arbeit (2007): Langfristig schlechte Arbeitsmarktchancen für Geringqualifizierte. IAB Kurzbericht 18. <https://www.iab.de/751/section.aspx/archive/page/page/12>, aufgerufen am 1.2.2020.
- Jablonowski, Maximilian (2019): Imagine Drones! Sozio-technische Imaginäre ziviler Drohnen. Vortrag im Forschungskolloquium »Technik im Alltag«, 3.12.2019, Universität Freiburg.
- Latour, Bruno (1996): On actor-network theory: A few clarifications. In: Soziale Welt 47/4, 369-381.
- Lehnert, Katrin (2009): »Sozialschmarotzer« versus »Arbeitskraftunternehmer«. Aktuelle Hintergründe der Sozialmissbrauchsdebatte. In: Gerrit Herlyn u. a. (Hg.): Arbeit und Nicht-Arbeit. Entgrenzungen und Begrenzungen von Lebensbereichen und Praxen. München, 245 – 263.
- Müske, Johannes (2009): Flexibilisierung als Entgrenzung. Technisierungsprozesse und die Veränderung von gewerblicher Arbeit. In: Gerrit Herlyn u. a. (Hg.): Arbeit und Nicht-Arbeit. Entgrenzungen und Begrenzungen von Lebensbereichen und Praxen. München, 51 – 66.
- Ders. (2010): Arbeitsalltag und technischer Wandel. Arbeiterinnen in einem Versandhandelsunternehmen (1969 – 2005). Münster u. a.
- Niewöhner, Jörg u. a. (2012): Vorwort und Einleitung: Science and Technology Studies – Wissenschafts- und Technikforschung aus sozial- und kulturanthropologischer Perspektive. In: Dies. (Hg.): Science and Technology Studies. Eine sozialanthropologische Einführung. Bielefeld, 7 – 48.
- Pfeiffer, Sabine/Horan Lee (2018): Intralogistik: Herzstück von Industrie 4.0 – Leerstelle in der Arbeitsforschung. In: Hartmut Hirsch-Kreinsen/Annemari Karačić, (Hg.): Logistikarbeit in der digitalen Wertschöpfung: Perspektiven und Herausforderungen für Arbeit durch technologische Erneuerungen. Düsseldorf, 103 – 121. [http://www.fgw-nrw.de/fileadmin/user\\_upload/I40-Logistikband-web-komplett.pdf](http://www.fgw-nrw.de/fileadmin/user_upload/I40-Logistikband-web-komplett.pdf), aufgerufen am 1.5.2018.
- Salden, Simone u. a. (2017): Das gelieferte Fest. Wie der Onlinehandel unser Leben revolutioniert. In: Der Spiegel 50/2017, 12 – 21.
- Sarasin, Philipp (2012): Michel Foucault zur Einführung. 5. Aufl., Hamburg.
- Schönberger, Klaus (2007): Technik als Querschnittsdimension. Kulturwissenschaftliche Technikforschung am Beispiel von Weblog-Nutzung in Frankreich und Deutschland. In: Zeitschrift für Volkskunde 103/2, 197 – 221.
- Straub, Natalia u. a. (2017): Logistik 4.0 – Logistikprozesse im Wandel. In: Industrie 4.0 Management 33/2, 47 – 51.
- Voß, Günter G. (2018): Arbeitende Roboter – Arbeitende Menschen. Über subjektivierbare Maschinen und menschliche Subjekte. In: Alexander Friedrich u. a. (Hg.): Arbeit und Spiel. Baden-Baden, 139 – 179.

Warneken, Bernd Jürgen (2019): Rechts liegen lassen? Über das europäisch-ethnologische Desinteresse an der Lebenssituation nichtmigrantischer Unter- und Mittelschichten. In: Timo Heimerdinger/ Marion Näser-Lather (Hg.): Wie kann man nur dazu forschen? Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie. Wien, 117 – 130.

# Körper, Daten, Arbeitskraft. Ein Gespräch zu Migration und Arbeit unter digitalen Bedingungen

Moritz Altenried, Manuela Bojadžijev, Mira Wallis und Dennis Eckhardt

---

Digitale Technologien verändern nicht nur die Welt der Arbeit, sondern auch Mobilität und Migration – auf dieser Annahme gründet das Forschungsprojekt *Digitalisierung von Arbeit und Migration*<sup>1</sup> von Moritz Altenried, Manuela Bojadžijev und Mira Wallis. Das Projekt untersucht die Reorganisation von Arbeit durch digitale Plattformen und fragt, wie sich im Zuge dieser Transformation auch Formen und Praktiken von Arbeitsmigration verändern. Denn obwohl die Digitalisierung von Arbeits- und Lebensverhältnissen im Mittelpunkt zahlreicher Diskussionen und Untersuchungen steht, wird sie selten mit Fragen von menschlicher Mobilität in Verbindung gebracht. Den Kern der empirischen Untersuchungen des Projekts bilden zwei Formen von Plattformarbeit: zum einen die *ortsungebundene* und zunehmend global verteilte, digitale Arbeit auf *Crowdwork*-Plattformen und zum anderen die *ortsgebundene* Arbeit auf der ›letzten Meile‹ des digitalisierten Liefer- und Versandhandels.

Das folgende Interviewprotokoll basiert auf einem Gespräch zwischen Dennis Eckhardt, Manuela Bojadžijev, Moritz Altenried und Mira Wallis, das im November 2019 zwischen Berlin und Temeswar stattfand. Während erstere sich am Berliner Institut für empirische Integrations- und Migrationsforschung (BIM) der Humboldt-Universität zu Berlin trafen, nahm Mira Wallis, zu dieser Zeit im Rahmen ihrer Feldforschung in Rumänien unterwegs, per Videocall an dem Interview teil. Das Gespräch wurde aufgezeichnet, im Anschluss transkribiert und leicht redigiert.

**Dennis Eckhardt:** Vielen Dank, dass ihr euch dazu bereit erklärt habt, dass wir dieses Gespräch führen können! Unser Interesse gilt den *digitalen Arbeitskulturen* und meine erste Frage betrifft dabei einen Kernbegriff eurer Forschung: Kapitalismus. Soweit ich das sehe, sprecht ihr in den Beschreibungen eurer Forschungsprojekte nicht vom *digitalen Kapitalismus* oder von einem Überwachungskapitalismus, also von keiner spezifischen Form des Kapitalismus. Wie versucht ihr in euren jeweiligen Forschungen Kapitalismus erforschbar zu machen?

**Moritz Altenried:** Also, zunächst sehe ich gar kein Problem mit Begriffen wie dem *digitalen Kapitalismus*. Solange sie sich als Perspektive verstehen, die notwendigerweise manche Aspekte sichtbar macht und andere bestimmt auch verdeckt, finde ich das einen produktiven Ansatz. Und es spricht tatsächlich auch viel dafür, die Gegenwart mit dem Begriff des *digitalen Kapitalismus* zu fassen. Wenn man das in Bezug auf Arbeit denken möchte, glaube ich allerdings, dass das wahrscheinlich wichtigste Charakteristikum der Arbeit im Gegenwartskapitalismus eher ihre Heterogenität ist. Deswegen bin ich immer etwas skeptisch

gegenüber Theoretisierungsweisen, die von der Dominanz *einer* bestimmten Form der Arbeit ausgehen. Und ich glaube, diese Heterogenität betrifft sowohl Formen der Arbeit, die hochtechnisiert und digitalisiert sind als auch Formen der Arbeit, die mit digitaler Technologie nichts zu tun haben. Auch innerhalb digitalisierter und digitaler Arbeit finden sich wiederum völlig unterschiedliche Arbeitsregime. Für mich wäre genau diese Heterogenität der Ausgangspunkt der Theoretisierung von Arbeit und politischer Ökonomie im gegenwärtigen Kapitalismus. Und das spricht dann vielleicht doch ein wenig dagegen, einem Adjektiv vor Kapitalismus diese zentrale Rolle zuzuweisen.

**Manuela Bojadžijev:** Ich kann hier gut anschließen. Wie der Begriff des *digitalen Kapitalismus* in den jeweiligen Ansätzen gemeint ist, erscheint mir relevant: als konjunkturelle Diagnose, als Hegemonie oder Dominanz einer besonderen Produktionsweise, als einer von vielen ›Unterformen‹ und insofern ein ›Merkmal‹ von Kapitalismus oder als Beschreibung einer ›Tendenz‹? Der Begriff Kapitalismus taucht dagegen als *umfassender* gesellschaftstheoretischer Begriff gar nicht so häufig auf. Oftmals reduziert sich vielmehr die Beschreibung und Analyse, einschließlich der Kritik, des Kapitalismus auf Fragen der Produktionsweise, Finanzindustrie, Arbeit et cetera. Dagegen stellt man sich, wenn man etwa über Sexismus redet, oft eine andere, übergeordnete Form des Unterdrückungsverhältnisses vor, beispielsweise Patriarchat. So könnte gegenwärtig auch mit einiger Legitimation von einem *logistischen Kapitalismus* oder einem auf Extraktion oder Finanzwirtschaft beruhenden Kapitalismus gesprochen werden. Die Vermehrung von Bezeichnungen ist ein interessanter Indikator oder vielleicht ein Symptom für die Suchbewegung und eben für die von Moritz genannte Heterogenität der Produktionsweise als Charakteristikum. Dabei bleibt angesichts der gegenwärtigen umfassenden, globalen, gesellschaftlichen Transformationen die Frage, ob es eine neue Qualität des Kapitalismus gibt, und wenn wir sagen, es sei so, wie wir dies beschreiben, analysieren und konzeptualisieren wollen. Aber gerade dann ist eine auf Arbeit und Ökonomie reduzierte Analyse nicht ausreichend. Dies ist vielleicht einer der zentralen Gründe, warum wir Arbeit im Kontext ihrer Mobilität – beispielsweise Migration – und im sich verändernden Verhältnis zur sozialen Reproduktion als ihr so gedachtes Anderes denken und besser verstehen wollen.

**Dennis Eckhardt:** Ihr habt jetzt alle auch von Arbeit gesprochen und betont, dass man den Kapitalismus eben nicht nur als Ökonomie und Arbeit verstehen darf. Wir haben unsere Ausgabe ja mit *Digitale Arbeitskulturen* überschrieben. Und da das jetzt bei euch auch mehrfach kam, wäre es entscheidend zu wissen: Was meint ihr denn mit dieser Arbeit? Inwiefern ist sie heterogen? Könnt ihr anhand eurer Forschungsfelder darstellen, was mit digitale Arbeitskultur gemeint sein könnte – begrifflich, empirisch?

**Mira Wallis:** Ich glaube, mein Forschungsfeld, Crowdwork, zeichnet sich unter anderem dadurch aus, dass digitale Arbeitskulturen dort nur im Plural vorkommen. Die allermeisten Crowdworker\*innen arbeiten alleine von ihrem privaten Zuhause aus und gehen sehr unterschiedlichen Tätigkeiten auf Plattformen wie *Upwork*, *Appen* oder *Clickworker* nach – von Datensortieren über Transkriptionen oder Übersetzungen bis hin zu Grafikdesign oder Softwareentwicklung. Ihre ›Profile‹ werden den Kund\*innen je nach Filterfunktion wie beispielsweise Nationalität, Sprache oder Rating gemeinsam angezeigt, aber zwischen den einzelnen Arbeiter\*innen gibt es in den meisten Fällen kaum Interaktion. Sie teilen also keine Arbeitskultur, leben quasi alle in ihrer eigenen Arbeitswelt und führen ihren eigenen Arbeitsalltag. Was uns interessiert, ist, wie Crowdwork die Art und Weise verändert, wie

diese Menschen ihren Alltag und hier vor allem das Zusammenspiel von Lohnarbeit und reproduktiven Tätigkeiten organisieren. Beispielsweise gibt es viele Crowdworker\*innen, die von zuhause aus auf digitalen Plattformen arbeiten und sich gleichzeitig um Kinder oder andere Angehörige kümmern. Wir können also die Arbeitskultur dieser neuen Form (digitaler) Heimarbeit nur verstehen, wenn wir Arbeit und Alltag, Produktion und Reproduktion zusammen denken.

Trotzdem gibt es Interaktionen zwischen Crowdworker\*innen. Hier liegt eine weitere Forschungsfrage: Wie stellen – wenn überhaupt – digitale Arbeiter\*innen in dieser Situation, die, wie Moritz beschrieben hat, durch starke Heterogenität gekennzeichnet ist, eine *gemeinsame* digitale Arbeitskultur her? Und wodurch zeichnet die sich dann aus? Kristy Milland und Kathryn Zyskowski haben 2018 einen spannenden Artikel darüber geschrieben, wie Crowdworker\*innen, die auf der Plattform *Amazon Mechanical Turk* arbeiten, bei *Turker Nation* gemeinsam eine digitale Arbeitskultur zu produzieren versuchen. *Turker Nation* ist ein Forum und eine alternative Infrastruktur, auf der sich die Arbeiter\*innen untereinander austauschen, aber auch in direkten Kontakt mit Auftraggeber\*innen treten können. Milland und Zyskowski beschreiben, wie *Turker Nation* die menschliche Interaktion in die Crowdwork-Erfahrung wieder einschreibt – durch vermeintlich sehr banale Dinge, wie ein morgendlicher Gruß an die anderen Arbeitenden, der an ein Treffen vor der Kaffeemaschine im Büro erinnert.

**Moritz Altenried:** Ich finde das tatsächlich eine interessante und sehr schwierige Frage, besonders auch in Bezug auf die Frage des Digitalen, eben weil digitale Technologien Gesellschaft heute so umfassend durchdringen. Arbeit wird auf den verschiedensten Ebenen und in den verschiedensten Dimensionen digitalisiert. Ein Beispiel: Gerade forsche ich zu Plattformen aus dem Liefersektor, etwa *Deliveroo* oder *Amazon Flex*. Digitale Technologie und Infrastrukturen spielen da auf den verschiedensten Ebenen eine Rolle. Die Arbeiter\*innen solcher Plattformen etwa werden zentral über digitale Endgeräte organisiert und kontrolliert, wie etwa Fahrradkurier\*innen von Essenslieferdiensten, deren kompletter Arbeitsablauf über Smartphone und App organisiert ist. Da sind wir bei Fragen des algorithmischen Managements, also der automatisierten Organisation und Kontrolle von Arbeit, die zunehmend menschliches Management ergänzt oder sogar ersetzt. Eine Stufe über den individuellen Arbeitsprozessen gibt es die umfassenderen Softwarearchitekturen, die auch ein interessantes Thema sind, wie zum Beispiel *Enterprise-Resource-Software*, die eben tatsächlich ganze Unternehmen und ganze Lieferketten koordiniert. Und auch das hat dann direkte und indirekte Einwirkungen auf die Arbeit, man denke nur an ein Unternehmen wie *Amazon*, das versucht, so ziemlich jeden einzelnen Handgriff in einer Lieferkette zu synchronisieren und zu optimieren. Und dann sind diese Arbeitskulturen auch noch vielfältig anders digital, indem zum Beispiel digitale Güter produziert werden, also Apps, Werbung und so weiter. Auch die ganze Abwicklung der Bestellungen – um direkt zum Beispiel der Essenslieferung zurückzukehren – über Webseiten, Bankkonten, Datenzentren und Internetkabel knüpfen an vielfältige digitale Infrastrukturen und verschiedenste Formen der Arbeit an, von Callcenter bis Coltan-Minen. Also, das ist ein sehr umfassender Vorgang, der in viele verschiedene Ebenen, Infrastrukturen und Arbeitsregime eingebettet ist. Diese vielschichtigen und heterogenen Weisen, in denen digitale Technologie auf einen einzelnen Arbeitsvorgang einwirkt, zu verstehen, ist eine große Herausforderung. Ich glaube, so verstanden und mit Blick auf diese verschiedenen Ebenen, macht der Begriff der Arbeitskulturen potentiell dann ein viel breiteres Feld auf als es die Arbeitssoziologie aufmachen würde, die sich vermutlich hauptsächlich das Management der Arbeit und den Arbeitsprozess anschauen würde.

**Manuela Bojadžijev:** Auf beschreibender Ebene ließe sich sagen, dass digitale Arbeitskulturen heute von einer Neuordnung und Neuzusammensetzung der Arbeitskraft geprägt sind: Welche Gruppen arbeiten, werden in Arbeit einbezogen, fallen aus der Arbeit raus und arbeiten anders? Die Neuordnung drückt sich zum einen in einer neuen raum-zeitlichen Konfiguration aus, wie sie sie gleichzeitig ko-produziert. Etwa die Frage danach, wann und wer von wo aus wie mit wem arbeitet und wie von wem wo bei der Arbeit wie kontrolliert wird. Das ist bei Miras Beispiel Crowdwork besonders deutlich. Forschungen zu Digitalisierung sind sehr stark auf Fragen der Zeit ausgelegt, was in der Sache liegt, Stichwort: *time-sensitive media*. Arbeitskulturenforschung würde der Anlage nach die räumliche Rekonfiguration von Arbeit mit hinzuziehen müssen. Wenn es etwa um die Beschleunigung von Abläufen geht, wäre zu untersuchen, wie sich Beschleunigung auch räumlich-logistisch einpassen muss. Der Mythos der Effizienzsteigerung ist hier ebenso interessant wie die Imaginäre der *Just-in-Time*- und *To-the-Point*-Allokation von Arbeit. Was uns auch interessiert, sind Fragen der Subjektivierung bei der automatisierten Arbeit. Arbeit war im Kern, auch wenn das Mensch-Maschine-Verhältnis kulturgeschichtlich viel weiter zurückgeht, bislang ein *All-too-Human*-Faktor. Aber können wir im Zuge von Diskussionen um künstliche Intelligenz zukünftig eigentlich von künstlicher Arbeit sprechen? Und damit sind weitere, bürger\*innenschaftliche Implikationen verbunden: Kürzlich bin ich auf einen Artikel gestoßen, der provokativ diskutierte, ob chinesische Roboter amerikanischen Robotern ›die Arbeit wegnehmen‹. Schon der Gedanke scheint bislang widersinnig.

**Mira Wallis:** Uns beschäftigt in dem Projekt auch die infrastrukturelle Dimension, das heißt die Frage, was die infrastrukturellen Voraussetzungen für neue digitale Arbeitskulturen sind. Welche Infrastruktur ermöglicht und befördert oder schränkt welche Formen und Praktiken der digitalen Kultur ein? Ein anderes Beispiel aus meinem Feld: Es gibt einige Crowdworker\*innen, die zu Beginn über Plattformen wie Upwork mit Kund\*innen in Kontakt treten und dann nach einer Weile diese Plattform gemeinsam wieder verlassen und zum Beispiel zu Facebook wechseln, um nicht mehr die hohe Vermittlungsgebühr für jeden Auftrag zahlen zu müssen. Das versucht Upwork zu verhindern und macht Arbeiter\*innen wie Kund\*innen bei jedem Versuch, eine Telefonnummer, eine Mailadresse oder das Wort Skype in einer Nachricht zu tippen, automatisiert darauf aufmerksam, dass man die Geschäftsbedingungen der Plattform verletzt. In anderen Fällen interessiert es die Plattform scheinbar wenig, wie und von wem ihre Infrastruktur genutzt wird – so beispielsweise bei der weit verbreiteten Praxis von Arbeitenden, ihre Accounts mit Familienangehörigen oder Bekannten zu teilen oder an diese zu verleihen. Die Plattformen behaupten, lediglich Infrastruktur beziehungsweise neutraler Vermittler zu sein, aber sie sind natürlich viel mehr. Sie regulieren die Interaktion zwischen Arbeiter\*innen und Auftraggeber\*innen auf entscheidende Weise, sie kontrollieren je nach Tätigkeit unterschiedlich stark den Arbeitsprozess und nicht zuletzt stellen sie auch die finanzielle Infrastruktur.

**Dennis Eckhardt:** Da können wir direkt anschließen, weil ihr insgesamt einen größeren Fokus auf Infrastrukturen legt, welche vornehmlich aus den Science and Technology Studies (STS) kommen. Du hast es gerade schon angedeutet: Wie strukturieren denn Infrastrukturen digitale Arbeitskulturen? Die Arbeitskulturen müssen einerseits infrastrukturiert werden und gleichzeitig infrastrukturen diese wiederum auch etwas, das darüber hinaus genutzt wird. Welche Rolle spielen Infrastrukturen und deren Herstellungen?



**Moritz Altenried:** Also, ich glaube, mein Begriff der Infrastruktur kommt gar nicht so sehr aus den STS, sondern stärker aus materialistischen, marxistischen Verständnissen und ich denke das somit eher als Produktionsmittel im weitesten Sinne. Das jetzt gar nicht als Argument gegen STS, sondern um die Bedeutung des Konzepts der Infrastruktur für meine Forschung und konzeptuelle Arbeit der letzten Jahre zu beschreiben. Ich arbeite daran, ein Konzept der *digitalen Fabrik* zu entwickeln. Damit ist die Frage verbunden, inwiefern digitale Technologie in der Lage ist, die organisierende und disziplinarische Funktion, die die Räumlichkeit und Infrastruktur etwa der tayloristischen Fabrik hatte und bis heute hat, zu übernehmen, zu verändern und zu dezentralisieren, aber in neuer Einheit beizubehalten. Die Funktionen der klassischen Fabrik wären etwa die räumliche Konzentration, die Eintaftung in den Arbeitsprozess, die Überwachung- und Leistungskontrolle und so weiter.

Die digitale Fabrik, so verstehe ich das, muss heute dann eben nicht mehr ein Gebäude sein, sondern kann eine App, eine Plattform sein, weil man mithilfe digitaler Technologien die Arbeit genau organisieren, vermessen und auch kontrollieren und damit quasi die zentralen Funktionen der Fabrik räumlich freisetzen kann. Das wird deutlich, wenn man sich anschaut, wie präzise sich Paketbot\*innen und Fahrradkurier\*innen mittels digitaler Technologien und Infrastrukturen im Stadtraum organisieren und auch überwachen lassen. Das besser zu verstehen, ist Teil meiner aktuellen Forschung: die Plattform als *digitale Fabrik*. In meiner Untersuchung zur urbanen Logistik ist die Frage der Infrastrukturen dann tatsächlich zuerst einmal eine der Organisation von Arbeit in ihren einzelnen Details, in all ihren Dimensionen. Auf den darüber liegenden Ebenen wird die Arbeit in die größeren Infrastrukturen eingebunden, über die ich schon gesprochen habe. Dazu zählen dann Fragen von, wie eben gesagt, Abwicklung von Finanztransaktionen oder der Synchronisierung globaler Lieferketten et cetera. Dies ist schwer zu trennen und beschreibt genau die Bedingungen von Arbeit, die es zu verstehen gilt.

**Manuela Bojadžijev:** Zu unserem aktuellen Forschungsprojekt sind wir aus einer Beschäftigung mit Logistik gekommen. Wir könnten Infrastruktur als mehr oder weniger materielles Gerüst denken, das durch Logistik regierbar gemacht wird: Logistik wäre dann denkbar als die Politik von Infrastrukturen und so verbunden mit Fragen nach Macht. Das ist für die gesamte Diskussion der Globalisierung erheblich, weil es um geopolitische Verschiebungen geht, aber auch um Fragen transnationaler Governance, die bestimmte lokale und spezifische Ausformungen aufweisen. Transportwege sind hier ebenso ein Beispiel wie die Unterseenetzwerke, durch die unser Internet ›fließt‹. Sie alle gehen über den Bereich nationaler Souveränität hinaus. In ihrer heutigen Rekonfiguration schließen sie trotzdem an die etablierten Setzungen, materielle wie ideelle, im Zuge des Kolonialismus an.

Zu den Fragen der Produktion und Arbeit kommen so auch Fragen der Regierung und Regierbarmachung, von Macht und Souveränität. So wie der Strukturbegriff von den sozialen Verhältnissen abstrahiert, hat die Infrastruktur- und Logistikdebatte der vergangenen Jahre in erheblicher Weise zu einer Diskussion von Skalierung, zum Verhältnis globaler Dimensionen und lokaler Figurationen beigetragen, also zu der empirischen Zusammensetzung von Funktionsmodi. Ein interessanter Punkt, um diese Zusammenhänge besser zu verstehen und für die Analyse auch ihre neue Qualität zu bestimmen, ist immer der Bruch, die Stelle oder der Zeitpunkt, wo und wann diese Funktionsfähigkeit, Effizienz, Optimierung et cetera zusammenbricht oder sogar von vorneherein scheitert.

**Mira Wallis:** Ich finde es auch interessant, über digitale Infrastrukturen im Verhältnis zu sozialen Infrastrukturen nachzudenken. Eine mit unseren Forschungsfeldern zusammen-

hängende Frage ist beispielsweise, inwiefern die Plattformökonomie insbesondere in solchen Kontexten an Bedeutung gewinnt, in denen soziale Infrastrukturen mangelhaft sind. Werden also digitale Infrastrukturen, wie etwa Arbeitsplattformen, genau dort besonders relevant, wo zum Beispiel die öffentliche Transportinfrastruktur so schlecht ist, dass der Weg zur Arbeit zu lange dauert oder wo nicht genügend Kitaplätze vorhanden sind, sodass sich Menschen entscheiden, von zuhause aus auf Plattformen zu arbeiten? Diejenigen, die es sich leisten können, zahlen dann für private Dienstleistungen, wie zum Beispiel Tageseltern, und der Rest muss Sorgearbeit noch flexibler mit Lohnarbeit verbinden. Crowdwork präsentiert sich hier als ideale Lösung.

**Dennis Eckhardt:** Ich möchte nochmal auf den Zusammenhang von Arbeit und Reproduktion kommen, weil jetzt mehrfach durchgedrungen ist, dass man sich nicht nur Arbeit anschauen kann, beziehungsweise, dass der Begriff *Arbeitskulturen* eben ein größeres Feld aufmacht. Ausgehend von Infrastrukturen und euren Forschungen: Wie werden denn Privatheit und Arbeit gegenwärtig neu verflochten beziehungsweise deren Grenzen verschwommen?

**Manuela Bojadžijev:** Naja, interessant wäre zu untersuchen, auf welche Weise Leute sich bemühen, sich zu *entflechten*, sich zu *entnetzen*. Etwa, weil wir davon ausgehen müssen, dass unser Alltag ohnehin schon in hohem Maße von digitalen Infrastrukturen durchdrungen ist, was vor allen Dingen mit einem Gerät zu tun hat, nämlich mit dem Smartphone. Viele der reproduktiven, genauso wie produktiven Teile unserer Tätigkeiten kommen hier zusammen und es entwickelt sich ein wirklich neues Mensch-Maschine-Verhältnis. Ein einfaches Beispiel ist die Organisation des Kinobesuchs: Wenn ich bei der Arbeit bin und nachschaue, wann ich ins Kino gehe und wie ich von dort zum Kino komme und wie lange ich dafür mit welchem Verkehrsmittel brauche und ob ich auf dem Weg noch einen Imbiss finde, der gut *geratet* ist auf einer Plattform, die ich dafür frequentiere, und ob ich dazwischen noch einkaufen gehen kann oder mir Lebensmittel über eine Plattform nach Hause liefern lasse und mich dann per *Messengerdienst* zu verabreden beginne. Wir haben es hier mit einer Logistifizierung des Alltags zu tun.

**Moritz Altenried:** Also, ich glaube ja, dass Arbeit und Reproduktion als Gegensatzpaar überhaupt nicht funktionieren, weil wir spätestens seit den feministischen Interventionen in den 1960er Jahren wissen, dass Reproduktion eine Menge Arbeit ist. Das heißt, es ist immer schon ein verflochtenes Verhältnis. Und damit wird dann auch klar, dass die zentralen Gegensätze nicht etwa Reproduktion und Arbeit sind, sondern vielmehr bezahlt und unbezahlt, öffentlich und privat und so weiter. Die Reproduktionsarbeit kann entweder unbezahlt im Privathaushalt verrichtet werden oder aber eben auch ausgelagert werden und von anderen Leuten als Lohnarbeit verrichtet werden.

Wenn man dann versucht zu verstehen, wie das gegenwärtig neu zusammengesetzt wird, dann spielen digitale Technologien sicherlich eine Rolle. Aber gleichzeitig muss man, glaube ich, auch auf die sozioökonomischen und gesellschaftlichen Veränderungen schauen, die in den letzten vierzig Jahren passiert sind. Das betrifft einerseits die Tendenz der Vermarktlichung von reproduktiven Tätigkeiten, die zunehmend als Lohnarbeit ausgelagert werden, auch wenn natürlich ein sehr hoher Anteil an unbezahlter und tendenziell unsichtbarer Arbeit bleibt. Dieser Anteil steigt dann teilweise auch wieder im neueren Zeitalter von Neoliberalismus und Austerität, wenn Teile der Reproduktionsarbeit wieder reprivatisiert werden. Je nach finanziellen Möglichkeiten teilt sich die Reproduktionsarbeit

dann neu auf in staatlich bereitgestellte Leistungen sowie in Arbeit, die unbezahlt immer noch hauptsächlich von weiblichen Familienangehörigen geleistet wird, und Arbeit, die quasi privat dazu gekauft wird. In Bezug auf den letzten Aspekt der neueren Verschiebung haben digitale Plattformen natürlich eine Rolle, richtig? Wenn man auf Plattformen wie *Helpling* guckt, die Putzdienstleistungen anbieten, auf Plattformen wie *Care.com*, die eben verschiedene Arten der Pflegearbeit für Ältere oder Kinder anbieten, dann sieht man, dass digitale Plattformen da in eine Lücke eintreten, wo eben einerseits der Staat sich zurückzieht oder noch nie große Leistungen gebracht hat und andererseits aber ein Bedarf besteht, weil Leute diese Arbeiten selbst nicht schaffen oder nicht selbst verrichten wollen. Und da spielen dann digitale Plattformen eine Rolle, und die werden in spezifischen Bereichen reproduktiver Arbeit auch immer wichtiger werden. Gleichzeitig ist es immer geboten, glaube ich, den Eindruck zu vermeiden, dass hier digitale Technologien und Plattformen schlicht Dinge verändern, die vorher reibungslos funktioniert hätten. Es geht aus meiner Perspektive immer um ein Zusammenspiel von meistens auch längeren sozioökonomischen Transformationsprozessen und neuen Technologien. Und ich glaube, digitale Plattformen sind ein gutes Beispiel dafür.

**Mira Wallis:** Ich finde in Bezug auf diese Frage von Arbeit und Reproduktion Nancy Frasers Verständnis davon hilfreich. Sie argumentiert dafür, den Blick auf die Trennlinie oder Grenze zwischen den Sphären der Produktion und der Reproduktion zu werfen, die diese Bereiche gleichzeitig trennt und verbindet und sich immer wieder verschiebt, um stabile Reproduktionsverhältnisse für Kapitalakkumulation zu schaffen. Kann man also heutzutage von einer Krise der sozialen Reproduktion sprechen? Oder ist die Reproduktion im Kapitalismus nicht generell immer zwangsläufig krisenhaft? Und wie wird diese Krise subjektiv unterschiedlich empfunden?

**Manuela Bojadžijev:** Die Frage nach der Krise der Reproduktion lässt sich zuspitzen: Wie reproduziert sich eigentlich Reproduktion, wenn die Sphären von Arbeit und Reproduktion immer weniger klar getrennt sind?

**Dennis Eckhardt:** Ich möchte jetzt noch mal auf eure Projekte eingehen und zwar zum Thema Logistik. Auf eurer Homepage sagt ihr sinngemäß, dass die Logistik das entscheidende Feld gegenwärtiger ökonomischer Entwicklung sei. Wie kommt das? Was verbindet ihr damit?

**Moritz Altenried:** Zuerst sind wir sind ja nicht die Einzigen, die die Logistik sowohl als Feld, als Disziplin, aber auch als Rationalität in den Mittelpunkt rücken. Und das passiert bei uns und anderen mit Blick auf die Rolle, die die Logistik seit den 1960er Jahren einnimmt. Zu dieser Zeit wird etwa der standardisierte Schifffahrtscontainer entwickelt, eine Technologie, die den globalen Handel enorm beschleunigt. Aufgrund dieser Technologie und vielen anderen Faktoren entwickelt sich die Logistik zu dieser Zeit enorm und wird mehr und mehr zu einer zentralen Disziplin, deren Logik auf den gesamten ökonomischen Kreislauf übergreift. Man spricht auch von der Logistikrevolution.

Diese Perspektive der Logistik stellt auch den Versuch dar, Globalisierung oder das, was als Globalisierung und Neoliberalismus bezeichnet wird, noch mal etwas anders, nämlich anhand der materiellen Infrastrukturen zu erzählen, die das ermöglicht haben. Also vielleicht ein bisschen weniger den Blick auf Weltbank, Internationalen Währungsfonds und Freihandelsabkommen und mehr Blick auf Algorithmen, Containerterminals und Schiff-

fahrtsunternehmen oder die Internationale Organisation für Standardisierung (ISO). Also quasi eine produktive alternative Erzählung dafür, wie wir zu dem Kapitalismus gekommen sind, den wir heute kennen. Das als Hintergrund.

Bei mir geht es aktuell, wie gesagt, zentral um die urbane Lieferlogistik, um die letzte Meile zur Kundschaft. Und ich glaube, auch hier erschließt sich die ökonomische Relevanz mit einem Blick auf unsere Straßen, wo man tausende von Paket-Vans, Lieferbot\*innen, Fahrradkurier\*innen und so weiter beobachten kann. Wir alle, oder die meisten von uns, bestellen immer mehr Sachen, von Turnschuhen bis zum Mittagessen, aber auch Waschmaschinen im Internet. Diese Sachen müssen auch zugestellt werden, das ist ein enorm schwieriges Unterfangen, weil die letzte Meile der Zustellung, also die Zustellung bis an die Haustür der Kunden\*innen, enorm kompliziert, teuer und aufwendig ist. Und das ist auch der Grund, warum zum Beispiel Innenstädte gerade an ihre Grenzen geraten. Allein in New York haben *UPS* und die anderen großen Paketzusteller letztes Jahr eine halbe Million Strafzettel fürs Falschparken bekommen. Die *On-Demand*-Logik verändert also ganz konkret die Städte durch Verkehr, durch neue Warenlager, die nötig werden, weil die Kundschaft immer schnellere Lieferung verlangt. Oder auch durch sogenannte virtuelle Restaurants, die nur für die Auslieferung über digitale Plattformen kochen.

Das ist das eine und das andere ist, dass natürlich die Arbeit auf der letzten Meile enorm relevant ist durch die gestiegene Relevanz der letzten Meile insgesamt. Und so sehen wir da einerseits die Experimente mit flexibler Arbeit auf Plattformen und in anderen Versionen. Und andererseits gibt es massive Automatisierungsbemühungen, Stichwort: Lieferdrohnen. Ich halte die letzte Meile, beziehungsweise die urbane Logistik, also gerade für einen zentralen Brennpunkt des Gegenwartskapitalismus, wo die Internetökonomie mit materiellen Räumen der Stadt und Arbeitsbeziehungen zusammenkommt. Und dieses Zusammenkommen, das knirscht ganz gewaltig.

**Manuela Bojadžijev:** Logistik ist natürlich auch in Bezug auf die historische Entwicklung des Kapitalismus, seinen Anfängen im Kolonialismus und im Zuge der Entwicklung von Militärlogistik interessant. Bezüglich des Imaginären der Logistik lässt sich sehr viel über die Weise, in der Globalisierung stattfindet, lernen, weil Logistik ein bestimmtes Wissen über die Globalisierung umsetzt. Logistik muss versuchen zu verstehen, wie eigentlich das Einspannen weiter Wege und das Umspannen des Globalen funktioniert, damit sie unsere Infrastrukturen entsprechend den existierenden Lokalitäten baut und das Globale und Lokale dadurch auf eine bestimmte Weise co-konfiguriert. Mich interessiert darüber hinaus das, was sich *logistische Subjektivierung* nennen ließe. Also die Weise, in der wir uns einpassbar, schnittstellenfähig machen oder uns dem widersetzen.

**Dennis Eckhardt:** Wir können es auch ein bisschen kleiner machen, wir müssen ja nicht gleich von der Epoche reden, weil dafür das Büro auch ein bisschen klein ist. Aber man kann sehen, dass – je nachdem wie man es dreht – das Phänomen eine andere Gestalt und Qualität hat, eine andere Arbeitskultur womöglich, die dadurch erforschbar wird. Wie es jetzt in der Debatte angesprochen wurde, möchte ich hier nochmal nach dem Globalen und Transnationalen fragen: Was können denn Techniken oder digitale Techniken skalieren? Inwiefern können sie Reichweiten darstellen oder auch nicht? Das scheint mir ja gerade beim Thema *Crowdworking* spezifisch zu sein, dass man dort Techniken einsetzen kann, die eine unterschiedliche Skalierbarkeit über nationale Grenzen hinweg zulassen. Was bedeutet das genau?

**Mira Wallis:** Genau, eine der zentralen Charakteristika von Crowdwork ist die zeiträumliche Rekonfiguration von Arbeit. Die digitale Technologie der Plattform ermöglicht, räumlich und zeitlich entfernte, formal selbstständige Arbeiter\*innen in den Wertschöpfungsprozess einzubinden. Unternehmen können so – um nochmal an den Begriff der logistischen Rationalität anzuschließen – *Just-in-Time* und *To-the-Point* jederzeit auf einen riesigen Pool von Arbeitskräften auf der ganzen Welt zugreifen, zu jeder Tages- und Nachtzeit. Crowdworker\*innen können potenziell von überall aus arbeiten, solange sie über einen Computer oder ein Smartphone und eine stabile Internetverbindung verfügen. Die Betonung liegt auf potenziell. Denn unsere empirische Forschung zeigt, dass Crowdwork in den allermeisten Fällen vom privaten Zuhause aus erledigt wird. Es gibt viele Werbeslogans, die mit dem Spruch »work is no longer a place, it's an activity« arbeiten. Das ist natürlich ein Mythos. Zeiträumliche Rekonfiguration heißt auf der Seite der Arbeitenden auch, dass das private Zuhause zum Arbeitsplatz wird und sich die Grenze zwischen den Sphären der Produktion und Reproduktion weiter verschiebt. Es bedeutet für viele Crowdworker\*innen auch, sich zeitlich verfügbar machen zu müssen, um den Anforderungen von Kunden\*innen am anderen Ende der Welt gerecht werden zu können. Denn die Skalierbarkeit produziert eine neue globale Konkurrenz zwischen den Arbeitenden.

Ich finde es aber auch spannend, die Frage andersherum zu stellen: Was ist eigentlich nicht skalierbar? Also wo gerät die Skalierbarkeit von digitaler Arbeit an ihre Grenzen? Beim Thema Crowdwork ist damit die Frage verbunden, bis zu welchem Zeitpunkt es eigentlich für Unternehmen günstig, effizient und produktiv ist, auf vereinzelte Freelancer in verschiedenen Teilen der Welt zurückzugreifen und ab wann sie wieder auf Lokalität und eine gewisse räumliche Konzentration von Arbeitenden angewiesen sind. Ich denke, das wird insbesondere im Bereich *Microtasking* und hier spezifisch bei solchen Tätigkeiten, bei denen es um Trainingsdaten für Algorithmen und maschinelles Lernen geht, relevant. Bei vielen dieser Tätigkeiten geht es um sehr vertrauliche Daten. Anstelle von klassischen Crowdwork-Plattformen gibt es in diesem Bereich also immer mehr Anbieter, die lokal organisierte *Crowds* anbieten, die besser geschult werden können, mehr Datensicherheit versprechen und in manchen Fällen vielleicht auch über bestimmte gemeinsame Eigenschaften wie kulturelle oder sprachliche Kenntnisse verfügen. Obwohl Crowdwork theoretisch unbegrenzt skalierbar ist, werden hier Reichweite und Lokalität also doch wieder relevant.

**Moritz Altenried:** Ich finde den Begriff der Skalierbarkeit sehr produktiv, man denkt mit ihm über digitale Technologien, und damit meinen wir einerseits verschiedene Computer und Endgeräte und andererseits das Internet, anders nach. Und zwar aus einer Perspektive der Rekonfiguration von Räumen. Im Begriff des Virtuellen zum Beispiel steckt tendenziell eine Ortlosigkeit und das Internet wird oft mit schwindender Bedeutung von Raum in Verbindung gebracht. Die Idee von Skalen erlaubt stattdessen eben genau einen Blick auf ökonomische Geografien, die sich teilweise dramatisch verändern, sich komplett neu zusammensetzen. Aber Raum und Geografie werden dadurch eben nicht weniger bedeutend. Und da ist der Begriff der Skalierbarkeit hilfreich. Digitale Technologien stehen auch hier in einer logistischen Tradition. Auch das Schiff und das Wagenrad schicken Arbeitskraft als Ware auf die Reise. Und auch hier ändern sich Skalen. Das ist aus der Perspektive der ökonomischen Geografien ein total wichtiger und zentraler Schritt, genauso wie digitale Technologien eine enorm wichtige Rolle in der Rekonfiguration dieser Skalen erhalten.

**Dennis Eckhardt:** Super. Könntet ihr das zum Thema *virtuelle Migration* nochmal anreichern?

**Manuela Bojadžijev:** Aus der Migrationsforschung kommend, können wir von mobiler Arbeit sprechen. Forschung zu digitaler Arbeit kommt meist ohne die Annahme aus, dass Arbeit stets mobilisiert werden muss. Für uns ist ein Verständnis von Mobilität zentral für unser Verständnis von Arbeit. Das ist es im Grunde, worum es in unserem Projekt geht. Wir untersuchen entsprechend, welche neuen Mobilitätspraxen sich bei digitaler und digitalisierter Arbeit finden lassen. Wir gehen dabei von der These aus, dass die Digitalisierung von Arbeit neue Mobilitäten erfordert und befördert. Damit einher geht die Frage nach den Bürger\*innenrechten. Die zeiträumliche Rekonfiguration von Arbeit, von der Mira sprach, lässt auch ein verändertes Verhältnis von *Berechtigung* und *Entrechtung* vermuten. Und schließlich stellt sich die Frage an den Begriff der Migration und was er unter digitalen Bedingungen bedeuten kann und wird. Das untersuchen wir aktuell.

**Moritz Altenried:** Oder empirisch gesagt, das Beispiel einer Arbeiterin in einem philippinischen Callcenter, die den Kund\*innenservice für eine amerikanische Staubsaugerfirma macht. Diese Person wird nach der amerikanischen Zeitzone arbeiten, weil dann die Kundenschaft anruft. Sie wird eine Rolle für die amerikanische Ökonomie ausfüllen, für deren Arbeitsmarkt. Diese Person wird versuchen, ihren Akzent zu verstecken, weil die Kundenschaft von einem Service in den USA ausgeht, und weil sie der Gefahr aus dem Weg gehen will, im Falle, dass der Akzent doch erkannt wird, rassistisch diskriminiert zu werden. Wenn man sich diese multiplen Dimensionen anschaut, kann man sich die Frage stellen, was diese Person eigentlich von einer Migrantin, die tatsächlich in die USA gegangen ist und dort in einer Firma arbeitet, unterscheidet. Und dann kommt man in verschiedenen Varianten darauf, dass das Einzige, was da nicht geschehen ist, ist die physische Bewegung des Körpers von einem Land ins andere. Was die subjektive Erfahrung, die zeitliche Erfahrung, die ökonomische Erfahrung, teilweise auch die rechtliche Erfahrung betrifft, erlebt diese Person ziemlich viel von dem, was wir unter Migration kennen. Und dann ist man ganz schnell bei epistemischen Fragen: Was ist denn dann eigentlich noch Migration und ist es notwendigerweise nur die physische Bewegung des Körpers über eine Grenze? Das wird eben mindestens schwammig in einer Zeit, in der es oft auch völlig unklar ist, was eigentlich migriert: Ist es der Körper, sind es die Daten oder ist es die Arbeitskraft? Wir untersuchen die Mobilitätspraxen und befragen diese sich abzeichnenden Veränderungen auch hinsichtlich ihrer epistemischen Dimensionen, befragen sie theoretisch.

**Manuela Bojadžijev:** Ja, was bedeuten unter digitalen Bedingungen eigentlich Haushaltsstrukturen, die sich über Geografien erstrecken und so gelebt werden in Hinblick darauf, was wir darunter verstehen, wer eigentlich Migrant\*in ist? Wenn eine Zeit lang provokativ behauptet wurde, alle seien Migrant\*innen, hören wir dann jetzt auf, welche zu sein?

**Mira Wallis:** Ich kann unser Verständnis von virtueller Migration abschließend anhand meines Forschungsfeldes erläutern. Ich erforsche Crowdwork nicht nur in Deutschland, sondern auch in Rumänien. Einer der vielen Gründe, warum es spannend ist, sich digitale Arbeit in diesen beiden Ländern anzuschauen, sind die historisch gewachsenen Migrationsströme. Circa fünf Millionen Rumän\*innen leben und arbeiten im Ausland. Das ist ein Viertel der gesamten Bevölkerung. Viele von ihnen kommen nach Deutschland, wo Rumän\*innen eine der am schnellsten wachsenden Einwanderungsgruppen ausmachen. Gleichzeitig lagern deutsche Unternehmen seit langer Zeit Teile ihrer Produktion nach Rumänien aus. Wir können uns also fragen, wie sich diese Praxen mit der Digitalisierung verändern. Deutsche Unternehmen können nun theoretisch über Plattformen auf rumänische

Arbeitskraft zugreifen, ohne Teile ihrer Produktion wirklich physisch auszulagern. Heißt das auf Seiten der Arbeitenden auch, dass weniger Menschen ›traditionell‹ migrieren, weil sie über Crowdwork-Plattformen an der digitalen Ökonomie partizipieren können? Oder bietet die digitale Plattformarbeit ihnen gerade die Möglichkeit zu migrieren, weil sie zumindest theoretisch nicht an einen Ort gebunden ist und einen Zugang zu Arbeit bietet, der auf dem lokalen Arbeitsmarkt in einem neuen Land aufgrund von Sprache, rechtlichen Beschränkungen, Rassismus und/oder anderen Faktoren häufig erschwert ist? Aber wem steht diese Möglichkeit überhaupt offen, auf solchen Plattformen zu arbeiten? Und natürlich sind noch ganz andere Faktoren außer der Arbeitssuche mit einer Entscheidung zu migrieren verbunden. Das sind also etwa die Fragen, die wir uns mit Blick auf neue Praktiken und Formen von Mobilität und Migration unter digitalen Bedingungen stellen und die wir versuchen, ethnografisch zu erforschen.

## Endnoten

- 1 Gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) – Projektnummer 398798988. Weitere Informationen unter <http://www.platform-mobilities.net>, aufgerufen am 23.7.2020.

## Literatur

- Altenried, Moritz/Manuela Bojadžijev (2017): Virtual Migration, Racism and the Multiplication of Labour. In: *Spheres. Journal for Digital Cultures* 4, 1 – 16. <http://spheres-journal.org/virtual-migration-racism-and-the-multiplication-of-labour/>, aufgerufen am 17.3.2020.
- Altenried, Moritz u. a. (2017): Logistische Grenzlandschaften. Das Regime mobiler Arbeit nach dem Sommer der Migration. Münster.
- Altenried, Moritz/Mira Wallis (2018): Zurück in die Zukunft: Digitale Heimarbeit. In: *Ökologisches Wirtschaften* 4, 24 – 27.
- Aneesh, Aneesh (2006): Virtual Migration: The Programming of Globalization. Durham.
- Bojadžijev, Manuela (2020): Migration und Digitalisierung. Umriss eines emergenten Forschungsfeldes. In: Hans Karl Peterlini/Jasmin Donlic (Hg.): *Digitale Medien*. Bielefeld, 9 – 22.
- Cowen, Deborah (2014): *The Deadly Life of Logistics: Mapping Violence in Global Trade*. Minneapolis.
- Ernst, Wolfgang (2016): *Chronopoetics: The Temporal Being and Operativity of Technological Media*. New York.
- Fraser, Nancy (2016): Contradictions of Capital and Care. In: *New Left Review* 100, 99 – 117.
- Graham, Mark u. a. (2017): Digital labour and development: impacts of global digital labour platforms and the gig economy on worker livelihoods. In: *Transfer: European Review of Labour and Research*, 23/2, 135 – 162.
- Huws, Ursula (2019): *Labour in Contemporary Capitalism. What Next?* London.
- Mezzadra, Sandro/Brett Neilson (2013): *Border as Method, or, the Multiplication of Labor*. Durham/London.
- Parks, Lisa/Nicole Starosielski (Hg.) (2015): *Signal Traffic: Critical Studies of Media Infrastructures*. Urbana u. a.
- Rossiter, Ned (2016): *Software, Infrastructure, Labor: A Media Theory of Logistical Nightmares*. New York.
- Xiang, Biao (2006): *Global »Body Shopping«: An Indian Labor System in the Information Technology Industry*. Princeton.
- Zyskowski, Kathryn/Kristy Milland (2018): A Crowded Future: Working against Abstraction on Turker Nation. In: *Catalyst. Feminism, Theory, Technoscience*, 4/2, 1 – 30.





# Das ›Interessante‹ zählt. Mütterblogs – eine digitale Erwerbsform und ihr Content

Petra Schmidt

---

In Deutschland gibt es eine wachsende Anzahl an bloggenden Müttern<sup>1</sup> der bürgerlichen Mitte zwischen 25 und 45 Jahren, die vor ihrer Mutterschaft meist in PR- und Journalistenberufen tätig waren und mit Beginn ihrer Mutterschaft als Lifestylebloggerinnen professionell aktiv werden (Klemm 2016, 42). Charakteristisch für das Format Mutterblog ist, familienbezogene Ereignisse und Tätigkeiten als Content für den Blog zu verwenden: von der Schwangerschaft und Geburt über Schlaf- und Stilltipps bis hin zu Plätzchenrezepten oder der Einschulung (Schmidt 2017). Ausgehend vom Status Mutter, stilisieren die Bloggerinnen mit bestimmten Stilmitteln Begebenheiten und Gegenstände im Kontext von Mutterschaft als etwas Besonderes oder auch Interessantes (Schmidt 2019). Sowohl diese Untersuchung<sup>2</sup> als auch internationale Studien im Bereich Social Media zeigen, dass Kanäle wie Instagram, Twitter oder Facebook neben ihrer sozialen Funktion, als Werbeplattform eine markt- und erwerbsbezogene Funktion einnehmen und online- Mikrounternehmer\*innen wie Influencer\*innen und Blogger\*innen hervorbringen. Die australische Digitalanthropologin Crystal Abidin hat die kommerzielle Nutzung dieser Plattformen umfangreich für den asiatischen Raum in ihren Untersuchungen über Influencerinnen und Mütterbloggerinnen in Bezug auf Währungseinheiten,<sup>3</sup> Verwertungsketten auf Instagram (Abidin 2014) sowie anhand von Ambivalenzen zwischen ›authentischer‹ Mutterschaft und Kommerzialisierung von Mutterschaft<sup>4</sup> beforscht. Bei dieser Form der Unternehmer\*innenschaft steht die Darstellung der eigenen Subjektivität und des eigenen Lebensstils neben Motiven wie Unterhaltung, Selbstverwirklichung, Bestrebungen nach Deutungsmacht und Anerkennung im sozialen Raum besonders im Vordergrund (Schmidt 2017) und wird daher auch oft nicht als Lohnarbeit empfunden (Mäkinen 2018, 132). Dies trifft auch für die umfangreiche soziale Vernetzungsarbeit (vgl. Webb/Lee 2011) und die Thematisierung persönlicher Probleme zu, die zwar in gesellschaftliche und ethische Diskussionen einfließen (Lövheim 2011) jedoch von den Blogger\*innen nicht in Hinblick auf ökonomische Verwertungsprozesse reflektiert werden (Mäkinen 2018, 32). Charakteristisch für die auf Social Media aufbauende Unternehmer\*innenschaft ist daher, dass politische, soziale, subjektive und ökonomische Ambitionen einerseits Content und andererseits persönliche Interessen sind und mit Daniel Miller u. a. »a simply part of a new fusion of personal, commercial and communicative developments« (2016, 93) darstellt. Für die digitalbezogene Arbeitsforschung ist das Phänomen ›Mutterblog‹ zudem aufschlussreich, da bei dieser Form des Bloggens der immer noch zutiefst antikommerziell diskursivierte ›Gegenstand‹ Mutterschaft, im Sinne eines »neuen Geist des Kapitalismus« (Boltanski/Chiapello 2006), mit bestimmten ästhetischen und digitalen Verfahren warenförmig gemacht wird. Anhand empirisch-kulturwissenschaftlicher Zugänge sollen daher aus einer arbeitsethnografischen Perspektive die Praktiken von Mütterbloggerinnen tiefergehend

untersucht werden. Hierfür wird induktiv auf Basis des vorliegenden empirischen Datenmaterials<sup>5</sup> die Bedeutung des ›Interessanten‹ für die Online-Erwerbstätigkeit genauer analysiert, da im Laufe des bisherigen Forschungsprozesses deutlich wurde, dass ein Großteil der Blogpraktiken davon bestimmt ist, das sogenannte Interessante zu finden beziehungsweise herzustellen. Daran schließen die Fragen an, wer die Protagonist\*innen in diesem Feld sind, nach welchem konzeptionellen Leitmotiv Mütterbloggerinnen Dinge, Ereignisse und Menschen auf dem Blog präsentieren und in welcher Relation das vermeintlich Interessante zur Social-Media-Erwerbslogik steht. Ferner wird untersucht, wie die Bloggerinnen das ›Interessante‹ online kuratieren und repräsentieren und dadurch Dinge, Personen oder Ereignisse als besonders arrangieren und inszenieren. Die Arbeitspraktiken der Bloggerinnen sind im Berufssektor der sogenannten *Creative Industries* (Florida 2006) zu verorten, wodurch feldspezifisch Handlungsorientierungen perforiert sind. In Anlehnung an die kultursoziologische Praxistheorie von Pierre Bourdieu und daran anschließende neuere Theorien von Stefan Hirschauer, Andreas Reckwitz und Hannes Krämer sollen ästhetische Praktiken der Mütterbloggerinnen auf Social Media hinsichtlich ihrer körperlichen und materiellen Verankerung und Ausführung (Hirschauer 2004; Krämer 2014; Reckwitz 2003) sowie ihrer »Kultürlichkeit« beziehungsweise Gewöhnung (Hengartner 2004, 54) untersucht werden. Vor dem Hintergrund aktueller Arbeits- und Digitalisierungskulturen ist es das Ziel dieses Beitrags, am Beispiel von Mütterbloggerinnen ästhetische Arbeitspraktiken und damit verbundene Anforderungen und Erwerbslogiken im Bereich Online-Unternehmer\*innenschaft zu untersuchen. Die Forschung bewegt sich damit im Schnittpunkt der kulturwissenschaftlichen Digitalisierungs-, Kreativitäts- und Arbeitskulturenforschung.

### »Wir zeigen die, die irgendwie was Interessantes machen«

Der Begriff des Interessanten, ist eine Beschreibung, auf die die interviewten Mütterbloggerinnen in unseren Gesprächen häufig zurückgriffen und dadurch implizit ihr Verständnis deutlich machten, welche Ereignisse, Dinge oder Menschen von potenziellen Rezipient\*innen als ›einzigartig‹, ›besonders‹ oder ›außergewöhnlich‹ gedeutet werden könnten. Auf meine Frage, wen die Bloggerinnen zum Beispiel für ihre Porträts<sup>6</sup> ansprechen, erklärt Irina Tillmann, eine Berliner Mutterbloggerin:

»Wir zeigen die, die irgendwie was Interessantes machen. Am Anfang war es ja eher, ob die sich interessant stylen, aber oft haben wir dann festgestellt, die die interessant aussehen, kommen oft auch aus interessanten Berufen und das ist dann irgendwie so ein Kreis. [...] Die kommen alle aus der Medienbranche. Das spielt schon irgendwie so eine Rolle. Styling und Beruf.«<sup>7</sup>

Isa, Bloggerin von *Hauptstadtmutti*, einem der reichweitenstärksten Mütterblogs im deutschsprachigen Raum, beschreibt in der Rubrik *Working Mom* ähnlich wie Irina: »Die tollsten *Working Moms and Dads*. Coaching-Profi, Onlineshop-Gründerin oder Ziegenbabweilmilch-Produzentin – in unseren Porträts stellen wir euch Mütter mit unternehmerischer Denke und viel Power & Passion vor [...].«<sup>8</sup> Beide Bloggerinnen machen deutlich, dass die Arbeitstätigkeit der porträtierten Mütter besonders interessant ist, während Irina auch ein bestimmtes Styling betont, das vor allem in der Medienbranche vorzufinden ist. Isa erweitert den Begriff des Interessanten, indem sie die Leidenschaft und Energie der Frauen in Verbindung mit ihrer Arbeit hervorhebt und rhetorisch als Erfolg umschreibt.

Die auf den Blogs vorgestellten Unternehmerinnen, die zum Beispiel als Bloggerin, *Futureentrepreneur*, Gründerin der *Pid Kick App*, CEO von *Reima* oder Buchautorin tätig sind, werden als erfolgreiche und kreative Unternehmerinnen und Stilvorbilder narrativiert. Als interessant befinden die Bloggerinnen solche Frauen, die selbstständig in der Medienbranche tätig sind, begleitet von Leidenschaft, persönlichem Engagement, Power sowie einem ›guten‹ Styling.<sup>9</sup> Das von den Bloggerinnen umschriebene Interessante spannt Assoziationen zum Kreativen und Innovativen auf, denn viele der vorgestellten Berufe auf den Blogs, wie zum Beispiel die ›Ziegenbabymilch-Produzentin‹, sind nicht nur ungewöhnlich, sondern auch neu. Diese Verortung zum vermeintlich Kreativen, Neuen oder Anderen wird von den Bloggerinnen gezielt fokussiert, da sie, mit dem Kulturwissenschaftler Christian Schönholz (2016, 3–7) gesprochen, in ökonomischen Kontexten mit gesellschaftlichem Fortschritt, Erfolg und Gelingen verbunden wird. In Anlehnung an die Soziologinnen Paula Villa und Sabine Hark schließen die erfolgsorientierten Praktiken zudem an Diskurse eines »neue[n] Feminismus« an, dessen oftmals erfolgreiche Vertreterinnen wie Politikerinnen, Models oder Unternehmerinnen nicht jammern, viel Spaß und Erfolg haben (vgl. Hark/Villa 2010, 13–14) und Bloggerinnen offensichtlich als ›interessantes‹ weibliches Vorbild dienen.

### Kampf um Aufmerksamkeit

Die Bedeutung des angeblich Interessanten für Mütterbloggerinnen, wird in Zusammenhang mit einem Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung beziehungsweise eines ästhetischen Kapitalismus gesehen, wie ihn der Kultursoziologe Andreas Reckwitz (2012) sowie die Kulturwissenschaftler\*innen Ove Sutter, Valeska Flor und Klaus Schönberger (2017) diagnostizieren. Demzufolge zielen immer mehr Menschen einer spätmodernen, bürgerlichen Mittelschicht mit ihren alltäglichen Praktiken darauf ab, ›einzigartig‹ beziehungsweise ›authentisch‹ zu sein, um Aufmerksamkeit bei einem Publikum zu erzeugen (Reckwitz 2012, 2017). Social Media-Plattformen werden in diesem Zusammenhang als Arenen verstanden, in denen massiv um Aufmerksamkeit konkurriert wird beziehungsweise eine »Ökonomie der Aufmerksamkeit« (Franck 1998) vorherrscht, deren grundlegendes Element ›Authentizität‹ darstellt: Dieses ist kontinuierlich und medial vermittelt herzustellen, um Aufmerksamkeit zu erregen. Im Rahmen der bloggenden Erwerbstätigkeit ist daher für die Generierung von Aufmerksamkeit beziehungsweise Authentizität ein milieuspezifisches Wissen notwendig, das die immaterielle und affektive Seite des Arbeitens (Lazzarato 1998; Hardt/Negri 2003) der Bloggerinnen deutlich macht. Die Untersuchung des Phänomens bloggender Mütter knüpft daher an wissenschaftliche Studien an, die der Erkenntnis folgen, dass digitales Arbeiten längst entgegen den Utopien des *Free Labor*-Diskurses von Marktlogiken vereinnahmt wurde (Terranova 2000) – und die Frauen sich in einem »war of eyeballs« (Abidin 2014, 119) innerhalb des digitalen Raums durchsetzen müssen. Dazu muss nicht nur immer zu den ›richtigen‹ Zeiten<sup>10</sup> gepostet werden, wie die australische Kulturanthropologin Crystal Abidin feststellt, es müssen auch besonders ausgefallene *hashtags* oder Firmennamen erfunden werden. Abidin lenkt damit den Fokus auf die Bedeutung der Aufmerksamkeit innerhalb des Onlinegeschäfts (vgl. ebd., 125). Digitale Technologien, die unentwirrbar in unseren Alltag verwoben sind (vgl. Bareither 2019; Boellstorff 2012; Horst/Miller 2014; Koch/Warneken 2012; Koch 2017; Pink u. a. 2016), nehmen hierbei eine entscheidende Rolle ein, denn erst durch Social Media sowie neuartige Kommunikationstechnologien können digitale Profilierungs- und Selbstvermarktungspraxen realisiert

und Repräsentationen eigenmächtig inszeniert und quantifiziert werden. Die Produktion von Bildern, Zeichen und Symbolen sowie von Lifestyles, Netzwerken und Communities, nehmen im Zuge dessen einen immer bedeutenderen Produktionszweig ein (Sutter/Flor/Schönberger 2017), was sich mitunter an Online-Geschäftsideen mit individuell zusammengestellten Kindertees über Geschäftskonzepte, die sich *Haute Cuisine and High Chairs: Fine Dining for Families* nennen, ablesen lässt. Um Aufmerksamkeit zu erregen, laden die Bloggerinnen Objekte, Sprache, Körper oder Ereignisse semantisch mit ›Authentizität‹ auf. Persönliche Meinungen, ungewohnte Nutzungspraktiken oder Denkweisen verleihen diesen Produkten eine neue beziehungsweise spannende, subjektiv aufgeladene Identität. Es handelt sich hier jedoch um ein Unterfangen, das nicht immer zu gelingen scheint, denn viele der Bloggerinnen bewerben ähnliche Produkte und setzen ähnliche Strategien der Aufmerksamkeits- beziehungsweise Authentizitätserzeugung im Onlinegeschäft ein. Irina umschreibt das Problem, wie folgt:

»Alle sind in so einer Blase, in der immer dieselben Menschen und Dinge zirkulieren. Ich finde es dann manchmal schade und auch ein bisschen langweilig, dass die [die anderen Blogs, PS.] jetzt auch die gleichen Produkte und Styles wie alle haben. Alle die gleiche Farbe, alle das gleiche irgendwas, die gleiche Inszenierung.«<sup>11</sup>

Die Bloggerin beschreibt mit ihrer Aussage die Schwierigkeit, »aus dem Gleichmaß und Gleichlauf des Alltags heraus[zu]rag[en]« (Maase 2019, 84) beziehungsweise unter der Vielzahl anderer Mütterblogs aufzufallen und das Primat des ›Anderssein‹ zu erfüllen – dies obwohl alle Bloggerinnen die gleichen Produkte bewerben und die gleichen Dinge toll finden. Dieser Wettbewerb um Differenz und Andersartigkeit, ist paradoxerweise, wie Ulrich Bröckling diagnostizierte, als »serielle Einzigartigkeit und Differenz von der Stange« (Bröckling u. a. 2009, 143) zur Regelanforderung geworden, was die Profilierung erschwert. In Bloganalysen tritt die »serielle Einzigartigkeit« zum Beispiel anhand einer milieuspezifischen Sprache auf, etwa in Form von Wortneuschaffungen wie »Ziegenbabymilch-Produzentinnen« oder analogen Werbemotiven und Inszenierungen, auf denen Mütter mit Kinderwagen zu sehen sind, die ein ähnliches Farbspektrum wie knallrot, royalblau, gold, pastellgrün und -blau und Dessins mit Plant-, Animal- oder Astromotiven favorisieren.

Um ihr Aufmerksamkeitspotenzial zu verbessern, bilden sich Bloggerinnen daher weiter und arbeiten kontinuierlich an der Optimierung ihrer sogenannten *USP* (*Unique Selling Proposition*), einem Indikator für ›Einzigartigkeit‹, der aus Komponenten wie Durchsetzungsfähigkeit gegenüber der Konkurrenz (Alleinstellungsmerkmal), Zielgruppenorientierung, Wirtschaftlichkeit, Preis, Qualität und Special Features besteht.<sup>12</sup> Um die Selbstdarstellung und angebliche Einzigartigkeit auf Blogs und in YouTube-Videos zu verbessern, besuchen Blogger\*innen beispielsweise Workshops, wie das folgende Beispiel zeigt: Johannes Zenglein, ZDF-Moderator der Kindersendung *Tigerentenclub* und Coach des Seminars *Gut rüberkommen im Bewegbild / agieren vor der Kamera* auf der *BlogFamilia*,<sup>13</sup> betont die Relevanz von Authentizität für Bloggerinnen:

»Es gibt gewisse Ticks, die legen wir nicht ab. Wir müssen uns unser Naturell bewahren. Ich akzeptiere, wie ich bin, denn nur dann wirke ich auch. [...] Ich folge zum Beispiel so einer Instagramerin, die hat so einen ostdeutschen Dialekt, was ja per se schon mal blöd ist in der Öffentlichkeit. Die postet ständig von ihrer Küche zuhause und da ist auch nicht aufgeräumt. Eigentlich alles Sachen, wo ich mir denke, ›Mensch das darf man doch nicht zeigen‹, aber das ist total geil, das ist so authen-

tisch, das ist so offen und das ist super wichtig, dass ihr das genauso macht. Guckt euch nichts an und sagt, ich will es so machen, sondern macht es tatsächlich, wie ihr es für richtig findet.«<sup>14</sup>

Das Coachingbeispiel illustriert die Relevanz des ›Authentischen‹ und mit welchen Methoden angenommene Originalität hergestellt werden soll. Hierfür holen sich Bloggerinnen offenbar gezielt Tipps von Medienprofis aus der Unterhaltungsbranche. Kernelement des Coachings ist, dass persönliche Eigenschaften und vermeintliche Fehler potenzielle Alleinstellungsmerkmale der Unternehmerschaft sein könnten, da sie als ›natürlich‹ oder ›eigentlich‹ rezipiert werden und Aufmerksamkeit erzeugen. Diese Eigenschaften sollten im Namen eines seitens der Bloggerinnen missverstandenen Perfektionismus, so der Coach, nicht verborgen, sondern betont und hervorgehoben werden.

### Erwerbslogik von Mütterblogs – ein symbiotisches Netzwerk

Ein Grund, warum Bloggerinnen vor allem Menschen aus dem Kreativmilieu porträtieren, ist der Berliner Bloggerin Muriel zufolge weil: »[E]s ist auch die PR und die [Kreativen] machen das [sich porträtieren, PS] dann noch eher.«<sup>15</sup> PR-Arbeit, also das Kommunizieren über die unternehmerische Tätigkeit in der Öffentlichkeit mit dem Ziel, ein positives Image und eine positive Reputation zu erlangen, ist für ›Kreative‹ offensichtlich eine selbstverständlichere Praxis, als für Angehörige sogenannter nicht-kreativer Berufsfelder, denn Muriel berichtet weiter: »Wir hatten zum Beispiel auch mal eine Ärztfamilie, die war auch interessant und die hätten wir gerne gezeigt, die wollten dann aber nicht, dass ihre Kinder auf dem Blog zu sehen sind, das ging natürlich nicht.«<sup>16</sup> An den Aussagen der Bloggerin kann abgelesen werden, dass Familie und Kinder von ›Kreativen‹ mitunter Teil der Arbeit und in die Unternehmerschaft integriert werden. Denn sowohl bei den Bloggerinnen als auch den porträtierten Müttern oder Eltern bedeutet PR-Arbeit in diesem Feld, private Kontexte öffentlich zu machen, wie zum Beispiel das Kinderzimmer zu zeigen oder vom Schwangerschaftsabbruch zu sprechen. Das ›Private‹ wird bei den befragten Bloggerinnen sowie Protagonist\*innen des Blogs zum ›Beruflichen‹ und besitzt erwerbsstrategische Bedeutung, weil es ›interessant‹ ist beziehungsweise als solches inszeniert wird. Arbeitende in sogenannten traditionellen Berufen<sup>17</sup> scheinen hingegen eine Trennung zwischen Beruf und Familie zu bevorzugen. Ein Grund hierfür könnte sein, dass Ärzt\*innen oder Lehrer\*innen qua ihrer Berufstätigkeit strukturell nicht der Erwerbslogik des ›Interessanten‹ folgen. Die Bereitschaft, das eigene Tun im Bereich des ›Privaten‹ zu veröffentlichen, impliziert eine spezifische Erwerbsstruktur innerhalb der Kreativarbeit, denn sowohl für die Bloggerinnen als auch die porträtierten Eltern, sind die Familienporträts auf den Blogs eine Win-win-Situation: Die Einblicke in das Familienleben liefern neuen, ›interessanten‹ Content für die Bloggerinnen. Umgekehrt können die vorgestellten ›kreativen‹ Mütter oder Eltern das Porträt für die Präsentation ihres Unternehmens (und sich selbst) in der Öffentlichkeit nutzen. Die Mütterblogs stellen ein symbiotisches Netzwerk dar, indem Bloggerinnen und Porträtierte sich gegenseitig *pushen*.<sup>18</sup> Darüber hinaus profitieren Mütterbloggerinnen durch die Kooperationen mit anderen Kreativschaffenden, da sie auf Grundlage ihres eigenen Geschmacks als Expertinnen eines ›kreativen‹ oder ›interessanten‹ Lebensstils anerkannt werden. Dabei gilt die Faustregel: Je ›privater‹ der Content umso ›interessanter‹ ist der Blog. Und je ›interessanter‹ der Content umso größer sind die Follower\*innenzahlen und die Deutungsmacht der Bloggerinnen, die wiederum den Marktwert des Blogs und die

Preise für Werbeposts und Anfragen für Werbeverträge regulieren. So gesehen orientiert sich die Marktlogik des ›Interessanten‹ daran, in welchem Maße das Publikum in private und subjektive Inhalte Einblick erhält.

### Das ›Besondere‹ repräsentieren und kuratieren

Die Erläuterungen im Vorfeld machen deutlich, dass das ›Interessante‹ oder ›Authentische‹ für die bloggende Tätigkeit hohe Relevanz besitzt und die Suche nach sogenannten interessanten Dingen oder Menschen Teil der Arbeitspraktik von Bloggerinnen darstellt. Im folgenden Abschnitt soll es nun darum gehen, wie Bloggerinnen das für sie als interessant identifizierte Material inszenieren und zu Content weiterverarbeiten. Um etwas als angeblich besonders zu stilisieren, nutzen Bloggerinnen wie bereits angedeutet das Stilmittel der Subjektivität. Blogwerbung, wie Mütterbloggerinnen aber auch andere Lifestyleblogger\*innen (Food, Mode, Fitness) sie produzieren, ist in hohem Maße personifiziert und intimisiert, da der Content und das Corporate Design durch den persönlichen Lebensstil und alltägliche Ereignisse der Bloggerinnen grundiert wird. Das Corporate Design – wie Typografie, Illustrationen, Fotoästhetik oder farbliche Grundierungen und inhaltliche Konzeption – dient als umfassenden Zeichensystem dazu, die Subjektivität der Bloggerinnen, ihre Werteorientierungen sowie ästhetische Präferenzen zu kommunizieren.

Neben der ästhetischen Rahmung des Corporate Designs suggerieren private Einblicke und Versprechen auf ›Echtheit‹ und ›Ehrlichkeit‹ der Beiträge sogenannte authentische Einsichten in die familiäre Lebenswelt, wie ein Ausschnitt aus der Rubrik *about*<sup>19</sup> des Hamburger Mütterblogs *LariLara* verdeutlicht: »Hier schreibt Isa aus Hamburg. Working Mom, zweifache Mädchenmama und immer Fernweh im Gepäck. Ein Lifestyle- und Mamablog. Familie, Lifestyle, Vereinbarkeit, Reisen. Immer ehrlich. Immer authentisch.«<sup>20</sup> Doch nicht alle Bereiche des Privaten werden öffentlich gemacht, wie die Aussage von Irina erklärt:

»Also, wenn es was Besonderes gibt, dann mach ich das schon mit. Wie so Geburt und Schwangerschaft, das sind so Themen, das konnte man bei mir mitverfolgen. Aber ich habe zum Beispiel keine Lust, mich zu zeigen, wenn ich ganz schlimm aussehe, weil ich denke, ich will das ja auch nicht bei anderen Leuten sehen.«<sup>21</sup>

Die Beispiele machen deutlich, dass es sich in Anlehnung an die Medienwissenschaftlerin Jill Walker Rettberg bei Blogposts um Repräsentationen des Alltags von Müttern handelt: »An object, a sign that is seen as constructed in some way, and that stands instead of an object to which it refers« (Rettberg 2017, 429) and »shows a certain aspect of ourselves, a certain way of seeing ourselves« (ebd., 431). Die Repräsentationen der Mütterbloggerinnen zeigen einen bestimmten Ausschnitt, also eine konstruierte Wirklichkeit, indem angeblich echte Inhalte sorgsam für die Blogcommunity ausgewählt und hergestellt werden. Zentral für die Produktion dieser konstruierten Wirklichkeit ist das Medium der Fotografie, das für die Bloggerinnen zugleich Produktions- und Kommunikationsmittel ist, wie Heike Munz, eine Mütterbloggerin aus München, berichtet:

»Man braucht keine Profi-Ausrüstung. Da kann man wirklich viel selbst machen. Aber trotzdem darf man es nicht unterschätzen, was es heißt, eben Fotos zu machen, gute Fotos zu machen, dann auch eben sowas wie eine einigermaßen einheitliche Bildsprache zu haben und das muss natürlich alles geplant werden, was soll da genau



Abb. 1: Porträt Stefanie Häußler mit ihrem Sohn Franz auf dem Blog *Littleyears*.

drauf? Für was mache ich es auch? Also für was plane ich welchen Artikel? Ich plane tatsächlich viel nach Pinterest, weil das eine meiner Haupt-Traffic-Quellen ist.«<sup>22</sup>

Das Zitat macht deutlich, dass Bloggerinnen nicht nur spontane Schnappschüsse machen, sondern gezielt Fotoproduktionen für Werbekampagnen vornehmen. Neben den Fragen nach den Adressat\*innen oder auf welcher Plattform die Bilder gezeigt werden, spielen auch ästhetische Elemente, wie die Beleuchtung, Motivauswahl sowie Farbigkeit und Komposition oder der Bildausschnitt eine Rolle bei der Fotografie. Die Bloggerinnen entscheiden darüber, wie und auf welche Art und Weise sie jemanden, sich selbst oder etwas repräsentieren. In Anlehnung an den Philosophen Martin Daniel Feige stellt sich in diesem Zusammenhang die Frage, nach welchen Kriterien der sogenannte besondere Gegenstand in seiner ›Besonderheit‹ (Feige 2018, 100) von den Bloggerinnen erkannt wird und wie Dinge, Ereignisse und Menschen für ein bestimmtes Publikum als schön, besonders oder auch zeigenswert aufbereitet werden, um Sichtbarkeit zu erzeugen. Reckwitz beschreibt in diesem Zusammenhang die Subjektform des Kurators, der »Dinge nicht von Grund auf neu erfindet, sondern klug zusammenstellt« (Reckwitz 2018, 149). Mit klug ist hier gemeint, Dinge so zu arrangieren, so zu fotografieren oder so zu kontextualisieren (beispielsweise in der Umgebung bestimmter Personen, einer künstlerisch konnotierten Räumlichkeit oder Corporate Designs), dass diese einzigartig wirken. Ich möchte dies anhand von zwei Bildern veranschaulichen, die aus dem Berliner Mütterblog *Littleyears* stammen.

Auf dem ersten Bild sehen wir eine Mutter mit durchgewetzter Jeans, dem daneben knienden Kind hängt das Unterhemd aus der Hose und der Haarschnitt ist herausgewachsen. Nichts erinnert bei diesem legeren Styling an ein Porträt im herkömmlichen Sinne, bei dem es gälte, die vermeintlich beste Seite hervorzukehren, sich also von seiner glänzenden Seite zu zeigen. Das ›Beste‹ scheint in diesem Fall zu sein, wie Muriel es formuliert, eine unverstellte Einsicht in die Lebenswelt von Eltern zu gewähren. Allerdings zeigen weitere Bilder



Abb. 2: Blogpost der Wohnung von Stefanie Häußler auf dem Blog *Littleyears*.

zu dem Porträt zum Beispiel ein aufgeräumtes Kinderzimmer in dem kein Spielzeug herumliegt und eine saubere Küche, was auf eine Vorbereitung auf das Fotoshooting hindeutet. Die Repräsentation von Familie, die – einem normativen Verständnis nach – in einer bürgerlichen Mittelschicht die ›gute‹ Seite einer Person zeigt, indem sie Makel versteckt und Perfektion anstrebt, wird bei dieser Repräsentation von Mutterschaft und Familie modifiziert. Das ›Gute‹ oder auch ›Perfekte‹ ist hier das konstruierte Unperfekte, das sich als ›interessant‹ erweist. Mutterschaft soll so gezeigt werden, wie sie ›wirklich‹ ist, denn das »spätmoderne Subjekt will und soll nun authentisch es selbst sein« (ebd., 246). Auf meine Frage, ob die Bloggerinnen vor einem solchen Fototermin das Styling besprechen würden, antwortete Muriel: »Nein, wir wollen da nicht eingreifen oder verändern, sondern die Familien so zeigen wie sie sind.«<sup>23</sup> Rettberg hält dazu fest, dass sich (Selbst-)Repräsentationspraktiken im Zuge der Technik von Smartphones und der Möglichkeit, unbegrenzt Bilder zu schießen, massiv verändert haben, sodass nun nicht mehr nur herausragende Ereignisse fotografiert werden, sondern aus einer Vielzahl an gemachten Bildern geeignete gefiltert werden könnten (vgl. Rettberg 2017, 440).

Die kuratorische Praktik, das Arrangieren und Filtern von Bildern, die angeblich echte Repräsentation von Mutterschaft, wie wir sie auf Abbildung 1 sehen, ist ein gestalterischer Akt. Denn obwohl Klischees wie das klassische Familienporträt konzeptuell abgelehnt werden, verweist beispielsweise die Ordentlichkeit des Wohnzimmers (und der restlichen Räume, die auf dem Porträt zu sehen sind) oder das Designersofa auf die ›perfekt‹ arrangierte Wohnungseinrichtung. Dabei handelt es sich um eine vielschichtige, widersprüchliche aber auch interessante Botschaft, die aus einer Vielzahl von produzierten Bildern ausgewählt und motivisch wie technisch so bearbeitet wurde, dass sie als ungekünstelt bei der Betrachtung empfunden wird.

Abbildung zwei zeigt den Ausschnitt eines dekorativen Arrangements, das stilistisch offensichtlich am Minimalismus orientiert ist.<sup>24</sup> Die Gegenstände wurden von der porträtier-



ten Mutter, die sich im Interview als diejenige bekannte, die für die Dekoration der Wohnung zuständig ist, sorgsam ausgewählt. Nicht nur die vereinzelte Anordnung der Objekte deutet darauf hin, sondern auch, dass Objekte – wie in einer Ausstellung – einen eigenen, exponierten Platz zugewiesen bekommen haben und dadurch zu Geltung gebracht werden. Reckwitz zufolge handelt es sich bei dieser Praktik um eine Form des kuratierten Wohnens:

»Ein kluges Zusammenstellen des Heterogenen in seiner Vielfalt und Interessantheit, aus der sich trotzdem ein stimmiges Ganzes ergibt [...] eine räumliche Einzigartigkeit von erheblicher Eigenkomplexität, ein Ort des Selbst, an dem sich Klarheit, Ruhe und schlichte Eleganz einerseits, Interessantheit und kulturelle Diversität andererseits finden« (Reckwitz 2018, 317).

Charakteristisch für die Arbeit der Bloggerinnen ist, dass sie die Arrangements des ›Besonderen‹ kennen und Objekte durch die Einbettung in einen bestimmten Kontext hervorheben. Die kuratorische Arbeit von Mütterbloggerinnen, die Produktion von Einzigartigkeit, beruht folglich auf dem Erkennen, der Vermittlung und Kontextualisierung von Gegenständen, Menschen und Ereignissen.

## Ästhetische Praxen im digitalen Kontext

Mit diesem Beitrag wurde der Versuch unternommen, ästhetische Praktiken im digitalen Kontext und in Bezug darauf, wie sie die interviewten Bloggerinnen im Rahmen ihrer Online-Erwerbstätigkeit für die Produktion des ›Interessanten‹ anwenden, tiefergehend hinsichtlich ihrer Anforderungen und ihrer Erwerbslogik zu beleuchten. Dabei konnte zunächst die Relevanz des ›Interessanten‹ feldimmanent anhand der beruflichen Zugehörigkeit zur Medien- beziehungsweise Kreativbranche und dem Styling identifiziert werden und ein »einheitlicher Gesamtkomplex distinktiver Präferenzen« (Bourdieu 2014, 283) beziehungsweise ein »System aufeinander abgestimmter Eigenschaften« (ebd.) festgestellt werden. In der Onlinecommunity der Mütterbloggerinnen drückt sich dies durch ähnliche Dessins, Berufe, Stylings oder Wohnstile aus. Die gemeinsamen geschmacklichen Präferenzen stehen jedoch diametral einem System der Differenzzeugung gegenüber, wie es für das Feld der *Creative Industries* paradigmatisch ist. Dieses Paradoxon, dessen Widersprüchlichkeit in der Regelanforderung besteht, Differenz zu erzeugen, um anders oder interessant zu sein, stellt eine maßgebliche Erwerbsanforderung bei den zu inszenierenden Objekten und Menschen als auch bei der Selbstdarstellung der Bloggerinnen dar. Das sogenannte Andere oder Besondere, das sich bei den Bloggerinnen über den Schlüsselbegriff des Interessanten ausdrückt, ist der Analyse zufolge ein konzeptuelles Leitmotiv der Bloggerinnen, das die Auswahl des Contents bestimmt. Dieser wird thematisch schwerpunktmäßig über die Erwerbstätigkeit der Mütter verhandelt und im Rahmen eines neuen Feminismus als kreative Praktik verstanden, die Frauen als erfolgreiche, stilbewusste und kreative »Top Girls« (McRobbie 2010) inszeniert. Die Erwerbsdimension des ›Interessanten‹ ist mit einem Ringen um Aufmerksamkeit im Internet verbunden, das Bloggerinnen dazu anhält, kontinuierlich ihre USP (Alleinstellungsmerkmal) zu optimieren. Hierfür sind digitale profilbildende Praktiken wie bestimmte Posen, das Setzen von Hashtags, das Posten zur richtigen Zeit oder gezielte Verlinkungen ebenso notwendig wie die Kompetenz, die gezeigten Arrangements spontan und zufällig erscheinen zu lassen, obwohl diese akribisch

durchgefiltert, bearbeitet und inszeniert wurden. Dabei müssen die Bloggerinnen den Grad der fiktiven Andersartigkeit und Privatheit, beziehungsweise die (ästhetischen oder moralischen) Spielregeln des Feldes berücksichtigen und dessen Grenzen kennen. Dies zeigt sich dann, wenn innerhalb der Community bestimmte Praktiken der Bloggerinnen angezweifelt werden, zum Beispiel, wenn Bilder oder Berichte zu intim sind. Gleichzeitig spiegelt die Untersuchung, dass der Blog wie ein symbiotisches Netzwerk funktioniert, aus dem sowohl Bloggerinnen als auch Protagonist\*innen einen Erwerbsnutzen ziehen – allerdings verfügen die Bloggerinnen innerhalb ihrer Community über eine gewisse Deutungsmacht über einen ›richtigen‹ Lebensstil. Erwerbslogisch profitieren jedoch beide Seiten, Zeigende und Gezeigte, je nach Publikumsgröße (Follower\*innen) von den Darstellungen.

Digitale Transformationsprozesse und Social Media ermöglichen Müttern so die Chance auf einen Wiedereinstieg in eine sogenannte kreative Erwerbsarbeit, bei der die Vereinbarkeit von Arbeit und Familienfürsorge auf den ersten Blick gut realisierbar scheint. Hierfür ist nicht nur der niedrighschwellige technische Einstieg, sondern auch die berufliche Qualifikation vor der Mutterschaft, die Milieuzugehörigkeit sowie Erfahrungen im Rahmen der Mutterschaft verantwortlich, die in die Online-Unternehmerschaft integriert werden können. Allerdings birgt die Entgrenzung durch Digitalisierung bei allen Chancen auch entscheidende Risiken wie Arbeitsverdichtung, Überforderung und Prekarisierung, wie die Soziologin Tanja Carstensen in ihren Studien feststellt (2015).

Trotz der vielfältigen Anforderungen scheint für viele Mütter das Bloggen ein attraktiver Erwerbsmodus zu sein, da Leidenschaft, Glamour und soziale Teilhabe mit der bloggenden Tätigkeit verbunden wird (Duffy 2015, 445) und die Möglichkeit besteht, soziales und ökonomisches Kapital durch Berühmtheit zu akkumulieren. Katariina Mäkinen versteht diese Subjektivierung als ein »New Normal« (2018) des digitalbasierten Mikro-Unternehmer\*innentums, wofür mutmaßlich die massive Entgrenzung der Bereiche ›Arbeit‹ und ›Leben‹ verantwortlich ist.<sup>25</sup> Allerdings wird auch deutlich, dass für diese Tätigkeit ein informelles, milieuspezifisches Wissen notwendig ist, durch das erst erkannt werden kann, was im jeweiligen Feld als ›interessant‹ gelten kann und wie dies entsprechend zu inszenieren und zu kuratieren ist. Wie erläutert, werden nur solche Konsumprodukte und Ausschnitte aus dem Leben porträierter Mütter und Familien inszeniert, die mit den ästhetischen Präferenzen der Bloggerinnen übereinstimmen. Die Leitästhetik der Postings, das haben die Bildbeispiele gezeigt, zielt darauf ab, Dinge und Menschen ›perfekt unperfekt‹ zu inszenieren, Klischees zu vermeiden und das Publikum sinnlich zu affizieren. Die Arbeit der Bloggerinnen besteht somit zu einem wesentlichen Teil in der vermeintlich authentischen Repräsentation privater Inhalte und der kuratorischen Praktik, ein eigentümliches ›Best-of‹ persönlicher Ereignisse zu filtern und zu inszenieren. Diese inszenierten und ›interessanten‹ Blogposts können als digitale Module verstanden werden, die durch spezifische Kombinationen als Ganzes versuchen, ein Idealprofil der Bloggerinnen abzubilden – eine digitale Bricolage, die vielfältige Ressourcen einsetzt und ›Authentizität‹ erzeugt, um eine unvergleichbare Selbstdarstellung zu erzielen.

## Endnoten

1 Auf der Webseite des Frauenmagazins *Brigitte* werden bis zu 2000 Mütter-, Eltern- und Familienblogs aufgeführt: <https://www.britte.de/familie/mom-blogs/mom-blogs-alle-mamablogs-und-pablogs-im-ueberblick-10856294.html>, aufgerufen am 29.8.2019. In Deutschland wurden 2018 bis zu 800.000 Blogs gelistet (<https://blogspione.wordpress.com/2018/01/27/wie-viele-blogs-gibt-es->

- in-deutschland/, aufgerufen am 14.6.2019), deren Autor\*innen laut einer Bochumer Untersuchung von 2006 mehrheitlich weiblich sind (Schmidt 2006).
- 2 Der Beitrag entsteht im Rahmen meiner Promotionsforschung, die an der Ludwig-Maximilian-Universität München am Institut für Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie angesiedelt ist.
  - 3 Vgl. dazu: Abidin, Crystal (2013): Understanding Social Currency in the Female Commercial Blog Industry in Singapore. ISA eSymposium for Sociology 2013, 1 – 11. [Conference Paper].
  - 4 Abidin, Crystal (2015): Micro-microcelebrity: Branding babies on the Internet. *M/C Journal* 18/5. <http://journal.media-culture.org.au/index.php/mcjournal/article/view/1022>, aufgerufen am 12.12.2019.
  - 5 Die Datengrundlage dieses Artikels beruht auf acht qualitativen, leitfadenorientierten Interviews und Bloganalysen der deutschsprachigen Blogs *Larilara*, *Familienmotte*, *Littleyears* und *Hauptstadtmutti*. Die Daten wurden in einem Zeitraum zwischen Februar 2018-bis März 2019 erhoben. Interviewzitate wurden aus Datenschutzgründen namentlich anonymisiert. Zitate und Bilder, die aus dem Content der oben genannten Blogs stammen, werden als nicht-anonymisierte Quelle angegeben. Genannte Interviewzitate müssen nicht automatisch aus den oben genannten Blogs stammen, denn es werden auch Bloggerinnen zitiert, deren Blog nicht namentlich erwähnt wurde.
  - 6 Eine wiederkehrende Blogrubrik, in der berufstätige Mütter und Familien in ihren Wohnungen vorgestellt werden.
  - 7 Interview Irina Tillmann vom 28.9.2018.
  - 8 Vgl. <https://hauptstadtmutti.de/category/working-mom/portrait/>, aufgerufen am 12.12.2019.
  - 9 Vgl. hierzu exemplarisch die Mütter- und Familienporträts auf den Blogs *Littleyears* und *Hauptstadtmutti*.
  - 10 Die ›richtige‹ Zeit ist meist ein bis zwei Stunden bevor Ladengeschäfte öffnen beziehungsweise nachdem sie geschlossen haben (Abidin 2014, 125).
  - 11 Interview Irina Tillmann vom 28.9.2018.
  - 12 <https://bwl-wissen.net/definition/usp>, aufgerufen am 17.8.2019.
  - 13 <https://blogfamilia.de/johannes-zenglein-gut-rueberkommen-im-bewegt-bild-agieren-vor-der-kamera>, aufgerufen am 15.4.2020.
  - 14 Feldtagebuch vom 9.5.2018.
  - 15 Interview Muriel Voss vom 16.2.2018.
  - 16 Ebd.
  - 17 Als traditionelle Berufe betrachtet die Bloggerin im Zuge unseres Gesprächs auch Rechtsanwält\*innen und Lehrer\*innen (Interview Muriel Voss vom 16.2.2018).
  - 18 Diese Verwertungslogik zeigte sich auch bei einer Interviewanfrage. Eine Münchner Bloggerin war nur dann bereit, sich von mir interviewen zu lassen, wenn sie das Interview als Content auf ihrem Blog verwerthen dürfe (Feldtagebucheintrag vom 26.6.2019).
  - 19 In sogenannten *about*-Texten stellen Blogger\*innen ihre Gründungsmotive, Ideen, ihr Blogkonzept und ihre Person vor.
  - 20 <http://www.LariLara.de>, aufgerufen am 25.9.2019.
  - 21 Interview Irina Tillmann vom 28.9.2018.
  - 22 Interview Heike Munz vom 23.2.2019.
  - 23 Interview Muriel Voss vom 16.2.2018.
  - 24 Das Interieur und der Einrichtungsstil der porträtierten Familien zitiert auf zahlreiche Arten und Weisen einen minimalistischen Wohnstil. Der Minimalismus hat sich in 1960er bis 1980er Jahren in der bildenden Kunst und Architektur etabliert. Kennzeichnend für diese ästhetische Stilrichtung, die auch ›Neue Einfachheit‹ genannt wird, sind starke Reduktion, Formreinheit, klare Geometrien, kubische Formen und eine reduzierte Form- und Farbauswahl (vgl. Hensen 2005).
  - 25 Die Studien zu sogenannten weiblichen Online-Microentrepreneurs zeigen, dass Frauen sich im Rahmen eines ›New Normal‹, oft in prekären Arbeitsarrangements befinden, diese aber dennoch als ›kreativ‹ aufwerten (vgl. Luckman/Andrew 2018, 20).

## Literatur

- Abidin, Crystal (2014): #In\$tagLam: Instagram as a repository of taste, a burgeoning marketplace, a war of eyeballs. In: Marsha Berry/Max Schleser (Hg.): *Mobile Media Making in an Age of Smartphones*. New York, 119 – 128.
- Bareither, Christoph (2019): Medien der Alltäglichkeit. Der Beitrag der Europäischen Ethnologie zum Feld der Medien- und Digitalanthropologie. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 115/1, 3 – 26.

- Boellstorff, Tom (Hg.) (2012): *Ethnography and Virtual Worlds. A Handbook of Method*. Princeton u. a.
- Boltanski, Luc/Eve Chiapello (Hg.) (2006): *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz.
- Bourdieu, Pierre (2014): *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. 24. Aufl. Frankfurt a. M.
- Bröckling, Ulrich u. a. (2009): *Glossar der Gegenwart*. Frankfurt a. M.
- Carstensen, Tanja (2015): Neue Anforderungen und Belastungen durch digitale und mobile Technologien. In: *WSI-Mitteilungen* 68/3, 187 – 193.
- Duffy, Brooke Erin (2015): The romance of work. Gender and aspirational labour in the digital culture industries. In: *International Journal of Cultural Studies* 19/4, 441 – 457.
- Feige, Daniel Martin (2018): *Design: Eine philosophische Analyse*. Berlin.
- Florida, Richard (2006): *The Rise of the Creative Class*. New York.
- Franck, Georg (1998): *Ökonomie der Aufmerksamkeit*. 8. Aufl. München.
- Hark, Sabine/Paula-Irene Villa (2010): Ambivalenzen der Sichtbarkeit – Einleitung zur deutschen Ausgabe. In: Angela McRobbie (Hg.): *Top Girls oder der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes*. Wiesbaden, 7 – 16.
- Hardt, Michael/Antonio Negri (2003): *Empire: Die neue Weltordnung*. Frankfurt a. M.
- Hengartner, Thomas (2004): Zur »Kultürlichkeit« von Technik. Ansätze kulturwissenschaftlicher Technikforschung. In: *Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (Hg.): Technikforschung zwischen Reflexion und Dokumentation*. Bern, 39 – 57.
- Hensen, Dirk (2005): *Weniger ist mehr: Zur Idee der Abstraktion in der modernen Architektur*. Berlin.
- Hirschauer, Stefan (2004): Praktiken und ihre Körper. Über materielle Partizipanden des Tuns. In: Karl A. Hörnig/Julia Reuter (Hg.): *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*. Bielefeld, 73 – 91.
- Horst, Heather A./Daniel Miller (Hg.) (2014): *Digital Anthropology*. 3. Aufl. London.
- Klemm, Michael (2016): Ich reise, also blogge ich. In: Kornelia Hahn/Alexander Schmidl (Hg.): *Websites & Sightseeing. Tourismus in Medienkulturen*. Wiesbaden, 31 – 62.
- Koch, Gertraud/Bernd Jürgen Warneken (Hg.) (2012): *Wissensarbeit und Arbeitswissen: zur Ethnografie des kognitiven Kapitalismus*. Frankfurt a. M.
- Koch, Gertraud (2017): *Digitisation: Theories and Concepts for Empirical Cultural Research*. London/New York.
- Krämer, Hannes (2014): *Die Praxis der Kreativität. Eine Ethnografie kreativer Arbeit*. Bielefeld.
- Lazzarato, Maurizio (1998): Immaterielle Arbeit. Gesellschaftliche Tätigkeit unter den Bedingungen des Postfordismus. In: Toni Negri u. a.: *Umherschweifende Produzenten. Immaterielle Arbeit und Subversion*. Berlin, 39 – 52.
- Lövheim, Mia (2011): Young women's blogs as ethical spaces. In: *Information, Communication & Society* 14/3, 338 – 354.
- Luckman, Susan/Jane Andrew (2018): Online Selling and the Growth of Home-Based Craft Micro-enterprise: The »New Normal« of Women's Self-(under) Employment. In: Stephanie Taylor/Susan Luckman (Hg.): *The New Normal of Working Lives. Critical Studies in Contemporary Work and Employment*. Cham, 19 – 39.
- Maase, Kaspar (2019): *Populärkulturforschung. Eine Einführung*. Bielefeld.
- Mäkinen, Katariina (2018): Negotiating the Intimate and the Professional in Mom Blogging. In: Stephanie Taylor/Susan Luckman (Hg.): *The New Normal of Working Lives. Critical Studies in Contemporary Work and Employment*. Cham, 129 – 146.
- Miller, Daniel u. a. (2016): *How the world changed Social Media*. London.
- McRobbie, Angela (2010): *Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes*. Wiesbaden.
- Pink, Sarah u. a. (2016): *Digital Ethnography. Principles and Practice*. Los Angeles u. a.
- Reckwitz, Andreas (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: *Zeitschrift für Soziologie* 32/4, 282 – 301.
- Ders. (2012): *Die Erfindung der Kreativität: Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung*. Berlin.
- Ders. (2018): *Die Gesellschaft der Singularitäten: zum Strukturwandel der Moderne*. Berlin.
- Rettberg, Jill Walker (2017): Self-Representation in Social Media. In: Jean Burgess u. a. (Hg.): *The Sage Handbook of Social Media*. London, 429 – 443.
- Schmidt, Jan (2006): *Weblogs. Eine kommunikationssoziologische Studie*. Konstanz.
- Schmidt, Petra (2017): Blog – Ästhetik – Arbeit. Ästhetisierungspraxen in einem Mütter-Lifestyleblog. In: Ove Sutter/Valeska Flor (Hg.): *Ästhetisierung der Arbeit: Empirische Kulturanalysen des kognitiven Kapitalismus*. Münster u. a., 193 – 215.
- Dies. (2019): The »authentic« Family. In: Maya Halatecheva u. a. (Hg.): *Family and Space: Rethinking Family Theory and Empirical Approaches*. New York, 203 – 215.
- Schönholz, Christian (2016): Seid anders! Kreativität und Innovation als Gegenstände der Volkskunde. In:

- Schweizer Volkskunde. Korrespondenzblatt der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde. 106/1, 3 – 7.
- Sutter, Ove u. a. (2017): Ästhetisierung der Arbeit: Eine Einleitung und ein Plädoyer für die Überwindung der Dichotomisierung von »Sozialkritik« und »Künstlerkritik«. In: Ove Sutter/Valeska Flor (Hg.): Ästhetisierung der Arbeit: Empirische Kulturanalysen des kognitiven Kapitalismus. Münster u. a., 7 – 29.
- Terranova, Tiziana (2000): Free labor: Producing culture for the digital economy. In: Social Text 18/2, 33 – 58.
- Webb, Lynne M./Brittney S. Lee (2011): Mommy Blogs: The centrality of community in the performance of the online Maternity. In: Michelle Moravec (Hg.): Motherhood online, Cambridge, 244 – 257.



# »Give Work, not Aid« – Digitale Fabrikarbeit in Nord-Uganda

René Umlauf

---

In den Monaten Dezember bis April, die auch als Trockenzeit bezeichnet werden, steigen die Temperaturen in der nordugandischen Stadt Gulu nicht selten auf über 40 Grad Celsius. Auf dem Campus der gleichnamigen Universität werden dann einzelne Seminare ins Freie verlegt. Der kühlere Schatten dichter Mango- und Akazienbäume ist dann oft die einzige Option für Dozent\*innen und Student\*innen der stickigen Hitze der mit Wellblech bedeckten Seminargebäude zu entkommen. Diese Art improvisierte Lehrausübung bildete den kontrastreichen Hintergrund während meines ersten Besuchs in den bunt verzierten und klimatisierten Containern von *Samasource*. Wie ich kurz zuvor erfahren hatte, handelt es sich bei *Samasource* um ein in San Francisco ansässiges Unternehmen, das sich auf die Produktion von Trainingsdaten für maschinelles Lernen spezialisiert hat. Beim Betreten der Container stieg in mir das Gefühl auf, ich würde mich in einem unmittelbar startenden Raumschiff befinden, denn das stete Surren der Klimaanlage wurde zusätzlich von etwa 150 Computerlüftungen verstärkt. Dieser Eindruck intensivierte sich auch durch die dicht schließenden Fenster der Container, die nicht nur Geräusche von außen abdämpften, sondern sicherstellten, dass die klimatisierte Luft nicht aus dem circa 200 Quadratmeter großen Raum entwich. »We couldn't work here without A/C!«, erklärte William, der Manager. »With windows open tons of dust would enter and quickly destroy the PCs. But also excess heat from the desktops would make it unbearable. And of course we all know that cooled bodies perform better...«<sup>1</sup>

Die schnellen Reflektionen des Managers sowohl zu den klimatischen Eigenheiten als auch die Einsicht, dass gekühlte Körper eine höhere Produktivität erzielen würden als ungekühlte, unterstrich erneut den extremen Gegensatz nicht nur zur übrigen Campusarchitektur, sondern auch zur restlichen Region des vorrangig ländlich geprägten Norden Ugandas. Als Non-Profit-Organisation werden bei *Samasource* mit Hilfe spezieller Softwareanwendungen sehr große Datensätze in kleine Bestandteile zergliedert, die im Anschluss von einer großen Zahl von Angestellten bearbeitet werden. Für solche Annotationen oder auch Mikroarbeit bezeichneten Tätigkeiten (zum Beispiel Bildmarkierungen/*imagingtagging*, Dateneingabe/*dataentry*) genügt den Angestellten ein Grundwissen sowohl bezüglich klassischer Lese-, Schreib- und Rechenkompetenzen als auch im Bereich der elektronischen Datenverarbeitung.

Ausgehend von der skizzierten ethnografischen Kontrasterfahrung werde ich im folgenden Beitrag einige Bedingungen herausarbeiten, von denen ich denke, dass sie zentral für das (erfolgreiche) Betreiben und grundsätzliche Funktionieren dieser neuen Form von digitaler Fabrikarbeit sind. Ich folge dabei der Hypothese, dass der (infra-)strukturierte Anschluss an das World Wide Web und der darüber ermöglichte *Zugang* zu digitaler Arbeit

sich zusätzlich auf einer Reihe unterschiedlicher Entkopplungen oder *Diskonnektivitäten* gründet und diese teilweise notwendig macht. Der Beitrag widmet sich diesem Spannungsverhältnis und fragt, auf welchen Entkopplungen der Zugang zu und die Zirkulation von digitaler Arbeit aufbauen. Vor dem Einstieg in die empirische Analyse unternimmt der Beitrag eine konzeptionelle Verortung von Mikroarbeiten und sucht den kritischen Anschluss an die breit geführte Debatte, die sich um den Begriff der *digitalen Kluft* (*digital divide*; Selwyn/Facer 2010, Selwyn 2004) zentriert. Im ersten empirischen Abschnitt wird vertiefend den Effekten und Ursachen der bereits angedeuteten Entkopplungen vor allem in Bezug auf die infrastrukturellen und materiellen Grundlagen nachgegangen. Im zweiten Teilabschnitt wird exemplarisch ausgeführt, wie ein äußerst selektiver Zuschnitt und Zugang zu digitalen Ressourcen eine zentrale Operations- und Funktionsbedingung darstellt. Dabei bilden softwaregestützte Kontroll- und Standardisierungsregime eine wesentliche Voraussetzung dafür, einzelne Tätigkeiten von lokalen Wissens- und Wertpraktiken zu entkoppeln. Im dritten, abschließenden Teil erfolgt eine Kontrastierung zwischen einer Lohnarbeit, die auf einer streng standardisierten Arbeitskraftefassung aufbaut, und den spezifischen Erfordernissen, die als charakteristisch für lokale Arbeitskulturen in sogenannten Entwicklungsökonomien gelten.

Ziel des Beitrags ist es, die spezifischen Funktionsbedingungen neuer Formen global zirkulierender Arbeit an Orten wie der Universität Gulu freizulegen. Dafür wird es notwendig sein, all jene organisatorischen, sozialen und wissensbasierten Entkopplungen hervorzuheben, die in unterschiedlich starken Maße dazu beitragen, dass diese neuen Formen digitaler Arbeit mit lokalen Arbeitskulturen überlappen sowie teilweise konfliktieren. Während allerdings urbane Zentren afrikanischer Staaten (zum Beispiel Nairobi, Accra, Lagos) sich zunehmender akademischer Aufmerksamkeit erfreuen, ist die Literaturlage bezüglich der Vernetzung ländlich geprägter Regionen eher spärlich, so dass der vorliegende Beitrag diesbezüglich versucht, das Forschungsfeld zu erweitern.

## Digitale Kluft und der Ressourcencharakter des Internets

Mit dem Ausdruck *Humans-as-a-service* werden all jene Tätigkeitsfelder digitaler Ökonomien bezeichnet, für die es entweder (noch) keine technischen oder automatisierten Lösungen gibt, oder für die es sich wirtschaftlich nicht lohnt, jemals eine technische Lösung zu entwickeln (Irani 2013, 11; Bergvall-Kåreborn/Howcroft 2014). Einerseits ist das Spektrum darunter subsumierter Tätigkeiten und Aufgaben sehr breit und schwer vergleichbar. Denn eine, wenige Minuten währende Texttranskription auf *Amazons Mechanical Turk* unterscheidet sich wesentlich von den psychologischen Belastungen, denen beispielsweise *Content Moderator\*innen* ausgesetzt sind, wenn sie Plattformen wie Facebook oder YouTube von Gewaltdarstellungen bereinigen (Roberts 2019). Andererseits sind kritische sozialwissenschaftliche Studien seit einigen Jahren darum bemüht, gemeinsame Prinzipien und Muster zu identifizieren, die den spezifischen Arbeitsbedingungen und Tätigkeitsbereichen der *micro-*, *gig-* und *crowdsourcing-work* zu Grunde liegen oder darüber neu entstehen. Danach bauen die meisten dieser Beschäftigungsformen auf spätkapitalistischen Ausbeutungsverhältnissen mit geringer Bezahlung auf (Fish/Srinivasan 2011), was aus einer globalen Perspektive zur Herausbildung eines neuen digitalen Prekariats beitragen würde (Ettlinger 2017; Irani/Silberman 2013).

Diese Versuche, die gegenwärtige und zukünftige Rolle und Relevanz des Internets für diesen neuen Bereich globalzirkulierender Arbeit zu erforschen, gehen dabei allerdings



unterschiedlich stark auf die ungleiche Verteilung im Zugang zu digitalen Dienstleistungen und Beschäftigungsfeldern ein. Im Begriffskonzept der digitalen Kluft (*digital divide*) wird dieses Problemfeld bereits seit einiger Zeit kontrovers diskutiert (Mariscal 2005; Fuchs/Horak 2008). Eine zentrale Beobachtung darin ist, dass der zunehmende Zugang zum Internet und die exzessive Einbindung und Nutzung digitaler Dienste *gleichzeitig* mit einem Anstieg digitaler Unverbundenheit großer Teile der Weltbevölkerung einherginge (World Bank 2016). Trotz ihrer generell kritischen Grundhaltung wird diese Position vor allem wegen ihres Fokus auf technische Lösungen als sogenannter *technical fix* kritisiert (Donner 2015; Shrum u. a. 2007). Denn würde diese Position stimmen, würde die rein technische Verfügbarkeit des Internets sich qua Eigenlogik heilsam auf die wirtschaftliche Entwicklung eines Landes oder einer Region auswirken.

Der Nachweis, dass dies nicht so sein muss, zeigen beispielsweise Bezuidenhout u. a. daran, wie die einfache Verfügbarkeit und der Zugang zu *opensource* und *open-data science* im Kontext afrikanischer Universitäten von weiteren Erfordernissen und Fähigkeiten abhängt, um überhaupt einen positiven Effekt auf die Forschungsarbeit von Hochschulangehörigen bewirken zu können (2017; 2016). Die Frage also, wann das Internet einem Individuum oder einer Gruppe tatsächlich als Ressource dienen kann, um Arbeitsalltage effizienter oder erfolgreicher bewältigen zu können, ist nicht ausschließlich über eine Zugangsbereitstellung gelöst. Während ich diese Perspektive für stichhaltig halte und die damit verbundene Kritik am Konzept der digitalen Kluft teile, möchte ich in diesem Aufsatz eine Position erarbeiten, die sich allerdings am entgegengesetzten Ende dieser Argumentation verorten lässt. So folge ich der Position, dass es zunehmend bestimmte Formen digitaler Arbeit – und damit der Internetnutzung – gibt, die gerade auf den expliziten Ausschluss sozialer, materieller, persönlicher, und wissensbasierter Erfordernisse aufbauen. Die Aufbereitung, Logistik und zentralen Funktionsprinzipien digitaler Lohnarbeit in beispielsweise afrikanischen Kontexten ist gerade darum ökonomisch erfolgreich und möglich, weil darin auf lokale Verschränkungen und Interaktionen mit situierten Wissenskulturen verzichtet wird. Welche Performanzen und Nebeneffekte dieser spezifischen Techniknutzung beobachtbar werden, wird in den nachfolgenden empirischen Teilen dargelegt.

## Materielle und infrastrukturelle Entkopplungen

Das Forschungsprojekt, welches es mir ermöglichte, im September 2018 erneut nach Gulu zu reisen, widmete sich dem Auf- und Ausbau universitärer Curricula.<sup>2</sup> Darin sollten zum einen sozialwissenschaftliche Perspektiven auf Wissenschaft und Technik in den Studiengängen der Humanities und auch Ingenieurwissenschaften eingeführt werden. Des Weiteren hatte das Projekt zum Ziel, die Lehre zu verbessern, was unter anderem durch die kostenlose Bereitstellung und Nutzung von Lehrmaterialien aus Onlinekursen (zum Beispiel *Massive Open Online Course*, MOOC) umgesetzt wurde. An diesem Punkt des Projekts intensivte sich meine Auseinandersetzung mit den universitätsinternen Informations- und Kommunikationsinfrastrukturen, da schnell klar wurde, dass nur deren Funktionieren überhaupt die Bereitstellung und Nutzung von E-Learning Formaten ermöglichen würde. Während eines Treffens mit dem Dekan der computerwissenschaftlichen Fakultät fragte ich, welchen Internetzugang er denn nutzen würde. Zur Beantwortung meiner Frage verwies er auf einen Container direkt vor seinem Fenster und fügte hinzu, dass er gutes Internet von Samasource erhalten würde: »Theirs is more reliable and faster than the one we have on campus.«<sup>3</sup> Kurz zuvor hatte ich vom Netzwerkmanager der Universität erfahren,

dass die Campus-WiFi-Verbindung gegenwärtig nur sehr eingeschränkt funktionieren würde. Um nun diese Parallelität und Gleichzeitigkeit funktionierender und nicht-funktionierender Internetverbindungen besser einordnen zu können, ist ein Blick in die jüngere Geschichte der nordugandischen Region notwendig.

Die Munizipalität als auch der Distrikt Gulu waren bis 2008 Zentrum eines Jahrzehnte andauernden Bürgerkriegs, dessen Anfänge sich bis in die 1980er Jahre nachzeichnen lassen und dessen Einfluss bis heute deutlich spürbar bleibt (Büscher u. a. 2018). Seit meinem ersten Besuch im Jahr 2010 bis zu meinem letzten Aufenthalt im Mai 2019 hat sich Gulu in zunehmendem Maße in ein regionales Handelszentrum und einen Knotenpunkt einer prosperierenden Region transformiert.<sup>4</sup> Während dieser Zeit wurde die Stadt zu einem Dreh- und Angelpunkt internationaler Nicht-Regierungsorganisationen, deren Entwicklungsprojekte nicht nur weitreichende finanzielle Ressourcen brachten, sondern zusätzlich neue vielfältige Beschäftigungsoptionen in die Region trugen (Redfield 2013). Bis heute haben die meisten großen Hilfsorganisationen (zum Beispiel UNHCR, UNICEF, Oxfam, USAID, GIZ, MSF) regionale Büros in der Stadt. Aber auch zahlreiche Institute der noch jungen Universität sind Teil von Forschungskollaborationen mit vor allem europäischen und amerikanischen Universitäten.

Im Zuge dieser Wiederaufbaumaßnahmen initiierte Oxfam 2012 ein überregionales Projekt, das mit dem Titel *Internet Now!* zum Ziel hatte, internetbasiertes Lernen und Arbeiten vor allem in den ländlichen Regionen verfügbar zu machen. Im Zuge dessen wurden in Kollaboration mit der Universitätsleitung zehn Container auf dem Campus platziert, von wo aus bis zu 30 Student\*innen und Absolvent\*innen der Computerwissenschaft für die Verrichtung von Mikroarbeit angestellt wurden. Nach anfänglichen Kollaborationen mit Oxfam übernahm Samasource im Jahr 2016 *Internet Now!*<sup>5</sup>. Samasource zählt zu einem der Pioniere im Bereich des *Impact Sourcing*, wobei es sich um eine Unterart des *Business Process Outsourcing* (BPO) handelt; eine Unternehmenspraxis durch die Teilprozesse an andere Unternehmen ausgelagert werden. Im Unterschied zum BPO werben Impact Sourcing Organisationen allerdings damit, dass die angebotenen Dienstleistungen durch die Beschäftigung marginalisierter und benachteiligter Bevölkerungsgruppen bewerkstelligt wird (Heeks 2013). Samasource verspricht danach zwei Probleme gleichzeitig adressieren zu können: »The big data problem and the global poverty problem« (Janah 2017, 118). Nach eigenen Angaben bietet Samasource in Kenia, Uganda, Haiti und Indien Menschen unterhalb der Armutsgrenze Arbeitsplätze und Schulungen im Bereich digitaler Tätigkeiten an. Seit der Gründung des Unternehmens im Jahr 2008 betreibt Samasource 16 Zweigstellen mit schätzungsweise 8.000 Mitarbeiter\*innen. Durch den von der Gründerin Leila Janah<sup>6</sup> ausgegebenen Leitspruch »Give Work, not Aid« folgt die Organisation einer marktliberalen Logik, wonach durch die Bereitstellung von Lohnarbeit Individuen in Entwicklungsländern dazu befähigt werden, sich selbst und ihre Angehörigen aus der Armut zu befreien.

Inwieweit Impact Sourcing tatsächlich dazu beitragen kann, die weltweite Armut zu verringern, lässt sich nur schwer abschätzen. Für den Standort Gulu lässt sich diesbezüglich annehmen, dass hier vorrangig Student\*innen und Absolvent\*innen der Universität Gulu von Samasource rekrutiert werden. Auch wenn eine Großzahl der Student\*innen aus wenig wohlhabenden Verhältnissen stammt – so verfügen beispielsweise über 50 Prozent der Computerwissenschaftsstudierenden keinen eigenen Computer – können diese wohl nicht zur untersten Bevölkerungsschicht gezählt werden. Studien zur Bedeutung von Impact Sourcing-Ansätzen haben auch in plausibler Weise darauf hingewiesen, dass die mögliche soziale Wirkung des ›Outsourcens‹ eine nur sekundäre und untergeordnete Rolle spielt: »Executives like hearing about the company's social mission, but the decision to

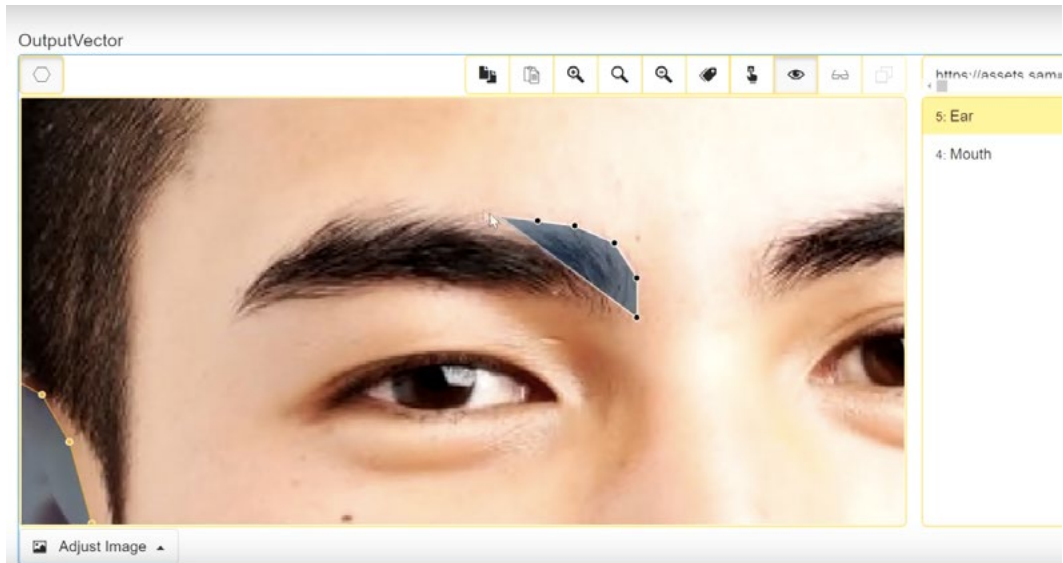
hire the organization is made by purchasing departments, which have to think about cost and quality. And many buyers harbor preconceived notions that nonprofits are slow and uneconomical.«<sup>7</sup>

Um nun in einem so durchkommerzialisierten Feld kompetitiv zu sein, muss der Standort Samasource/Gulu ein hohes Maß an Sicherheit und Zuverlässigkeit vor allem in den technischen und infrastrukturellen Funktionsabläufen gewährleisten. Denn je nach Tageszeit ist die Stromversorgung täglich für mehrere Stunden unterbrochen.<sup>8</sup> Nach der Übernahme von *Internet Now!* durch Samasource wurde im Anschluss nicht nur 16 weitere Container und somit über 100 zusätzliche Arbeitsplätze geschaffen. Auch wurde ein neuer leistungsstärkerer Generator angeschafft sowie eine zusätzliche zweite Internetverbindung, die als Backup genutzt wird, falls die erste Verbindung unterbrochen wird. William, der Manager, fasst den Umstand wie folgt zusammen: »We run our own system here! It is completely independent from the University. If we had to rely on their system we would definitely fail.«<sup>9</sup> Auch wenn nur wenige Meter zwischen dem universitären Computer-Lab und den Samasource Containern liegen, könnte der Unterschied kaum größer sein. Die extreme Hitze, die hohe Luftfeuchtigkeit und der feine Staub haben das Rechnerkabinett in ein ungenutztes und zugegebenermaßen trauriges Technikmuseum verwandelt. Vor allem während Stromausfällen nach Sonnenuntergang sind die hell erleuchteten Fenster der Samasource Container oft die einzige Lichtquelle auf dem gesamten Campus. Ein Leuchten, das eine Produktivität signalisiert, die allerdings gänzlich auf der Entkopplung lokaler Realitäten aufbaut. Dabei sind die Kosten dieser materiellen und infrastrukturellen Entkopplungsmaßnahmen durchaus beachtlich. Allein für die Internetverbindung belaufen sich die Kosten auf mindestens 20.000 US-Dollar pro Jahr. Es dürfte deutlich werden, dass die Bedingungen dafür, dass sich eine Organisation wie Samasource überhaupt an einem Standort wie Gulu niedergelassen hat, fundamental mit den kostenaufwändigen Möglichkeiten zusammenhängt, sich von den lokalen, alltäglichen, materiellen Unwägbarkeiten entkoppeln zu können.

## Wissensentkopplung durch logistische Medien

»Sometimes I find myself annotating faces of people I interact with«<sup>10</sup>, berichtete eine Teilnehmerin während einer Fokusgruppendifkussion, in der die Gruppe auf mögliche Effekte von Annotationstätigkeiten zu sprechen kam. Dieser in die Freizeit reichende psychologische Effekt wurde auch von anderen Teilnehmer\*innen berichtet und grundsätzlich auf die Repetitivität der Tätigkeiten zurückgeführt. Überhaupt wurde die Durchführung der Tätigkeiten bei Samasource häufig als eintönig, langweilig und ermüdend beschrieben. Deren Ausübung an sechs Tagen der Woche über mindestens zehn Stunden täglich bilden allerdings die kalkulierte Organisationsgrundlage dieser Art von digitaler Arbeit. Laut Gründerin Leila Janah wurde sie bei der Entwicklung ihrer Mikroarbeitsprinzipien von Henry Fords Fließband inspiriert: »Ford figured out a way to break down the making of an incredibly complex machine [the Model T, RU] into small chunks that people with basic training could complete. He moved the Model T from the craftsman's studio into the mainstream. The assembly lines of the future apply the same thinking to digital work« (zitiert nach Gino/Staats 2012).<sup>11</sup>

War es bei Ford das Fließband, das die Arbeitsintensität vorgab, wird die Schnittstelle zwischen Angestellten und ihren Arbeitsinhalten heute von einer Software übernommen. Bei Samasource wird diese Funktion vom *SamaHub* übernommen. Dabei handelt es sich

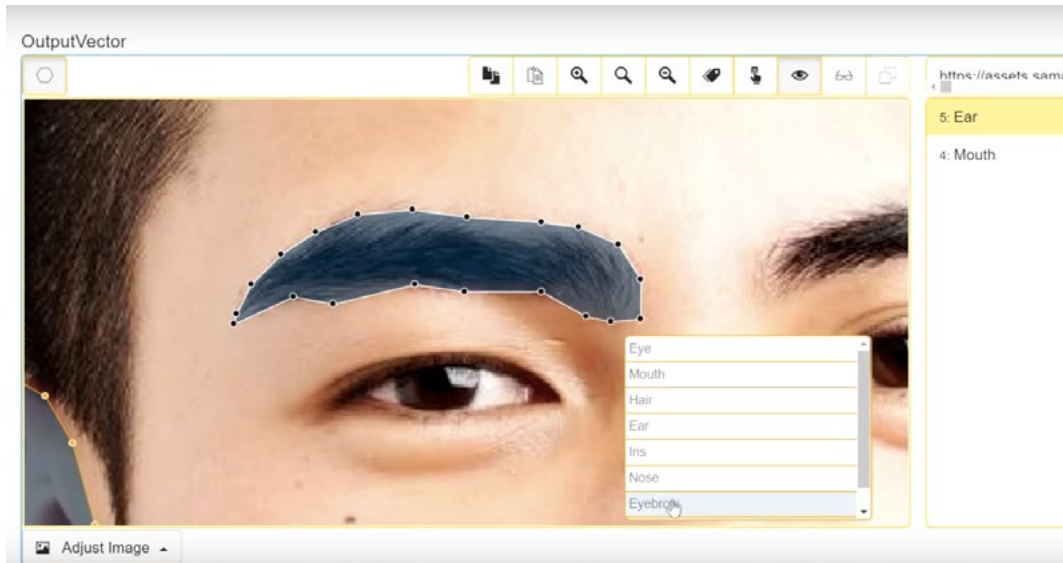


Beispiel einer Gesichtsannotation (Videostills aus: »Samasource Demonstration of Its SamaHub Training Data Annotation Platform«, 2019, 02:09; 02:11 min: <https://www.youtube.com/watch?v=FdS09iuagMo>, aufgerufen am 30.3.2020).

um eine über Jahre weiterentwickelte firmeninterne digitale Plattform, deren zentrale Integrationsfunktionen wie folgt beschrieben werden:

»SamaHub is Samasource's proprietary training data annotation platform. This web-based task management system helps facilitate large data projects through the customization of task workflows, task distribution, multi-tiered quality control, and project-based training. [...] SamaHub has three main functions: task distribution, data structuring work (image annotation, data categorizing, other writing/research) and quality management.«<sup>12</sup>

Bezeichnungen wie *taskdecomposition*, *tasksourcing*, oder *taskcompletion* weisen somit Teilschritte aus, in denen die Software das jeweilige Projekt zergliedert, verteilt und teilweise wieder gebündelt an die Kund\*innen und Auftraggeber\*innen zurückspielt. Dabei handelt es sich um ein zunehmend komplexes System, in dem Auftraggeber\*innen die Möglichkeit haben, in Echtzeit zu kontrollieren, Datenmengen zu verändern und auch angereicherte Metadaten sofort nutzen zu können. Die in den Abbildungen 1 und 2 ange deuteten Tätigkeiten stehen hier synonym für die Tätigkeitsinhalte bei Samasource. Dabei handelt es sich um digitale Wertsetzungen und Anreicherungspraktiken, wodurch Rohdaten (*rawdata*) in Meta- oder Trainingsdaten verwandelt werden. Erst durch diese zusätzlichen Annotationen werden beispielsweise Bilder und Videos für lernende Algorithmen verwertbar. Jeder Punkt zwischen den Linien muss manuell per Mausklick gesetzt und im Anschluss unter einer vorformatierten Kategorie (zum Beispiel *nose*, *eyebrows*, *livestock*, *house*) abgespeichert werden. Dieses Ab- und Nachzeichnen von Formen, Gegenständen oder Körperteilen baut auf einer einfachen Phänomenologie der Wiedererkennung auf, von der angenommen wird, dass sie ohne Referenz auf kulturelle Wertmaßstäbe oder ohne größeren Interpretationsaufwand auskommt. Annotationen können auf diese Weise in einer weitgehend akulturellen und interpretationsarmen Weise quasi global ausgeführt werden. Auch ohne ausgeprägte Vorkenntnisse von Datenverarbeitung und Informations- und

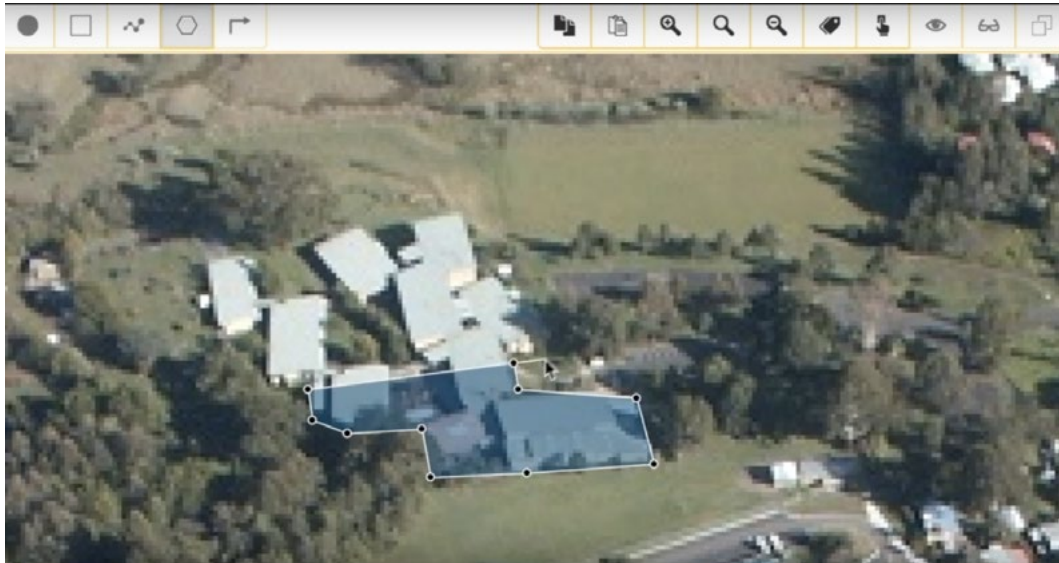


Kommunikationstechnologien können mit minimalem Training digitale Laien unabhängig von ihrer geographischen Herkunft diese Tätigkeiten durchführen.<sup>13</sup>

Der Vergleich mit Fords Fließband lässt sich auch innerhalb der Durchführungsgeschwindigkeit und Taktung der jeweiligen Aufgaben wiederfinden. Die durch SamaHub berechnete Durchschnittszeit, in der eine Angestellte beispielsweise ein Gesicht zu annotieren hat, wird für jedes Foto erneut angezeigt beziehungsweise zählt im Countdown herunter. Neben dieser als *default time* bezeichneten Einheit schließt unmittelbar ein weiteres Fenster an, in dem die Echtzeit (*elapsed time*) angezeigt wird. Diese durch die Zeiterfassung initiierte (Selbst-)Kontrolle wirkt in verschiedener Weise auf die Durchführung und Durchführbarkeit der jeweiligen Tätigkeit zurück. Auf der individuellen Ebene kann als zu langsam gemessene Arbeitsgeschwindigkeit sich durchaus negativ und nachteilig auf die interne Bewertung, sowohl für zukünftige Aufgaben als auch Anstellungs- und Vertragsverhandlungen, auswirken. Wird hingegen ein kollektives Überschreiten der *default time* durch SamaHub festgestellt, kommt es zu Anpassungen, beispielsweise in dem Maße, dass die Standardbearbeitungszeit verlängert wird. Ein Versuch, die sozio-technische Funktionslogik und Reichweite solcher digitalen Plattformen zu bestimmen, lässt sich im Konzept der *logistical media*-Theorie finden:

»Logistical labour emerges at the interface between infrastructure, software protocols and design. Labour time is real-time. The formation of logistical media theory, therefore, requires an analysis of how labour is organised and governed through software interfaces and media technologies that manage what anthropologist Anna Tsing (2009) identifies as ›supply chain capitalism« (Rossiter 2016, 23).

Diese logistische Arbeitskraftabschöpfung basiert somit auf einer zweifachen Entkopplung: Denn einerseits liefert das Herunterbrechen auf einzelne Bilder, Ausschnitte oder Momente eine weitgehende Entkopplung von lokalen kulturellen Wissensbeständen. Zum anderen stellt sie eine weitgehende Entkopplung von lokalem Nicht-Wissen dar. Denn auch ohne Fertigkeiten bezüglich Daten-, Text- und Bildverarbeitung können Menschen nun Teil einer digitalen Wertschöpfungskette werden.



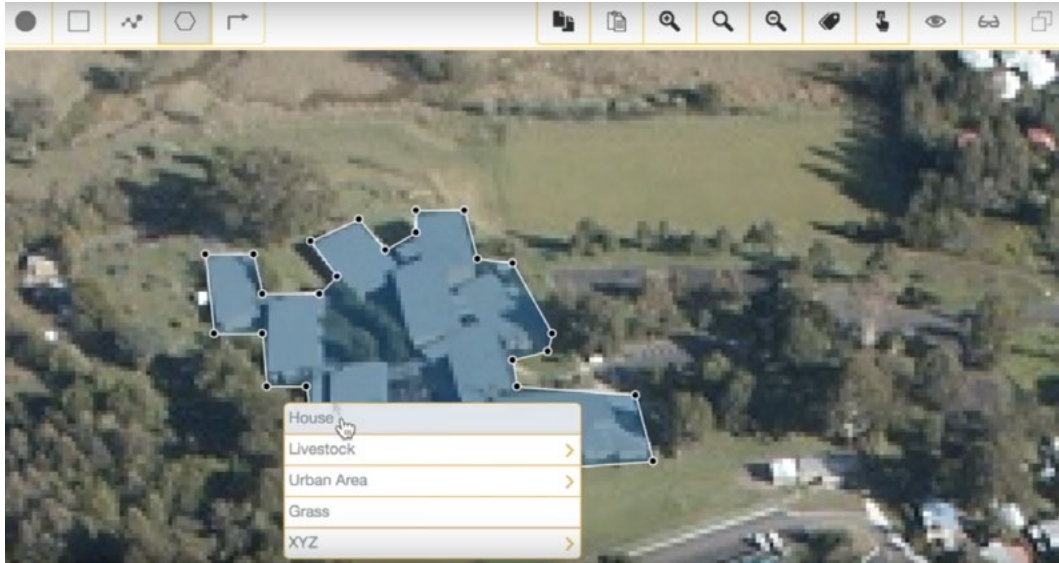
Beispiel für eine geographische Flächenannotation einer Luftaufnahme. (Videostills aus: »Sama-source Demonstration of Its SamaHub Training Data Annotation Platform«, 2019, 02:19; 02:28 min: <https://www.youtube.com/watch?v=FdS09iuagMo>, aufgerufen am 30.3.2020).

In Analogie zum Fordschen Fließband lassen sich nun trotz dichter Überwachung durch Taktungseinheiten, festgelegter Stückzahlen (*dailybulk*) und anderen digitalen und manuellen Qualitätssicherungsmaßnahmen immer wieder Versuche der informellen Aneignungspraktiken beobachten.<sup>14</sup> Dass einzelne Aufgaben einfach und repetitiv sind, stellt nicht unmittelbar sicher, dass die Tätigkeiten auch gut oder sorgfältig durchgeführt werden. Der Begriff der Ausreißer\*innen (*outliers*) wurde in diesem Zusammenhang vom Management gebraucht. Damit wurden vorrangig jene widerständigen Praktiken bezeichnet, wodurch Angestellte SamaHub unterminieren und darin angelegte Kontrollmechanismen temporär und partiell aussetzen. In den Worten des Managers William: »Of course we have outliers that crack the system. What do you expect? These are young smart people. First thing they find out is how to circumvent and it takes some time for us to find out and correct it.«<sup>15</sup>

## Entkopplung von lokalen Arbeitskulturen

Versuche der Automatisierung und Quantifizierung der Arbeitsmenge und der dafür benötigten Arbeitskraft enden jedoch nicht bei der reinen Ausübung der Tätigkeiten, sondern sind als Teil einer breiteren Arbeitskultur zu deuten, die zusätzlich mit spezifischen lokalen Ausprägungen interagiert und auch konfligiert. Der abschließende Abschnitt soll dazu dienen, digitale Fabrikarbeit mit lokalen Arbeitskulturen zu kontrastieren.

Abgesehen von einigen Unternehmen in der Hauptstadt Kampala sind elaborierte Kontroll- und strikte Zeiterfassungsvorrichtungen eher selten Teil der Arbeitsalltagserfahrung der meisten Ugander\*innen. Neben dem Eingangslogin und dem Login am jeweiligen Arbeitsplatz müssen alle Angestellten von Samasource zusätzlich ihre Mobiltelefone im Eingangsbereich abgeben. Letztere dürfen lediglich während der strikt einzuhaltenden Pausenzeiten benutzt werden.<sup>16</sup> Entsprechend der jeweiligen Auftragslage und in Verbindung mit dem jeweils individuellen Geschick und Arbeitsgeschwindigkeit kommt es häufiger vor, dass einzelne Angestellte bereits deutlich vor dem Schichtende ihr Tagespensum be-



wältigt haben. Beklagt wurde dabei, dass vom faktischen Tätigkeitsende, beispielsweise um 15:00 Uhr, bis Schichtende, in der Regel um 18:00 Uhr, entweder ein früheres Schichtende oder aber die private Nutzung des Internets untersagt seien. Ein Angestellter beschrieb den Sachverhalt wie folgt: »When you finish early you are just supposed to sit and do nothing.«<sup>17</sup> Als ich das Management daraufhin befragte, wurde mir geantwortet, dass es in der Tat gelegentlich zu Wartezeiten kommen könne, da die Qualitätsmanager\*innen zusätzlich die Arbeit kontrollieren müssten und es entsprechend des *Workloads* gelegentlich zu Verzögerungen kommen kann. Grundsätzlich versicherte man mir aber, dass nach Beendigung des Arbeitspensums das Internet für private Zwecke genutzt werden dürfe oder aber ein früheres Schichtende begangen werden könne.

Auch wenn diese bei Samasource praktizierten Formalisierungstechniken zur Arbeitsorganisation im Kontext internationaler Unternehmensführung nicht über bereits bekannte Regime der Arbeitskrafteffassung hinausgehen dürften, deutet der beschriebene Widerspruch bezüglich des Schichtendes an, dass formale Regelungen zusätzlich mit lokalen Formen sozialer Kontrolle interagieren. In den Worten einer Informantin: »The problem is not Samasource. The problem is on the ground.«<sup>18</sup> Damit sind unter anderem lokale Patronagebeziehungen gemeint, über die spezifische Zugangs- und Kontrollregister praktiziert werden. Bei der Rekrutierung und Aufgabenverteilung bilden beispielsweise Familien- und Verwandtschaftsnetzwerke und auch Fragen der ethnischen Zugehörigkeit die dominanten Ein- oder Ausschlusskriterien (und weniger das Leistungsprinzip). Ebenfalls wurde beklagt, dass es für die Auslegung von Regeln beziehungsweise Regelüberschreitungen wichtig war, ob man in der Gunst des mittleren Managements stand. Auf meine Nachfrage, ob oder warum das Management im Hauptquartier in San Francisco nicht versuchen würde, diese Missstände zu verringern, wurde beschrieben, dass diese in weitgehender Unkenntnis darüber gehalten würden. Während Stippvisiten aus dem Hauptquartier würden auch nur als loyal empfundene, ausgewählte Angestellte als Kontaktpersonen zugelassen.

In Anbetracht dieser sozialen und organisationalen Verwicklungen fällt es schwer zu beurteilen, inwieweit diese Form der repetitiven und un kreativen Arbeit angemessen entlohnt wird. Während meiner Feldforschung entspann sich diese Frage allerdings immer wieder in einer eigentümlichen Diskrepanz: Wenn ich ugandischen Kolleg\*innen von Samasource berichtete, teilten diese sehr selten meine kritische Befragung der geringen Be-

zahlung. Stattdessen waren letztere sehr häufig um eine Kontextualisierung bemüht, da ein Einkommen von 460.000 Uganda-Schilling pro Monat für Universitätsabgänger\*innen als nicht schlecht bewertet wurde. Im Durchschnitt würde dieses Einkommen sich eher bei rund 250.000 Uganda-Schilling einpendeln. In einem Interview mit der BBC rechtfertigte die Gründerin Leilah Janah diese Gehaltspolitik wie folgt:

»One thing that's critical in our line of work is to not pay wages that would distort local labour markets. If we were to pay people substantially more than that, we would throw everything off. That would have a potentially negative impact on the cost of housing, the cost of food in the communities in which our workers thrive.«<sup>19</sup>

Auch wenn diese Rechtfertigung sehr spekulativ und wohl auch auf keiner empirischen Basis aufzubauen scheint, möchte ich an dieser Stelle auf ein Spezifikum ugandischer Arbeitskultur aufmerksam machen, welches in der Aussage ebenfalls nicht beachtet wird.

Wie in anderen Ländern mit vergleichsweise niedrigen Einkommen, ist auch in Uganda die Grenze zwischen formeller (Lohn-)Arbeit und informeller Beschäftigung nach wie vor schwer zu ziehen. Durch meine Forschung im Gesundheitssektor Ugandas war mir allerdings bekannt, dass die Unterscheidung zwischen staatlichem/öffentlichem und privatem Sektor in der Wahrnehmung lokaler Arbeitskulturen eine wesentliche Rolle spielt (Umlauf 2017). So ist es beispielsweise sehr wahrscheinlich, dass eine im privaten Sektor angestellte Pfleger\*in oder Ärzt\*in ein höheres monatliches Grundgehalt erhält als im selben Beruf im öffentlichen Sektor. Trotzdem würde ein Großteil des privatwirtschaftlichen Gesundheitspersonals aber bevorzugt eine Stellung im staatlichen Sektor annehmen. Die Gründe hierfür waren, neben der generell höheren Jobsicherheit, die Möglichkeit, an Weiterbildungsmaßnahmen teilnehmen zu können. Diese häufig mehrmals im Jahr stattfindenden Maßnahmen sind vor allem wegen ihrer Tagessätze (*daily allowances*) höchst attraktiv, da sie nicht selten mehrere zusätzliche Monatsgehälter einbringen (Swidler/Watskins 2009). Neben diesen Zugangsvorteilen zu Fortbildungsprojekten hatten nahezu alle staatlichen Angestellten Nebenjobs oder kleinere Unternehmen, über die sie zusätzliches Einkommen generierten. Eine für den Gesundheitsbereich weitverbreitete Praktik ist beispielsweise das Betreiben von kleinen Apotheken in der jeweiligen Heimatgemeinde (McCoy u. a. 2008). Umgekehrt macht eine stärkere Kontrolle und Regulierung von Arbeitszeit und Anwesenheit von privatwirtschaftlich angestelltem Gesundheitspersonal ein nachhaltiges und erfolgreiches Betreiben zusätzlicher Nebenverdienste deutlich schwerer. Die innerhalb von Samasource umgesetzte, auf strikter Anwesenheit beruhende Arbeitskraftnutzung – und die stark eingeschränkten Kommunikationsmöglichkeiten – konfliktieren somit ebenfalls in verschiedener Weise mit lokalen Arbeitskulturen und der Notwendigkeit der Koordination und Arbeitskraftteilung in verschiedenen Erwerbszweigen. Vor einem so gezeichneten Hintergrund könnte eine höhere Bezahlung somit relativ einfach gerechtfertigt werden, ohne dabei auf sich potenziell verzerrende lokale Lohn- und Arbeitsmärkte verweisen zu müssen (wie in der Aussage Janahs).

Ich möchte abschließend nochmals auf den ethischen Anspruch von Samasource zurückkommen, Menschen aus der Armut zu helfen. Der Umstand, dass marginalisierte Bevölkerungsschichten vor allem durch schlechte Zugangschancen zu formal gesicherter Lohnarbeit geprägt seien, verstärkt sich mit dem Aspekt, dass viele über ein nur geringes Wissen bezüglich Arbeitsschutz und Arbeitsrechtsregelungen verfügen. Wie oben erwähnt, kann nicht davon ausgegangen werden, dass die meisten Samasource-Angestellten einer marginalisierten Bevölkerungsgruppe angehören. Trotzdem handelt es sich vorran-



gig um junge, erst kürzlich graduierte Individuen in ihrem ersten formellen Angestelltenverhältnis. In Verbindung mit den angedeuteten Patronagebeziehungen verhindert die Unerfahrenheit eines Großteils der Angestellten eine substanzielle Artikulation von kollektiven Widerstandsformen. Hier lässt sich nun eine Ähnlichkeit eines innerhalb der *crowdsourcing*-Industrie konstatierten Problems beobachten: Die Schwierigkeit einer global verstreuten Menge (*crowd*), sich bedeutungsvoll zusammenzuschließen, um eventuell bessere Arbeitsbedingungen oder dergleichen aushandeln zu können (Ettlinger 2016). Das Beispiel Samasource zeigt diesbezüglich, dass es selbst für zentralisierte, im Fabrikstil organisierte (Massen-)Tätigkeiten nur schwer möglich erscheint, eventuell günstigere Arbeitsbedingungen oder höhere Gehaltsansprüche auszuhandeln.

## Schlussbetrachtungen

Im oben erwähnten Weltbankbericht wird beschrieben, dass das Internet im historischen Vergleich viele Entwicklungsländer sehr viel schneller erreicht hätte als dies für andere Technologien der Fall war (World Bank 2016, 5). Denn trotz der intensiven Verbreitung von *Mobile Money* und sozialer Medien bietet der Alltag eines Großteils der Menschen weiterhin nur wenige Schnittstellen mit digitalen (Dienst-)Leistungen. Mit Bezug auf diese Beobachtungen habe ich versucht, im vorliegenden Aufsatz ein nuancierteres Narrativ über mögliche und tatsächliche Formen zu zeigen, in denen sich der Zugang zu digitalen Diensten und Beschäftigungsoptionen im ländlichen Uganda gegenwärtig strukturiert. Das hier empirisch skizzierte Beispiel von Samasource/Gulu sollte die Ambivalenz zeigen, in der sich die Ausbreitung des Internets zum einem auf nur ganz bestimmte Teilbereiche erstreckt, etwa in Form einer Professionalisierung digitaler Massen- und Mikroarbeit. Zum anderen sollte das Beispiel verdeutlichen, wie eine partikulare und selektive Vernetzung auf einem spezifischen softwaregesteuerten Zuschnitt des Internets aufbaut, wodurch nur geringfügige oder nahezu keinerlei Effekte in anderen Alltagsbereichen entstehen. Ich habe gezeigt, dass dieser Anschluss an und Zugang zu neuen digitalen Beschäftigungsmöglichkeiten auf weiteren spezifischen Entkopplungen sowohl von lokalen Wissens- und Arbeitskulturen aufbaut als auch damit einhergeht.

Welche zukünftigen Entwicklungen sich für diese noch junge Form digitaler Lohnarbeit ergeben werden, ist schwer zu prognostizieren. Denn einerseits gibt es im gegenwärtigen Stadium – und wohl auch in naher Zukunft – eine stabile und sogar steigende Nachfrage nach preiswerten Trainingsdaten für maschinelles Lernen. Gleichzeitig deuten sich Tendenzen innerhalb der digitalen Ökonomie an, in denen beispielsweise neuronale Netze entweder nicht mehr von dieser Art Metadatenanreicherung abhängig sind (zum Beispiel selbstlernende Algorithmen). Oder es werden doch zunehmend automatisierte – also wiederum auf Algorithmen aufbauende – Anwendungen entwickelt, die den Bereich des *Humans-as-a-service* selbst stark verringern oder gänzlich redundant machen.<sup>20</sup> Für kleinere und abgelegene Standorte wie Gulu bedeutet die letztere Prognostik ein unsicheres und wenig nachhaltiges Zukunftsszenario: So können die Container ihrer logistischen Bestimmung gemäß rasch abgebaut oder umgewidmet werden. Deutlich unsicherer und offener gestaltet sich der Umstand, wo und in welchen Beschäftigungsbereichen sich die circa 300 Angestellten wiederfinden würden. Denn die bei Samasource erlernten *skills* sind in ihrer geringen Spezifik und jenseits der organisationseigenen Benutzer\*innenoberfläche (Samahub) nur schwer in anderen Arbeitsfeldern erweiterbar. Problematisch scheint damit auch, dass eine mehrjährige Beschäftigung bei Samasource für die meisten Graduierten

keinerlei Professionalisierung innerhalb des ursprünglich studierten Berufsfeldes mit sich bringt, sondern – wohl eher im Gegenteil – sich potentiell negativ auf zukünftige Beschäftigungsoptionen auswirken kann.

## Endnoten

- 1 Interview#2 Manager Samasource vom 19.9.2018.
- 2 Das DFG finanzierte Projekt mit dem Titel *Curriculum Development (2017–19)* war am Seminar für Ethnologie an der Martin Luther Universität Halle/Wittenberg angesiedelt (siehe <https://lost-research-group.org/portfolio/curriculum-development-at-african-higher-education-institutions-heis/>, aufgerufen am 30.3.2020). Während der Feldaufenthalte von je drei Wochen (September 2018 und Mai 2019) habe ich in Gulu drei Fokusgruppeninterviews (Universitätsangestellte, Studenten, Mitarbeiter\*innen von Samasource) und zehn semi-strukturierte Interviews mit aktuellen und ehemaligen Samasource Angestellten geführt. Andere Zitate und Informationen entstammen, wenn nicht anders gekennzeichnet, aus einfachen oft sporadischen Gesprächen die sich durch teilweise zufällige Begegnungen auf dem Campusgelände zwischen mir und dem Management Samasource/Gulu entspannen (wovon ich im Anschluss Gesprächsnotizen angefertigt habe).
- 3 Interview#1 Dean of Faculty Computer Science vom 18.9.2018.
- 4 Gulu fungierte während der letzten Jahre zusätzlich als Logistik-Hub für andere Krisenregionen. Das Flüchtlingshilfswerk (UNHCR) und das World Food Programme (WFP) koordinieren von hier aus ihre humanitären Hilfeleistungen für die Konfliktregionen im Süd-Sudan.
- 5 Welche Umstände sowohl zur Kollaboration als auch zur letztlichen Übernahme durch Samasource führten, konnte ich während meines Aufenthalts leider nicht genauer rekonstruieren.
- 6 Leila Janah ist am 24.1.2020 verstorben. Bis dahin betrieb sie zusätzlich zu Samasource das Kosmetiklabel LXMI. Darin werden vorrangig Produkte auf Sheabutter Basis vertrieben. Die Nüsse vom Sheabutter Bäumen wurden ebenfalls in Uganda geerntet, wobei Janah auch für diesen Unternehmenszweig damit warb, marginalisierten Frauen eine sinnstiftende und nachhaltige Beschäftigung zu ermöglichen (Siehe <https://lxmi.com>, aufgerufen am 30.3.2020).
- 7 Zitiert nach Gino, Francesca/Bradley Staats (2012): *The Microwork Solution*. In: *Harvard Business Review*, <https://hbr.org/2012/12/the-microwork-solution>, aufgerufen am 30.3.2020.
- 8 Während sogenannter *Powercuts* kann ein Campus-Generator angeschaltet werden. Die Kosten für den Dieserverbrauch müssen jedoch aus Universitätsmitteln bezahlt werden, was durch die Knappheit der Mittel oft zur Folge hat, dass dieser häufiger ausgeschaltet bleibt, als dass er genutzt wird.
- 9 Gesprächsnotiz Gulu Campus vom 3.5.2019.
- 10 FGD#5 Gulu vom 5.5.2019.
- 11 Die grundsätzliche Erwartungshaltung des Samasource Managements bezüglich des Arbeitszeitaufwandes spiegelt sich zusätzlich in einem Zitat von Janah wider: »We all work late hours and the organization is running the Goldman way« (zitiert nach Fish/Srinivasan 2011, 143). Die Referenz auf die Investmentbank »Goldman & Sachs« steht zum einen als Synonym für eine sehr hohe wöchentliche Arbeitszeit (60 Stunden und mehr). Zum anderen drückt sich darin der Ursprung sowohl der Gründerin als auch einiger Senior Angestellter im Hauptquartier in San Francisco aus, die sich vorrangig aus einflussreichen Banken und Unternehmen rekrutiert haben.
- 12 Siehe <https://www.samasource.com/hubfs/Collateral/SamaHub%20Solution%20Brief%202019.pdf>, aufgerufen am 30.3.2020.
- 13 Wenn ich hier schreibe »ohne Interpretationsaufwand«, dann bin ich mir trotzdem bewusst, dass es der Interpretation eines Individuums obliegt, wo beispielsweise ein Haus konkret anfängt oder endet. Interpretationsarm sind diese Tätigkeiten im Vergleich zu jenem Aufgabenbereich der bereits angesprochenen Content Moderatoren\*innen. Letztere müssen innerhalb mehrerer unterschiedlicher kultureller, ästhetischer, religiöser und ethischer Codes einschätzen können, wann etwas als Gewalt oder als *hatespeech* gilt und wann nicht.
- 14 Ich würde an dieser Stelle allerdings nicht so weit gehen diese Praktiken als Sabotageakte zu bezeichnen.
- 15 Interview#4 Manager Gulu vom 6.5.2019.
- 16 Der Umstand der Mobiltelefonkontrolle empfanden die meisten der Interviewpartner\*innen als unangenehmste Kontrollmaßnahme. Dies wurde immer wieder damit begründet, dass auf diese Weise keinerlei Kontaktaufnahme mit der Familie möglich war. In diesem Zuge wurde ebenfalls erwähnt, dass es wohl jungen Müttern nicht gestattet war, Säuglinge während der Arbeitszeit auf dem Unternehmensgelände zu stillen.

- 17 FGD#3 Gulu vom 19.9.2018.
- 18 FGD#5 Gulu vom 5.5.2019.
- 19 Siehe <https://www.bbc.com/news/technology-46055595>, aufgerufen am 30.3.2020.
- 20 Dieser Aspekt einer potenziellen Redundanz dieses Tätigkeitsbereichs ist dem Management von Samasource durchaus bewusst: »In spite of such success stories, however, Janah is frank about the challenges ahead. The greatest concern is that as technology continues to advance, in five to ten years machines might perform the tasks that Samasource is now training people to do« (zitiert nach <https://www.thisiscapitalism.com/samasource-reverses-poverty-one-job-time/>, aufgerufen am 30.3.2020).

## Literatur

- Bergvall-Kåreborn, Birgitta/Debra Howcroft (2014): Amazon Mechanical Turk and the Commodification of Labour. In: *New Technology, Work and Employment* 29/3, 213 – 223.
- Bezuidenhout, Louise u. a. (2016): »\$100 Is Not Much To You«: Open Science and Neglected Accessibilities for Scientific Research in Africa. In: *Critical Public Health* 27/1, 39 – 49.
- Bezuidenhout, Louise u. a. (2017): Beyond the Digital Divide: Towards a Situated Approach to Open Data. In: *Science and Public Policy* 44/4, 464 – 475.
- Büscher, Karen u. a. (2018): Humanitarian Urbanism in a Post-Conflict Aid Town: Aid Agencies and Urbanization in Gulu, Northern Uganda. In: *Journal of Eastern African Studies* 12/2, 348 – 366.
- Donner, Jonathan (2015): *After Access: Inclusion, Development, and a More Mobile Internet*. Boston.
- Ettlinger, Nancy (2016): The Governance of Crowdsourcing: Rationalities of the New Exploitation. *Environment and Planning A*. In: *Economy and Space* 48/11, 2162 – 2180.
- Dies. (2017): Paradoxes, Problems and Potentialities of Online Work Platforms. In: *Work Organisation, Labour & Globalisation* 11/2, 21 – 38.
- Fish, Adam/Ramesh Srinivasan (2011): Digital Labor Is the New Killer App. *New Media & Society* 14/1, 137 – 152.
- Fuchs, Christian/Eva Horak (2008): Africa and the Digital Divide. In: *Telematics and Informatics* 25/2, 99 – 116.
- Gino, Francesca/Bradley R. Staats (2012): Samasource: Give Work, Not Aid. In: *Harvard Business School Case* 912-011, 2.
- Heeks, Richard (2013): Information Technology Impact Sourcing. In: *Communications of the ACM* 56/12, 22 – 25.
- Irani, Lilly (2015): The Cultural Work of Microwork. In: *New Media & Society* 17/5, 720 – 739.
- Irani, Lilly/Six Silberman (2013): Turkopticon: Interrupting Worker Invisibility in Amazon Mechanical Turk. In: *Proceedings of the SIGCHI Conference on Human Factors in Computing Systems, CHI '13*. Paris, 611 – 620. [Conference Paper]
- Janah, Leila (2017): *Give Work: Reversing Poverty One Job at a Time*. London.
- Mariscal, Judith (2005): Digital Divide in a Developing Country. *Telecommunications Policy*. In: *Telecommunications in Latin America*, 29/5, 409 – 428.
- McCoy, David u. a. (2008): Salaries and Incomes of Health Workers in Sub-Saharan Africa. In: *The Lancet* 371/9613, 675 – 681.
- Redfield, Peter (2013): *Life in Crisis: The Ethical Journey of Doctors Without Borders*. Berkeley.
- Roberts, Sarah (2019): *Behind the Screen: Content Moderation in the Shadows of Social Media*. New Haven.
- Rossiter, Ned (2016): *Software, Infrastructure, Labor: A Media Theory of Logistical Nightmares*. London.
- Selwyn, Neil (2004): Reconsidering Political and Popular Understandings of the Digital Divide. In: *New Media and Society*, 6/3, 341 – 362.
- Selwyn, Neil/Kirk Facer (2010): Beyond Digital Divide: Toward an Agenda for Change. In: Enrico Ferro u. a. (Hg.): *Handbook of Overcoming Digital Divides. Constructing an Equitable and Competitive Information Society*, Bd. 1. Minnesota, 1 – 20.
- Shrum, Wesley u. a. (2007): *Past, Present and Future of Research in the Information Society*. New York.
- Swidler, Ann/Susan Cotts Watkins (2009): »Teach a Man to Fish«: The Doctrine of Sustainability and Its Effects on Three Strata of Malawian Society. In: *World Development* 37/7, 1182 – 1196.
- Umlauf, René (2017): *Mobile Labore. Zur Diagnose und Organisation von Malaria in Uganda*. Bielefeld.
- World Bank (2016): *World Development Report 2016: Digital Dividends*. World Bank Publications, Washington D.C.



# Grenzenlose Arbeit? Eine Exploration der Arbeitskulturen von *Crowdwork*

Anna Oechslen

---

## Einleitung

Der Grafikdesigner Ankit Keshavan<sup>1</sup> lebt und arbeitet in der indischen Stadt Pune, aber seine Aufträge kommen aus der ganzen Welt: Über eine Online-Plattform nimmt er regelmäßig an Design-Wettbewerben teil und entwirft zum Beispiel ein Logo für eine Firma in den USA oder eine gemeinnützige Organisation in Australien. Wird sein Entwurf ausgewählt, überarbeitet er Details in Absprache mit den Auftraggebern, übergibt das fertige Design und erhält seine Bezahlung – ohne dafür jemals sein Wohnzimmer verlassen zu müssen. Mehr als zwei Drittel seines Einkommens bestreitet er über *Crowdwork*, also freiberufliche, über Online-Plattformen vermittelte und über Distanz ausgeführte Arbeit. Nicht nur Designer\*innen wie Ankit nutzen *Crowdwork*-Plattformen: Freelancer\*innen verfassen und übersetzen dort Texte, programmieren Webseiten oder verwalten Datenbanken. Im Prinzip spielt es dabei keine Rolle, von wo diese Aufgaben erledigt werden, da Kommunikation, die Erledigung von Aufträgen und die Bezahlung über die jeweilige Online-Plattform abgewickelt werden. Besonders viel Aufmerksamkeit haben zuletzt Online-Plattformen wie *Amazon Mechanical Turk* erfahren, die sogenannte *Clickwork* oder Mikro-Aufgaben vermitteln: Simple Aufgaben, die in der Regel in wenigen Minuten zu erledigen sind und für die Arbeiter\*innen Beträge zwischen wenigen Cent und ein paar Euro erhalten.

Je nach Perspektive birgt diese Entwicklung verschiedene Versprechen: Für Unternehmen oder auch Einzelpersonen bedeutet *Crowdwork*, dass sie ohne großen Aufwand aus einem weltweiten Pool von Anbieter\*innen die beste oder die günstigste Dienstleistung auswählen können. Dasselbe gilt potenziell in umgekehrter Weise für *Crowdworker*\*innen:

Für viele indische *Crowdworker*\*innen, die ich zu ihren Arbeitspraktiken befragt habe, schaffen Online-Plattformen einen Zugang zu höher bezahlten Aufträgen, als ihnen in ihrer unmittelbaren Umgebung offenstehen. Auch Plattform-Betreiber\*innen nutzen das Bild einer »globalen Community« und suggerieren so Verbundenheit und eine geteilte Ausgangsbasis. Fast wirkt es, als hätte eine Ära digitaler Arbeit begonnen, in der Grenzen keine Rolle mehr spielen. Studien zum Thema zeigen jedoch, dass sich hierarchische Strukturen, die den Zugang zu Arbeit prägen, in digital vermittelten Arbeitsbeziehungen fortsetzen.

In diesem Beitrag richte ich den Fokus auf freiberufliche Designer\*innen, um die Arbeitskulturen von *Crowdwork* aus kulturanthropologischer Perspektive zu betrachten. Im Zentrum stehen dabei die Anforderungen, die der Kontext von Online-Plattformen an sie als gleichzeitig Kreativschaffende und *Crowdworker*\*innen stellt. Ich lote aus, inwieweit *Crowdwork* neue Praktiken und Arbeitsbeziehungen bedingt, aber auch, wo sie weniger

disruptiv sind, als oft vermittelt wird. Um mich dieser Frage anzunähern, werde ich zunächst Charakteristika und die bestehende Forschung zu Crowdwork anhand von vier zentralen Themen nachvollziehen: Arbeitsverteilung, Arbeitsbedingungen, Arbeitssteuerung und Arbeitspraktiken. Während es zu den ersten drei Themen bereits einige Forschungsarbeiten gibt, sind die Spezifika von Arbeitspraktiken im Bereich von Crowdwork noch kaum erschlossen.

In diesem Beitrag spreche ich mich dafür aus, bei der wissenschaftlichen Betrachtung stärker zwischen unterschiedlichen Arten von Crowdwork zu unterscheiden. Ich argumentiere, dass besonders sogenannte Makroaufgaben, wie etwa die Erarbeitung eines Logos oder Webseitendesign, Crowdworker\*innen ein hohes Maß an emotionaler Arbeit abverlangen. Ihr Arbeitskontext entspricht in vielen Punkten dem, was schon seit einigen Jahren in anderen Kontexten unter dem Stichwort »Entgrenzung von Arbeit« (Voß 1998) diskutiert wird. Hier setzt der zweite Teil des Beitrags an: Die Arbeitspraktiken von Crowdworker\*innen bringe ich mit Arbeitsumgebungen in der Kreativindustrie in Beziehung. Dabei stelle ich Parallelen insbesondere im Management der Emotionen von Kund\*innen fest, identifiziere aber auch neue Anforderungen, die sich aus dem Kontext digitaler Plattformen ergeben. Schließlich nutze ich den Terminus *feeling rules* (Hochschild 1979), um das Management von Emotionen auch auf transkulturelle Arbeitsbeziehungen anzuwenden. So entsteht eine Annäherung an die Frage, was die Arbeitskulturen der Crowdwork ausmacht.

## Einordnung von Crowdwork

Aktuelle wissenschaftliche Publikationen, Medien und involvierte Personen nutzen verschiedene Bezeichnungen, um Arbeitsformen, die über digitale Plattformen vermittelt werden, zu benennen. Zunächst ist es deshalb wichtig zu klären, was hier gemeint ist, wenn von Crowdwork die Rede ist. Kurz zusammengefasst bezeichnet Crowdwork im Folgenden eine Form der Arbeit, die über Online-Plattformen vermittelt wird. Crowdworker\*innen sind in der Regel formell selbstständig und erledigen diverse Aufträge, für die sie den Auftraggebenden nicht persönlich begegnen müssen.

Die Bezeichnung der Arbeitenden als Crowd betont, dass für einen Job potenziell sehr viele Menschen zur Verfügung stehen. Die einzelnen Teile dieser so bezeichneten Menschenmasse müssen jedoch nicht zwangsläufig miteinander in Verbindung stehen: Die oben erwähnte Idee einer globalen Community ist hier wohl eher eine werbewirksame Fiktion. Crowdsourcing und Crowdwork werden oft synonym benutzt; ein häufiger Unterschied ist jedoch, dass beim Crowdsourcing Ideen vieler zusammengefügt werden, während bei Crowdwork-Plattformen in der Regel eins-zu-eins Arbeitsverhältnisse entstehen. Ein Beispiel für Crowdsourcing ist demnach etwa die Online-Enzyklopädie Wikipedia. Die imaginierte Crowd, von der hier die Rede ist, verteilt sich über die ganze Welt und ist dennoch über eine Online-Plattform leicht erreichbar. Die Mechanismen, mit denen Crowdworker\*innen für einen Job ausgewählt werden, unterscheiden sich dabei erheblich: Einige Plattformen basieren auf dem Modell, dass Crowdworker\*innen eine Dienstleistung zu einem selbst festgelegten Preis auf der Online-Plattform inserieren (zum Beispiel *fierr*) oder sich auf ausgeschriebene Aufträge bewerben (zum Beispiel *freelancer*), bei anderen nehmen sie an von Auftraggeber\*innen ausgeschriebenen Wettbewerben teil und werden nur dann bezahlt, wenn ihr Entwurf ausgewählt wird (zum Beispiel *99designs*). Darüber hinaus teilen bei einigen Online-Plattformen Algorithmen den Crowdworker\*innen direkt Projekte zu (zum Beispiel *WorkGenius*). In der Art, wie Arbeit verteilt wird, ergibt sich eine

erste Dimension zur Differenzierung verschiedener Formen von Crowdwork; den verschiedenen Formen ist dabei gemein, dass sie darauf ausgerichtet sind, aus einer großen Menge potenzieller Kandidat\*innen auszuwählen.

Ein weiteres Merkmal von Crowdwork ist, dass die Arbeitsaufträge es in der Regel nicht erfordern, dass sich Auftraggeber\*innen und Crowdworker\*innen persönlich begegnen. Texte, Designs oder andere Dienstleistungen können über die Crowdwork-Plattform als digitale Dateien quasi ohne Zeitverzögerung übermittelt werden – im Gegensatz zu einer Taxifahrt oder einer Essenslieferung. Diese Unabhängigkeit von physischer Nähe schafft neue Räumlichkeiten von Arbeit.

Die oben aufgeführten gemeinsamen Charakteristika von Crowdwork helfen zwar bei der Einordnung, um jedoch tiefer einzusteigen, bedarf es der Differenzierung. Der Begriff Crowdwork umfasst, wie oben bereits angedeutet, eine Vielzahl ganz unterschiedlicher Aufgaben. Oft wird zwischen Mikro- und Makroaufgaben unterschieden: Die Arbeitssoziolog\*innen Christine Gerber und Martin Krzywdzinski definieren Mikroaufgaben als »routinemäßige Unterstützungsaufgaben [...] oder als Aufgaben, die kein spezifisches Wissen erfordern« (2019, 27). Dazu zählt etwa die Arbeit auf der Online-Plattform *Amazon Mechanical Turk*. Deutlich weniger Aufmerksamkeit haben bislang sogenannte Makroaufgaben erfahren. Gerber und Krzywdzinski charakterisieren diese wie folgt:

»Makroaufgaben sind komplex und erfordern ein hohes Maß an Kreativität sowie spezifisches, zum Teil professionelles Wissen (z.B. Design, Softwareprogrammierung, Entwicklung von Produktkonzepten, wissenschaftliche Problemlösung). Diese Aufgaben können nicht zerlegt werden und werden daher als mehrtägige oder mehrwöchige Projekte organisiert. Der Fokus liegt auf der Qualität: normalerweise ist es das Ziel, die Beste unter vielen guten Arbeiten zu identifizieren« (ebd., 27).

Anhand der zentralen Charakteristika von Crowdwork sollen im Folgenden zunächst Argumentationslinien der bestehenden Forschung nachgezeichnet und eingeordnet werden.

Im Bereich der Geografie von Arbeit beschäftigen sich beispielsweise Forschende des *Oxford Internet Institute* intensiv mit der Globalisierung von Arbeitsmärkten im Zusammenhang mit Crowdwork (Graham/Anwar 2018; Graham u. a. 2017a; Graham u. a. 2017b; Lehdonvirta u. a. 2018). Im Zentrum stehen hier Erfolgchancen von Crowdworker\*innen aus der Peripherie der Weltwirtschaft und eine Bestandsaufnahme der globalen Verteilung von Arbeit über Plattformen. Auch Konkurrenz zwischen Crowdworker\*innen um Arbeitsplätze wird in der geografischen Forschung verhandelt (Beerepoot/Lambregts 2015). Die Einordnung dieser Konkurrenz erfolgt jedoch vorwiegend aus einer eurozentrischen Perspektive, die Sorgen europäischer Arbeitender um das Eintreten vermeintlich billiger Arbeitskräfte konstatieren. Gerber und Krzywdzinski (2019) stellen in ihrer vergleichenden Studie mehrerer Crowdwork-Plattformen fest, dass die These eines globalen Arbeitsmarktes eingeschränkt werden muss. Arbeitsaufträge werden weniger global vergeben als angenommen wird: Auf den meisten Plattformen, die sie untersucht haben, sind fast ausschließlich Auftraggebende und -nehmende aus dem jeweiligen nationalen Herkunftsmarkt angemeldet. Als Gründe dafür führen sie sprachliche Voraussetzungen, aber auch kulturelle Vorurteile an (ebd., 36 – 37).

Besonders präsent in der Forschung zu Crowdwork sind außerdem Forschungsbeiträge, die sich mit Arbeitsverhältnissen und Arbeitsbedingungen beschäftigen. Crowdwork wird häufig in die Entwicklung hin zu einer *Gig Economy* eingebettet: Im Gegensatz zu Angestelltenverhältnissen zeichnet sich diese Wirtschaftsweise dadurch aus, dass befris-

tete Gelegenheitsaufträge an Selbstständige vermittelt werden, in der Regel über Online-Plattformen (vgl. etwa Friedman 2014). *Gig Work*, auch *On-Demand-Work* genannt, muss jedoch nicht unbedingt Online-Plattformen einschließen; sie kann auch beispielsweise von einer Zeitung ausgehen, die Artikel direkt bei freien Journalist\*innen in Auftrag gibt statt festangestellte Redakteur\*innen zu beschäftigen. Offiziell sind Crowdworker\*innen freiberuflich tätig und keine Angestellten der Plattform, die ihnen Aufträge vermittelt.<sup>2</sup> Damit liegt ein Großteil der Risiken bei den Arbeitenden selbst und die Online-Plattform kann sich weitgehend auf die Rolle einer bloßen Vermittlerin zurückziehen. Diesen Status stellen einige Forschende infrage: Sie argumentieren, dass Online-Plattformen durch technische *Features* faktisch den Zwang erzeugen, regelmäßig für die Plattform zu arbeiten. Der Medienwissenschaftler Niels van Doorn (2018) etwa berichtet aus seiner ethnografischen Forschung mit Reinigungskräften, die auf der Plattform *Handy* nach Aufträgen suchen, wie Arbeitende über Anreize und Strafgebühren dazu gebracht werden, Angebote anzunehmen beziehungsweise nicht abzusagen. Auch über Mechanismen wie Rankings und Reputationssysteme kreieren Online-Plattformen trotz der formellen Unabhängigkeit starke Anreize, kontinuierlich aktiv zu sein (Gerber/Krzywdzinski 2019, 29). Aus dem Missverhältnis, das zwischen der geringen Absicherung und der hohen Abhängigkeit der Crowdworker\*innen besteht, leiten einige Forschende ausbeuterische Arbeitsbedingungen ab (vgl. etwa Scholz 2016) oder machen an dieser Entwicklung eine zunehmende Prekarisierung fest (vgl. etwa Moore 2018; Moore/Robinson 2016). Die Abhängigkeit von Crowdworker\*innen gegenüber der Plattform, die sie nutzen, unterscheidet sich gravierend je nachdem, welche Rolle diese Form der Arbeit in ihrem Erwerbskonzept spielt: Während einige sich damit einen kleinen Zuverdienst verschaffen, verdienen andere ihren Lebensunterhalt mit Crowdwork – letztere haben oft wenig andere Chancen als die Rahmenbedingungen hinzunehmen.

Ein weiterer Fokus der Forschung über Crowdwork ist die Steuerung von Arbeitsprozessen, wobei hier die Rolle der Online-Plattformen selbst noch deutlicher hervortritt. Diese gerieren sich häufig als neutrale Vermittelnde zwischen Auftraggebenden und Crowdworker\*innen, nehmen jedoch selbst Einfluss auf Interaktionen, etwa durch Benutzungsrichtlinien, die Gestaltung des *User Interface* oder *Matching*-Algorithmen. Sie rahmen mögliche Nutzungsformen strategisch gemäß ihren Geschäftsmodellen (vgl. van Dijck u. a. 2018). Für die Steuerung von Arbeitsprozessen durch Algorithmen hat der Soziologe Aneesh (2009) den Begriff *Algoocracy* geprägt. Er sieht darin eine neue Form der Kontrolle: *Algorithmic management* wird wirksam, indem das Feld möglicher Handlungsoptionen durch die Programmierung von Code von vornherein eingeschränkt wird. Einige Autor\*innen aus der Soziologie und den internationalen Beziehungen sehen in der Arbeitssteuerung von Online-Plattformen »digitalen Taylorismus«: Arbeitsprozesse werden zunehmend standardisiert und in kleinste Einheiten zerlegt und gleichzeitig eine neue Dimension von Überwachung ermöglicht (Altenried 2017; Moore 2018; Moore/Robinson 2016).

Ein für die Kulturanthropologie besonders relevantes Feld stellen sich im oben beschriebenen Kontext verändernde Arbeitspraktiken dar. Sowohl die Verteilung von Arbeit als auch die Arbeitsverhältnisse und -steuerung wirken auf Arbeitspraktiken ein; zu konkreten Praktiken und den subjektiven Wahrnehmungen der Crowdworker\*innen gibt es jedoch bislang wenig Forschung. Hier herrschen Ansätze vor, welche die Entscheidungen stark rationalisieren und mit eher quantitativ ausgerichteten Methoden vorgehen. Ausnahmen bilden Gerber und Krzywdzinski (2017, 2019) im Bereich der Arbeitssoziologie und Niels van Doorn (2017) in den Medienwissenschaften.



Im Folgenden soll deshalb eine Perspektive auf Crowdwork entwickelt werden, die es ermöglicht, die Komplexität der Arbeitskulturen von Crowdwork präziser zu erfassen. In der bestehenden Forschung zu Crowdwork sind Studien zu Mikroaufgaben deutlich in der Überzahl (vgl. z. B. Irani 2013; 2015; Lehtonvirta 2016). Das spiegelt sich auch in der Theoretisierung von Crowdwork wider, die für Mikroaufgaben häufig deutlich passfähiger ist als für Makroaufgaben. Um diese Lücken zu verdeutlichen und neue Aspekte herauszuarbeiten, konzentriere ich mich in diesem Beitrag auf Designer\*innen die sich über Crowdwork-Plattformen mit Auftraggebern aus der ganzen Welt verbinden. Dabei konzentriere ich mich auf ihre alltäglichen Praktiken: die Organisation ihres Arbeitslebens, den Umgang mit Auftraggebern und der Infrastruktur von Online-Plattformen. Diese Beobachtungen ergänzen die bestehende Forschung um eine qualitative Perspektive, die technologische Entwicklungen als nur eines von vielen Elementen der Arbeit von Crowdworker\*innen begreift.

Die empirischen Erhebungen, auf die ich meine Analyse stütze, bestehen aus zwei eng miteinander verwobenen Elementen: der Betrachtung von Online-Plattformen als technische Infrastruktur und von Benutzungspraktiken. Um mich mit Online-Plattformen als Arbeitsumgebung vertraut zu machen, führte ich zunächst bei fünf Online-Plattformen *walkthroughs* (Light u. a. 2017) durch. Diese Methode nähert sich technischen Systemen aus der Perspektive der Ethnografie von Infrastrukturen (vgl. Star 1999) an und zielt darauf ab, ein »environment of expected use« (Light u. a. 2017, 881) zu identifizieren. Dafür wählte ich eine Plattform aus, über die ausschließlich Design-Jobs vermittelt werden, zwei weitere eher allgemeine Freelance-Plattformen, eine Plattform, die zur Vernetzung von Künstler\*innen dient, aber auch Design-Wettbewerbe beinhaltet, sowie eine weitere Plattform, die von Designer\*innen in erster Linie genutzt wird, um ihr Portfolio zu präsentieren. Das Ziel dieser Auswahl ist, ein möglichst breites Spektrum unterschiedlicher Typen abzudecken. In einem nächsten Schritt betrachtete ich die Community-Foren, die die meisten Online-Plattformen anbieten, im Hinblick darauf, welche Themen und Diskurse dort besonders präsent sind. Momentan befinde ich mich in der letzten Phase meiner Feldforschung, während der ich Designer\*innen in Indien und Deutschland zu ihren Arbeitspraktiken insbesondere auf Crowdwork-Plattformen befrage. In diesen Beitrag fließen Erkenntnisse aus bislang 20 Interviews ein, die ich während eines Aufenthalts in Bengaluru mit indischen Designer\*innen geführt habe.

### Exploration der Arbeitskulturen von Crowdwork

#### Differenzierung zwischen verschiedenen Formen von Crowdwork

Ein erster Schritt, um die Arbeitskulturen von Crowdwork besser zu verstehen, besteht darin anzuerkennen, dass es sich dabei nicht um eine einzige Arbeitskultur handelt.

Crowdworker\*innen sind selten nur Crowdworker\*innen: Sie sind häufig auch Studierende, Eltern oder Angestellte in einer Design-Agentur und integrieren die Plattform-Arbeit auf unterschiedliche Arten in ihren Alltag. Manche konzentrieren sich auf eine Plattform und versuchen, sich dort einen Namen zu machen, doch viele probieren mehrere Plattformen aus und nutzen sie parallel oder nacheinander. Auch wenn die meisten Crowdwork-Plattformen darauf ausgerichtet sind, dass alle Aspekte der Zusammenarbeit direkt über die Plattform organisiert werden, nutzen die meisten Designer\*innen für die Zusammenarbeit auch andere Medien: Sie tauschen sich beispielsweise über Skype oder Whatsapp

mit Auftraggebenden aus oder verweisen auf ihr Portfolio auf einer externen Website. Darüber hinaus unterscheiden sich auch die Beziehungen der Crowdworker\*innen zu Auftraggebenden deutlich: Einige haben sich zwar über Online-Plattformen verbunden, arbeiten inzwischen aber seit Jahren zusammen, teilweise auch außerhalb von Plattformen.

Diese Differenzierungen legen nahe, dass Crowdwork selbst dann, wenn man sich auf eine Region und eine Berufsgruppe konzentriert, eine Vielzahl von Arbeitsformen umfasst. Ich spreche mich hier deshalb dafür aus, den Blick über einzelne Online-Plattformen hinaus zu richten und diese Praktiken in den Kontext von Arbeitsalltagen einzubetten, deren Elemente sich gegenseitig beeinflussen.

### Individualität statt Austauschbarkeit

Im Bereich der Makroaufgaben von Crowdwork greift die These eines digitalen Taylorismus, im Zuge dessen Tätigkeiten immer weiter standardisiert werden, in dieser Form nicht mehr. Bei Mikroaufgaben auf *Amazon Mechanical Turk* lässt sich tatsächlich eine starke Standardisierung beobachten: Wie oben beschrieben, geht es hier in der Regel darum, günstig und schnell simple Tätigkeiten ausführen zu lassen, die in kleinste Bestandteile zerlegt werden. Wer genau diese Arbeiten ausführt, fällt kaum ins Gewicht – die Arbeitenden sind austauschbar und für Nachschub aus der *Crowd* kann jederzeit gesorgt werden. Bei Makroaufgaben, wie etwa der Gestaltung eines Logos, ist die Auswahl deutlich komplexer: Hier stehen zwar dank der globalen Reichweite der Plattformen auch viele Anbieter\*innen zur Auswahl, doch es gibt qualitative Unterschiede, deren Bewertung auch eine subjektive Komponente hat. Hier herrscht also keine Austauschbarkeit vor, sondern es geht darum, aus der Masse herauszustechen und die eigene Individualität zur Schau zu stellen. Deshalb gehe ich davon aus, dass Subjektivierung von Arbeit als Konzept für die Betrachtung insbesondere von Crowdwork-Makroaufgaben eine sinnvolle Ergänzung zur bisherigen Forschung ist. In den folgenden Abschnitten werde ich auf zentrale Punkte des Subjektivierungsdiskurses eingehen und darlegen, inwiefern Crowdwork Parallelen zu Tätigkeiten in der Kreativindustrie aufweist. Davon ausgehend werde ich herausarbeiten, wo Spezifika der Arbeitskulturen von Crowdwork in diesem Bereich liegen.

### Crowdwork als subjektivierte Praxis

Gerber und Krzywdzinski (2019) betrachten Crowdwork im Hinblick auf drei Aspekte der Entgrenzung von Arbeit: Vermarktlichung, Flexibilisierung und Subjektivierung. Ihnen ist gemein, dass sie eine Abkehr vom fordistischen Modell der Normalarbeit markieren, also einer Vollzeittätigkeit, stark standardisierten Arbeitszeiten und einem regulären Beschäftigungsverhältnis. Die ersten beiden Aspekte bewegen sich auf der Ebene der Arbeitsverhältnisse und spiegeln sich in der bestehenden Forschung wider: Eine Vermarktlichung machen die Autor\*innen vor allem an den Vergütungssystemen und der Einstufung von Crowdworker\*innen als freiberuflich Tätige fest; die oben beschriebene Spannung zwischen der formellen Unabhängigkeit und den Reputationssystemen der Online-Plattformen bringen sie dazu, die These einer zunehmenden Flexibilisierung zumindest einzuschränken. Für diese Betrachtung ist jedoch der dritte Aspekt, die Subjektivierung von Arbeit, besonders relevant, da der Fokus hier speziell auf den Arbeitspraktiken liegt. Der Begriff der Subjektivierung von Arbeit beschreibt eine Entwicklung, im Zuge derer mehr und mehr Fähigkeiten aus der Lebenswelt in die Arbeitswelt eingebracht werden: Dazu zählen etwa Kreativität und emotionale Aspekte. Gerber und Krzywdzinski betrachten diese Entwick-

lung aus der Perspektive der Arbeitssteuerung: Sie zeichnen nach, wie Plattformen versuchen, etwa durch *Gamification*, Reputationssysteme oder die Einrichtung von *Community*-Foren für Crowdworker\*innen die Grenzen zwischen Arbeitskraft und Person sowie zwischen Arbeit und Freizeit zu verwischen (2019, 40 – 42).<sup>3</sup>

Die Entgrenzung von Arbeits- und Lebenswelt möchte ich nicht als ein Abkommen von einem vorher bestehenden Ideal der klaren Abgrenzung zwischen Arbeit und Privatem betrachten, sondern als ein Zusammenkommen von verschiedenen Formen der Arbeit und als das Hineinsickern unsichtbarer emotionaler Arbeit in die Sphäre der Erwerbsarbeit. Auf die Rolle emotionaler Arbeit werde ich ein besonderes Augenmerk legen. Dabei stelle ich zwei Aspekte als zentral heraus: Erstens argumentiere ich, dass Crowdwork unsichtbare emotionale Arbeit (Hochschild 1985) einschließt. Diese kreist um die Produktion von Vertrauen in einem Kontext von Distanz und Anonymität. Zweitens zeige ich, wie mithilfe dieser emotionalen Dimension auch die globale Ungleichheit in der Verteilung von Crowdwork-Aufgaben besser zu verstehen ist.

### Affektive Dimension von Crowdwork

Viele Aspekte der Subjektivierung sind nicht neu für kreative Berufe. So beschreibt etwa Huber (2013) in einer ethnografischen Studie zu ortsverteilter Arbeit in der Kreativindustrie ein Mosaik aus verschiedenen Lebens- und Arbeitskonzepten, die eine analytische Aufteilung zwischen Arbeit und Leben unmöglich machen. Ein wichtiger Aspekt dieser entgrenzten Arbeit ist das Management der Emotionen von Geschäftspartner\*innen und Kund\*innen: Huber beschreibt beispielsweise, wie ein Mitarbeiter dafür eingesetzt wird, Freundschaften mit Kund\*innen zu schließen, etwa durch Essen oder Spaziergänge außerhalb der offiziellen Zusammenarbeit und Gespräche, die über das Geschäftliche hinausgehen (2013, 221 – 226). Hier spielt also auch deutlich mehr als fachliche Kompetenz eine Rolle: Um die Kund\*innen ans Unternehmen zu binden und zufrieden zu halten, wird auf verschiedene Weisen Vertrauen hergestellt und werden Dienstleister\*innen nicht nur als Bereitsteller\*innen von Arbeitskraft, sondern als vollständige Menschen gefordert, mit Fähigkeiten, die eher der Lebens- als der Arbeitswelt zuzuordnen sind.

Auch wenn sich Auftraggebende und Crowdworker\*innen in der Regel nie physisch begegnen, sollte dieser emotionale Aspekt der Zusammenarbeit nicht vernachlässigt werden. Neu ist hier jedoch die Frage, in welcher Form ein Gefühl von Nähe und Vertrauen erzeugt werden kann, wenn ein gemeinsamer Spaziergang oder ein Geschäftsessen nicht infrage kommen. Crowdworker\*innen steht nur die Benutzungs-Oberfläche der jeweiligen Online-Plattform zur Verfügung, um sich als sympathisch und vertrauenswürdig zu präsentieren. Sie vermitteln Auftraggebenden ein Gefühl für Vertrauen, indem sie versuchen, immer ansprechbar zu sein und schnell auf Nachrichten zu antworten.

Die Entwicklung einer Online-Präsenz, auch als *Self-Branding* bezeichnet, setzt außerdem voraus, sich in andere hineinzuversetzen und zu antizipieren, auf welche Attribute potenzielle Auftraggebende positiv reagieren könnten.<sup>4</sup> Moore umschreibt dieses Phänomen als »imperative to perform in new ways to become ›hire-able« (2018, 15). Dazu zählen auch Verweise auf das eigene Portfolio, auf Zertifikate und Abschlüsse; darüber hinaus geht es aber darum, sich im Umfeld der Plattform ein Gesicht zu geben und greifbar zu werden. Gerber und Krzywdzinski schreiben dazu:

»Erfolg erfordert nicht nur gute Arbeitsleistung, sondern auch eine unternehmerische Selbstvermarktung. Das Profil der Crowdworker wird von den Plattformen zum

persönlichen Portfolio aufgewertet: Die individuelle Sichtbarkeit und das Herausstechen aus der Community verbessert die Chancen, für ein Projekt ausgewählt zu werden oder einen Wettbewerb zu gewinnen« (2019, 40).

Einige meiner Interviewpartner\*innen wechseln beispielsweise regelmäßig ihre Profilbeschreibung und hoffen, so mehr Besucher\*innen auf ihr Profil zu lenken. Andere versuchen, sich über den Aufstieg im Ranking der Plattform Zugang zu exklusiven Job-Angeboten zu verschaffen oder arbeiten darauf hin, auf dem Blog der Plattform vorgestellt zu werden und dadurch aus der Masse an Angeboten herauszustechen. Dabei bleiben ihnen viele Mechanismen verborgen: Oft ist für die Crowdworker\*innen nicht ersichtlich, was sie tun müssen, um in ein höheres Level aufzusteigen und sie müssen verschiedene Strategien ausprobieren. Dazu gehört auch, im *Community*-Forum der Plattform aktiv zu sein oder besonders schnell auf Nachrichten zu reagieren.

Dieser Eindruck steht Perspektiven entgegen, die in der Digitalisierung eine Entwicklung zu neutraleren, mehr auf handfesten Kriterien beruhenden Arbeitsbeziehungen sehen; vielmehr verlangt dieser Kontext nach neuen Formen emotionaler Arbeit. Zusätzlich dazu, dass sich Crowdworker\*innen in potenzielle Auftraggebende hineinversetzen müssen, erfordert der Aufbau einer eigenen Arbeits-Identität in einem solch entgrenzten Kontext weitere emotionale Arbeit in Form von »Identity Work« (Petriglieri u. a. 2018). Mit einem physischen Betrieb oder dem direkten Austausch mit Kolleg\*innen fällt auch ein Fixpunkt für Identifikation weg und Arbeitende, die komplett oder zu einem großen Teil online arbeiten, sind stärker auf sich selbst zurückgeworfen. Die meisten Crowdworker\*innen, mit denen ich gesprochen habe, haben kein Büro, sondern arbeiten von zu Hause aus. Während einige gerade diese Flexibilität schätzen, berichten viele von den Herausforderungen, die Selbstorganisation und fehlende Kontakte mit sich bringen. Sie schaffen sich selbst Strukturen, indem sie sich zum Beispiel selbst einen strengen Tages- oder Wochenplan auferlegen oder sich einen Arbeitsplatz in einem Coworking Space einrichten.

### Globale Verteilung von Crowdwork über emotionale Arbeit verstehen

Ich gehe davon aus, dass die zu Beginn dieses Beitrags beschriebene Ungleichheit in der globalen Verteilung von Crowdwork ebenfalls durch die Perspektive emotionaler Arbeit betrachtet werden kann. Der Schlüssel dazu ist wiederum die Herstellung von Vertrauen. Was Auftraggebende Crowdworker\*innen zutrauen, hängt auch mit deren Herkunftsland zusammen: Gerber und Krzywdzinski sehen hier Parallelen zur *Callcenter*-Industrie, in der es ebenfalls nötig ist, »kulturell-sprachliches Wissen« (2019, 37) zu erlernen, um in einem von Nordamerika und Westeuropa als Herkunftsländer von Auftraggebenden geprägten Arbeitsmarkt zu bestehen. Um den Einfluss des Herkunftslandes auf die Chancen von Crowdworker\*innen zu verringern, helfen auch handfeste Hinweise: Informationen zu Berufserfahrung oder Kenntnisse in bestimmten Bereichen erhöhen die Wahrscheinlichkeit, ausgewählt zu werden und können auch Vorurteile aufgrund der Herkunft der Crowdworker\*innen zumindest teilweise ausgleichen (Agrawal u. a. 2013). Darüber hinaus hat der Ökonom Roy Mill (2011) festgestellt, dass die individuelle Reputation von Crowdworker\*innen den Einfluss des Bildes, das Auftraggebende von deren Herkunftsland haben, verringert. Doch wie bauen Crowdworker\*innen diese individuelle Reputation auf?

Um diese kulturellen Codes zu erfassen und anzuwenden, ist wiederum emotionale Arbeit nötig; ein hilfreiches Konzept hierfür sind *feeling rules* (Hochschild 1979). Sie umfassen die kulturelle Komponente emotionaler Arbeit: Regeln, mithilfe derer Emotionen

bestimmten sozialen Kontexten zugeordnet werden. Koch (2013) plädiert dafür, *feeling rules* als Perspektive für die Arbeitskulturenforschung zu nutzen und weiterzuentwickeln, um Arbeitsregime besser zu verstehen. Hochschild (1979) bezieht das Konzept auf das Management der eigenen Emotionen, also etwa die Erwartung, bei einer Beerdigung traurig und bei einer Party fröhlich zu sein. Für die Anwendung im Kontext von Crowdwork ist es sinnvoll, den Begriff darauf auszuweiten, dass strategisch Emotionen beim Gegenüber geweckt werden, etwa durch das richtige Maß an Verbindlichkeit und Professionalität.

Meine Exploration von Crowdwork-Plattformen aus dem Design-Bereich hat gezeigt, dass häufig Reibungspunkte zwischen Auftraggebenden und Crowdworker\*innen aus verschiedenen Regionen entstehen, wenn unterschiedliche *feeling rules* gepaart mit unterschiedlichen sprachlichen Voraussetzungen aufeinandertreffen. Ein Beispiel dafür findet sich im *Community*-Forum für angemeldete Nutzer\*innen einer großen, international agierenden Crowdwork-Plattform. Eine britische Crowdworker\*in kommentiert hier in einem Beitragsstrang, der sich mit der Kommunikationsfähigkeit auf Englisch beschäftigt, süd-asiatische Mitglieder der Plattform folgendermaßen:

»Those of you who use ›dear‹, and you're most likely from the Indian subcontinent. This is a cultural thing that nobody else does. You sound weird and creepy when you do it. I know you're trying to show respect, but that is not how it seems in English. Don't do it (this is incredibly difficult to explain since I don't fully understand it – if an Indian would like to help out that would be great!) Aside from improving your English and working within the limitations of your current English, you need to know the cultural practices of global business – right now, that's US business.«<sup>5</sup>

Hier werden Sprachkenntnisse mit der Kenntnis kultureller Praktiken des Gegenübers verquickt; zusätzlich macht dieses Zitat deutlich, dass hier nicht einfach verschiedene Vorstellungen aufeinandertreffen, sondern ein Anpassungsdruck vor allem auf Seiten derer besteht, deren kulturelle Praktiken sich von den in den USA gebräuchlichen unterscheiden.

Speziell für Crowdwork ist das zum einen relevant, weil die Infrastruktur digitaler Plattformen Möglichkeiten bietet, über nationale Grenzen hinweg zusammenzuarbeiten, die es so vorher nicht gab. Zum anderen müssen *feeling rules* in digitalen Arbeitsumgebungen neu ausgehandelt werden. Die Interaktion in digitalen Räumen bietet ganz neue Möglichkeiten, das eigene Bild zu modifizieren und eine erfolversprechende Identität zu kreieren. Gleichzeitig agieren die Crowdworker\*innen in einem Kontext doppelter Unsicherheit: Sie müssen zum einen antizipieren, was auf Auftraggeber\*innen einen guten Eindruck macht, zum anderen sind sie konfrontiert mit den Mechanismen der Plattform, die etwa ihre Sichtbarkeit beeinflussen.

## Fazit und Ausblick

Ich habe in meinem Beitrag argumentiert, dass verschiedene Formen von Crowdwork getrennt voneinander betrachtet werden sollten, um ihre jeweiligen Besonderheiten präziser herauszuarbeiten. Mit einem Fokus auf Makroaufgaben habe ich Crowdwork als subjektivierte Praxis eingeordnet, in der Arbeitende emotionale Arbeit leisten, um sich Auftraggebenden als kompetent zu präsentieren und Vertrauen zu erwecken. Um die globale Zusammenarbeit über Online-Plattformen besser zu verstehen, habe ich mich Hochschilds Begriff der *feeling rules* bedient und ihn um das Management der Emotionen anderer sowie die

Interaktion mit der Online-Plattform selbst erweitert. Mit der Erforschung von Arbeitspraktiken kann die Kulturanthropologie einen wichtigen Beitrag zur Forschung über Crowdwork-Plattformen liefern, welche bislang stark aus ökonomischen und positivistischen Perspektiven betrachtet werden. Dazu bedarf es ethnografischer Studien, die Prozesse des Self-Branding und die Interaktionen zwischen Auftraggebenden, Crowdworker\*innen und Online-Plattformen eingehender betrachten. Um Crowdwork als eine relationale Praxis zu erfassen, die physische sowie virtuelle Elemente beinhaltet, müssen Methoden weiterentwickelt werden. Ansätze dazu gibt es bereits im Bereich der digitalen Ethnografie (Hine 2015; Pink u. a. 2016).

Ein weiterer wichtiger Aspekt, der jedoch den Rahmen dieses Beitrags gesprengt hätte, ist die Rolle von Online-Plattformen für die Arbeitskulturen von Crowdwork. Plattform-Betreibende geben Möglichkeiten zur Benutzung vor und rahmen Interaktionen etwa durch Geschäftsbedingungen, Algorithmen und die Gestaltung von Benutzungsoberflächen. Crowdworker\*innen sind diesen Rahmungen jedoch nicht einfach ausgeliefert, sondern tragen durch ihre Nutzungspraktiken zur Gestaltung der Plattform bei: Sie können Lücken in den Vorgaben der Plattform ausnutzen, Spielräume ausweiten und – wenn sie mit den Bedingungen nicht einverstanden sind – zu einer anderen Plattform wechseln. Um dieses Zusammenspiel zu erforschen, kann zusätzlich zur digitalen Ethnografie auch die Ethnografie von Infrastrukturen (Star 1999; vgl. auch Koch 2017, Niewöhner 2015) fruchtbar gemacht werden.

## Endnoten

- 1 Um die persönlichen Daten meiner Informand\*innen zu schützen, habe ich ihnen im Text Pseudonyme gegeben.
- 2 Das Landesarbeitsgericht München lehnte am 4. Dezember 2019 die Klage eines Crowdworkers ab, welcher für sich den Status eines Arbeitnehmers gefordert hatte. Die Gewerkschaft IG Metall kündigte jedoch an, möglicherweise beim Bundesarbeitsgericht Berufung gegen dieses Urteil einzu legen – der Status von Crowdworker\*innen ist also noch Gegenstand von Aushandlungsprozessen (vgl. Legal Tribune Online, 2019).
- 3 Gerade beim Blick auf global verteilte Crowdwork ist zu bedenken, dass das fordistische Modell der Normalarbeit geografisch und historisch betrachtet eher eine Ausnahme als die Norm darstellt (vgl. Roth 2006). Wenn von einer ursprünglichen klaren Trennung von Arbeit und Leben die Rede ist, werden dadurch all die, oft von Frauen übernommenen, reproduktiven Formen von Arbeit, die die 40-Stunden-Arbeitswoche erst ermöglichen, unsichtbar gemacht. An dieser Nicht-Anerkennung reproduktiver Arbeit setzt auch die feministische Kritik an Konzepten wie dem Arbeitskraftunternehmer (Voß 1998) an (Huber 2006, 127). Diese Kritik ist auch ein Grund, sich von dem Fokus auf die Prekarisierung von Arbeit durch Crowdwork stärker zu lösen: Als Referenzfolie dient auch hier ein fordistisches Arbeitsmodell und allzu leicht gerät aus dem Blick, dass die Arbeitsverhältnisse, die als orientierendes Vorher dienen, stets nur für eine eingeschränkte Gruppe von Menschen auf der Grundlage der Prekarität anderer möglich waren.
- 4 Diese Perspektive ist anschlussfähig an den Vorschlag verschiedener Autor\*innen, den Aufbau und die Pflege eines Online-Profiles als unbezahlte Arbeit zu begreifen (vgl. etwa Flisfeder 2015; Hearn 2010; Terranova 2000; van Doorn 2014).
- 5 Ausschnitt aus einem Forumsbeitrag einer der untersuchten Plattformen.

## Literatur

Agrawal, Ajay u. a. (2013): Does Information Help or Hinder Job Applicants from Less Developed Countries in Online Markets? Cambridge.

- Altenried, Moritz (2017): Die Plattform als Fabrik. In: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 47/187, 175 – 192.
- Aneesh, Aneesh (2009): Global Labor. Algoratic Modes of Organization. In: Sociological Theory 27/4, 347 – 370.
- Beerepoot, Niels/Bart Lambregts (2015): Competition in online job marketplaces: towards a global labour market for outsourcing services? In: Global Networks 15/2, 236 – 255.
- Flisfeder, Matthew (2015): The Entrepreneurial Subject and the Objectivization of the Self in Social Media. In: South Atlantic Quarterly 114/3, 553 – 570.
- Friedman, Gerald (2014): Workers without employers: shadow corporations and the rise of the gig economy. In: Review of Keynesian Economics 2/2, 171 – 188.
- Gerber, Christine/Martin Krzywdzinski (2017): Schöne neue Arbeitswelt? Durch Crowdworking werden Aufgaben global verteilt. In: WZB-Mitteilungen 155, 6 – 9.
- Dies. (2019): Entgrenzung in der digitalen Onlinearbeit am Beispiel von Crowdwork. In: Hans Hanau/Wenzel Matiaske (Hg.): Entgrenzung von Arbeitsverhältnissen. Baden-Baden, 25 – 47.
- Graham, Mark u. a. (2017a): Digital labour and development: impacts of global digital labour platforms and the gig economy on worker livelihoods. In: Transfer 23/2, 135 – 162.
- Graham, Mark u. a. (2017b): The Risks and Rewards of Online Gig Work At The Global Margins. Oxford.
- Graham, Mark/Mohammad Amir Anwar (2018): Digital Labour. In: James Ash u. a. (Hg.): Digital Geographies. London, 177 – 187.
- Hearn, Alison (2010): Structuring feeling: Web 2.0, online ranking and rating, and the digital ›reputation economy. In: ephemera 10/3/4, 421 – 438.
- Hine, Christine (2015): Ethnography for the Internet. Embedded, Embodied and Everyday. London.
- Hochschild, Arlie Russel (1979): Emotion Work, Feeling Rules, and Social Structure. In: The American Journal of Sociology 85/3, 551 – 575.
- Dies. (1985): The managed heart. Commercialization of human feeling. Berkeley.
- Huber, Birgit (2006): Entgrenzung von Arbeit und Leben im Postfordismus und (Post-)Sozialismus. Subjektivierung als Ansatz für vergleichende Forschung. In: Klaus Roth (Hg.): Arbeitswelt – Lebenswelt. Facetten einer spannungsreichen Beziehung im östlichen Europa. Berlin, 121 – 140.
- Dies. (2013): Arbeiten in der Kreativindustrie. Eine multilokale Ethnografie der Entgrenzung von Arbeits- und Lebenswelt. Frankfurt a. M.
- Irani, Lilly (2013): The cultural work of microwork. In: New Media & Society 17/5, 720 – 739.
- Dies. (2015): Difference and Dependence among Digital Workers. The Case of Amazon Mechanical Turk. In: South Atlantic Quarterly 114/1, 225 – 234.
- Koch, Gertraud (2013): Feeling Rules. Unfound Treasures for the Study of Work Cultures. In: Gertraud Koch/Stefanie Everke Buchanan (Hg.): Pathways to Empathy. New Studies on Commodification, Emotional Labor, and Time Binds. Frankfurt a. M., 123 – 140.
- Dies. (2017): Ethnografie digitaler Infrastrukturen. In: Dies. (Hg.): Digitalisierung. Theorien und Konzepte für die empirische Kulturwissenschaft. Konstanz, 107 – 124.
- Legal Tribune Online (2019): Crowdworker sind keine Arbeitnehmer. LAG München zur Arbeit 4.0, 4.12.2019.
- Lehdonvirta, Vili (2016): Algorithms That Divide and Unite: Delocalization, Identity, and Collective Action in ›Microwork‹. In: Jörg Flecker (Hg.): Space, Place and Global Digital Work. London, 53 – 80.
- Lehdonvirta, Vili u. a. (2018): The Global Platform Economy. A New Offshoring Institution Enabling Emerging-Economy Microproviders. In: Journal of Management 84, 567 – 599.
- Light, Ben u. a. (2017): The walkthrough method. An approach to the study of apps. In: New Media & Society 20/3, 881 – 900.
- Mill, Roy (2011): Hiring and Learning in Online Global Labor Markets. In: NET Institute Working Paper, 11 – 17.
- Moore, Phoebe V. (2018): The Quantified Self in Precarity. Work, Technology and What Counts. London/New York.
- Moore, Phoebe V./Andrew Robinson (2016): The quantified self. What counts in the neoliberal workplace. In: New Media & Society 18/11, 2774 – 2792.
- Niewöhner, Jörg (2015): Anthropology of Infrastructures of Society. In: James D. Wright (Hg.): International Encyclopedia of the Social & Behavioural Sciences. Amsterdam, 119 – 125.
- Petriglieri, Gianpiero u. a. (2018): Agony and Ecstasy in the Gig Economy. Cultivating Holding Environments for Precarious and Personalized Work Identities. In: Administrative Science Quarterly 14/1, 124 – 170.
- Pink, Sarah u. a. (2016): Digital Ethnography. Principles and Practice. Los Angeles u. a.
- Roth, Klaus (Hg.) (2006): Arbeitswelt – Lebenswelt. Facetten einer spannungsreichen Beziehung im östlichen Europa. Berlin.

- Scholz, Trebor (2016): *Platform Cooperativism. Challenging the Corporate Sharing Economy*. New York.
- Star, Susan Leigh (1999): The Ethnography of Infrastructure. In: *American Behavioral Scientist* 43/3, 377 – 391.
- Terranova, Tiziana (2000): Free Labor. Producing Culture for the Digital Economy. In: *Social Text* 18/2, 33 – 58.
- Van Dijck, José u. a. (2018): *The platform society. Public values in a connective world*. New York.
- Van Doorn, Niels (2014): The Neoliberal Subject of Value: Measuring Human Capital in Information Economies. In: *Cultural Politics* 10/3, 354 – 375.
- Ders. (2017): Platform labor: on the gendered and racialized exploitation of low-income service work in the ›on-demand‹ economy. In: *Information, Communication & Society* 20/6, 898 – 914.
- Ders. (2018): Late for a job in the gig economy? Handy will dock your pay. In: *Quartz at Work*, 3.10.2018.
- Voß, G. Günter (1998): Die Entgrenzung von Arbeit und Arbeitskraft. In: *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung* 31/3, 473 – 487.



# Arbeitswelten der Digitalisierung. Zu den Potentialen prozessorientierter Ethnografie an einem Beispiel zur *user\*innen participation*

Tilo Grenz

---

## Von den Effekten zu den Zeiten des (Außer)Alltäglichen der Digitalisierung

Ethnografische Erkundungen weitestgehend unbekannter Welten der eigenen Kultur(en) lassen sich nur selten, eher nie, kanonisierten Regelschritten oder ›Rezepten‹ unterwerfen. Umso wichtiger ist es, methodologische und theoretische Ausgangspunkte und Vorüberlegungen der Forschung transparent zu machen (Meinefeld 2004; Kelle 2014; Eisewicht/Grenz 2018) und hinsichtlich ihrer gegenwarts- und gegenstandsadäquaten Passung zu reflektieren. Seit einiger Zeit und aus unterschiedlichen Forschungsinteressen heraus sind Organisationen und dabei vor allem Unternehmen als beforschenswerte Welten der eigenen Kultur, mehr noch: als ethnografisch zu erkundende »Vergesellschaftungszentren« (Meyer/Scheffer 2011) entdeckt worden.

Entgegen dem verbreiteten Narrativ, dass Felder ›digitaler Arbeit‹ gleichsam parallel zur ›vernetzten‹ Arbeitsverteilung weitestgehend offen zugänglich sind, erweisen sich gegenwärtige Unternehmen, die auf verschiedenen, miteinander verflochtenen Projektarbeitsteams, (Außen)Stellen, heterogenen Expertisen und Kommunikationsprozessen basieren, als symptomatisch verschlossene und in ihrer Ausrichtung dynamische Felder. Verschlossenheit und Dynamik stellen für die Ethnografie und Soziologie der Arbeit keine neuen Phänomene dar. Dieser Beitrag folgt der Annahme, dass gegenwärtige Wissensdynamiken, die aus der betrieblichen Orientierung an Digitalisierungsstrategien entstehen, bekannte methodisch-methodologische Herausforderungen besonders hervortreten lassen. Neben bekannten Herausforderungen des Feld- beziehungsweise Wissenszugangs, die bei Organisationen in Transitionsphasen virulent werden, betrifft das insbesondere die symptomatisch verkürzte ›Lebensdauer‹ gültigen Wissens und damit die »Revisibilität« (grundlegend Holzer 2006, 64) von Entscheidungen und Zielen. Nicht das Ergebnis, sondern der Prozess, in dem Digitalisierung erhandelt wird, rückt damit ins Zentrum der empirischen Erforschung zur Digitalisierung von Arbeit. Ausgehend von der Perspektive sozialer Welten, die permanent reproduziert und verändert werden (Strauss 1993; Soeffner/Zifonun 2008) und mit Blick auf Entwicklungen auf dem Gebiet der Neuen historischen Soziologie (Sewell 1996; Sewell 2005), soll deshalb hier von digitalisierenden *Arbeitswelten* die Rede sein. Damit verbindet sich, wie zu zeigen sein wird, eine konsequente Prozessorientierung der Forschung.

›Digitalisierung der Arbeit‹ geht in mehrfacher Weise von der Existenz, Ausweitung und Eingriffsqualität neuer Technologien aus (siehe insbesondere den hervorragenden Überblick bei Hirsch-Kreinsen 2015), fragt nach neuen Formen der sukzessive ortsentbundenen (Team)Arbeit (Flecker u. a. 2017) beziehungsweise diskutiert die partielle Substi-

tution altbekannter Formen der betrieblichen Beschäftigung (Kirchner 2015; für einen Überblick Flecker u. a. 2017, 381). Im Anschluss an die wichtigen Akzentuierungen, die in dieser Ausgabe vorgenommen werden, konzentriert sich dieser Beitrag auf die allzu oft vorausgesetzten oder ignorierten Kontexte, Entstehungs- und Entfaltungsdynamiken von Digitalisierung und betont die ordnungsstiftende Qualität von *struggles*, von denen Digitalisierungsprozesse symptomatisch begleitet werden. Dieser Fokus setzt voraus, was für die ethnografische Forschung wesentlich ist – nämlich nach dem Feldzugang beziehungsweise nach typischen Zugangsproblemen zu verschlossenen Feldern zu fragen. Nachdem diese Zusammenhänge dargelegt wurden, wird schließlich anhand eines empirischen Beispiels zur organisationalen Strategie der *user\*innen participation* gezeigt, dass und inwiefern eine systematische Verzeitlichung des Feldes symptomatische Dynamiken digitalisierender Arbeitswelten zutage fördern kann. Im Sinne der zu Beginn beschriebenen Notwendigkeit, dass es heute wichtiger denn je ist, methodologische Kernannahmen und korrespondierende Hintergrundtheorien herzuleiten und offenzulegen, folgt darauf eine programmatische Darstellung zu Zeit und Verzeitlichung als methodologische Perspektive. Eine abschließende Reflektion pointiert die vorgetragenen Einsichten zu einer prozessorientierten Ethnografie digitalisierender Arbeitswelten.

## Digitalisierung und verschlossene Felder

Dieser Beitrag ist von der Beobachtung solcher (Arbeits)Dynamiken in einem Unternehmen im Fitnessbereich inspiriert,<sup>1</sup> die infolge einer aufgenommenen Digitalisierungsstrategie entstanden und sowohl das ›Kernprodukt‹ als auch die beteiligten Expertisen und (Teil)Arbeitsleistungen betrafen (hierzu und im Folgenden: Grenz 2017; Pfadenhauer/Grenz 2012; Grenz 2014; Grenz/Don 2014). Heuristisch und empirisch lag der Fokus auf dem Ineinandergreifen von Medienwandel und dem Kulturwandel des Fitnessstrebens. Dieser Kulturwandel wurde im Kontext konkreter Arbeitskulturen eines Unternehmens sukzessive erhandelt und an einem digitalen Angebot, einer Onlineplattform und später einer mobilen App, sichtbar. Angesiedelt an dieser komplexen Schnittstelle von Technik und pluralen Kulturen stellt diese Forschung einen Beitrag zur internationalen Mediatisierungsforschung dar (für einen Überblick: Adolf 2017). Versteht man Digitalisierung allgemein als »the structuring of many and diverse domains of social life around digital communication and media infrastructures« (Brennen/Kreiss 2016, 560) beziehungsweise als »Prozess des sozio-ökonomischen Wandels [...], der durch Einführung digitaler Technologien, darauf aufbauender Anwendungssysteme und vor allem ihrer Vernetzung angestoßen wird« (Hirsch-Kreinsen 2015, 4), so verbindet die beschriebene Forschung organisationale Arbeitskulturen und Digitalisierung (dazu auch Grenz/Pfadenhauer 2017). Im konkreten Fall bestand die Digitalisierungsstrategie des Unternehmens darin, das seinerzeit dominierende ›Studio-Training‹, das an diversen Fitnessgeräten und unter vergleichsweise geringem Betreuungsaufwand durch geschultes Personal erfolgte, um – zunächst – eine ›Online Community‹, später dann, um ein komplexes Werkzeug des individuellen Trainings- und Ernährungsmanagements zu ergänzen. Ethnografisch stellte sich der Fall als regelrechter ›Glücksgriff‹ heraus, weil damit einerseits vielfältige Entscheidungen und auch Konflikte beteiligter Personen frühzeitig begleitet werden konnten, andererseits Digitalisierung aus der Perspektive derjenigen »Macher« (Grenz 2017, 80–81) in den ethnografischen Blick geriet, welche Digitalisierung durch etwaige Vorstellungen imaginierten, notwendige Etappenziele, wie zum Beispiel die Akquise sogenannter ›Fitness-Experten‹, in Teams umsetzten und auch softwaretechnisch implementierten.

Die ethnografische Erkundung dergestalt transitiver Felder (und entsprechender *sites*, vgl. Scheffer/Meyer 2011) ist – so meine Erkenntnis aus verschiedenen empirischen Forschungszusammenhängen – in besonderem Maße mit der Herausforderung des Feldzugangs konfrontiert. Es hat zunächst einen naheliegenden Grund, warum nur wenige sozialwissenschaftliche Studien vorliegen, die auf der längeren Präsenz von Forschenden in Wirtschaftsunternehmen basieren und nicht ausschließlich auf Interviewforschung, sondern auf teilnehmende Beobachtung, sprich auf Innensicht setzen: weil nämlich »diese Gruppen offensichtlich die Macht haben, den Sozialforscher\*innen den Zugang zu ›ihrem‹ Feld entschieden und nachhaltig zu verwehren« (Reichert 2005, 228). Unzugängliche Manager\*innen oder unüberwindbare Zwischeninstanzen, wie abriegelnde Kontaktpersonen in Abteilungen der Öffentlichkeitsarbeit, können sich als regelrechte »Forschungsverhinderer« (Wolff 2007, 339) erweisen.

Die Zugangsprobleme, die im Folgenden unterschieden werden und wesentlich auf die Felderfahrungen aus der genannten Organisationsethnografie zurückgehen, sind insofern symptomatisch für die Digitalisierung von Arbeit, als sie einem bestimmten zeitlichen Kontext entspringen. Als Antwort auf die von Scheffer (2010, 37) hervorgehobene Frage nach dem »when is the field«, handelt es sich hier wie auch bei vielen – keineswegs nur ›jungen‹ – Unternehmen um solche, die sich in Transition(en) befinden. Neil Fligstein (2002, 78), der am Beispiel von Entrepreneuren\*innen Überlegungen zur Entstehung organisationaler Felder präsentiert, unterscheidet zum Beispiel schematisch Stufen der ›Reifung‹ von Feldern: Gerade die Anfangsphase sei dadurch gekennzeichnet, dass noch keine geteilten Rollendefinitionen und ebenso wenig akzeptierte *sets* der Beziehung beziehungsweise des Miteinanders existieren. Über die Zeit verfestigten sich Ideen und Normen bezüglich der Grenzen von Sozialformationen. Auch in bereits ›reifen‹ Feldern wie etablierten Unternehmen, die auf die Digitalisierung von Produkten, Leistungen und Arbeitsprozessen setzen, sind vielfältige Unsicherheiten und Ambivalenzen für die alltägliche Arbeit zu verzeichnen. Diese alltäglichen Ambivalenzen, mit denen Improvisationen, unstete Verfahrensweisen und somit ein symptomatisches »muddling through« (Mintzberg u. a. 2005, 148) einhergehen, stehen den identifizierten, eher ›zeitlosen‹ Auswirkungen und Struktureffekten ›digitalisierter Arbeit‹ gegenüber (Hirsch-Kreinsen 2015, 5).<sup>2</sup> Umso wichtiger ist die folgende Unterscheidung: Während »Digitalisierung von Arbeit« auf den »Prozess der Veränderung bereits bestehender Arbeit durch digitale Technologien und all der damit einhergehenden Folgen und Nebenfolgen« abstellt, meint »digitale Arbeit [...] das Ergebnis dieses Prozesses [, das heißt] einen ›Ist-Zustand‹ unter den digitalen Rahmenbedingungen« (Hoose 2018, 3–4). Dieser Beitrag folgt ersterer Grundlegung.

Folgend sind es die – oftmals von Kontroversen begleiteten – Transitionen,<sup>3</sup> das heißt die sich in einem Zeitverlauf entfaltenden Teilprozesse digitalisierender Organisationen, für die die Ethnografie besondere Einsichten zutage fördern kann. Denn darin erst zeigen sich Vorgänge – und auch Grenzen – wie etwa der Adaption informations- und kommunikationstechnischer Neuerungen, Vermittlungen ›alter‹ und ›neuer‹ Arbeitsrollen und das praktische Erhandeln imaginierten Zukünfte. Ambivalenz und die permanente Bearbeitung neuer Probleme heben allerdings typischerweise die Feldzugangsbarrieren für interessierte Organisationsethnograf\*innen erheblich an. Denn seitens der Unternehmen stehen keine zusätzlichen Ressourcen für die Betreuung von Forscher\*innen zur Verfügung und Ansprechpartner\*innen, die von Unternehmensseite als wesentliche Instanzen der Forscher\*innenkontrolle abgestellt werden, sind selten verfügbar. Transitionsphasen gehen für Ethnograf\*innen also in besonderem Maße mit gesteigerten Problemen des Zugangs und des anhaltenden Zugangsmanagements einher. Sechs solcher Probleme sollen hier hervorgehoben werden:

*Selbsterläuterungszwänge und erfundene Benefits:* Bevor der erste Schritt in die *headquarters*, in die abgekapselten Büro- und Besprechungsräume, getan wird, ist von Forschenden verlangt, dass diese zumindest gegenüber Inhaber\*innen, Manager\*innen und Geschäftsleiter\*innen ihre Unterfangen möglichst präzise erläutern und den Nutzen ihrer Forschung für die Beforschten deutlich machen. Verbindliche schriftliche Vereinbarungen in Form sogenannter Vertrauens- oder Verschwiegenheitserklärungen fundieren die folgende Zeit. Im Unterschied zur notwendigen Offenheit früher Forschungsphasen ist es hier also erforderlich, zumindest eine vage Vorstellung oder eine gewisse »Story« gegenüber den Geschäfts- oder Teamleiter\*innen zu artikulieren (Bachmann 2002, 330), die entgegen explorativen Prinzipien von den Forschenden einigermaßen glaubwürdig aufrechterhalten werden muss.

*Unverbindliche Zugeständnisse:* Sowohl offizielle als auch informelle Vereinbarungen, in deren Rahmen etwa der Zugriff auf interne Dokumente, flexible Anwesenheit und Besuche, Bewegungsfreiräume, aber auch die generelle Gesprächsbereitschaft sowohl von Entscheidungsträger\*innen als auch Mitarbeitenden zugestanden werden, können sich als hochgradig fragil erweisen. Forschungspartner\*innen im Unternehmen, mit denen solcherlei Abmachungen getroffen werden, können sich sprichwörtlich ›von heute auf morgen‹ umentscheiden, offerierte Zugänge zu Archiven wieder begrenzen oder ganz versagen, Besuchsanfragen immer wieder vertagen oder das Feld bei unangekündigten Besuchen regelrecht versiegeln. Die – keineswegs neue – innerbetriebliche Nutzung von Digitalarchiven, etwaigen Datenbanken und Kommunikationskanälen (zum Beispiel Mailinglisten, siehe dazu auch Kirchner 2015) verstärkt dieses Problem. Einerseits stehen damit reichhaltige Materialien zur Durchsicht und Analyse zur Verfügung, andererseits sind diese Medien in aller Regel Arbeitsressource und insofern nicht auf potentiell heikle Informationen hin kontrolliert.

*Verborgene Protektivstrategien:* Schöpft man anfangs getroffene Vereinbarungen aus beziehungsweise macht Gebrauch von zugestandenen Freiheiten im Unternehmen, so kann dies dennoch innerhalb des Unternehmens als Grenzüberschreitung interpretiert werden und in für Forschende erst später – oder gar nicht – als solche erkennbaren Protektivstrategien münden. Eine solche Strategie besteht darin, dass Führungspersonen ganze Teams auf der Hinterbühne nachträglich darauf einstellen, Materialien und Informationen zu verschweigen, erst nach Rücksprache mit Vorgesetzten, oder aber gar nicht, herauszugeben. In der Folge kann sich, insbesondere in Situationen allgemeiner Anwesenheit, eine generelle Unsicherheitsstimmung – bis hin zur Blockade-Haltung – der Mitarbeiter\*innen einstellen, etwa in Hinblick darauf, ob und was sie anwesenden Forscher\*innen überhaupt erzählen beziehungsweise anvertrauen dürfen (Grenz/Don 2014).

*Wechselnde Gatekeeper:* *Gatekeeper* sind nicht nur, aber insbesondere in ansonsten verschlossenen Unternehmenswelten eine unverzichtbare Ressource. Mit ihnen werden Vereinbarungen nicht nur formalisiert, sprich schriftlich fixiert, sondern zum großen Teil auch informell, das heißt in Gesprächen be- und verhandelt. Diese besondere Beziehung hat aber eine Kehrseite, denn die mit ihr verbundenen Zugangsmöglichkeiten sind dann an diese Personen gebunden und können, wenn diese aus dem Unternehmen – aus welchen Gründen auch immer – ausscheiden, von Personen, die an ihre Stelle treten, erneut hinterfragt werden. Dass auch neue Zuständige einen gewissen Willen zur Erinnerung an alte Vereinbarungen entwickeln, ist vor allem vom Status des ehemaligen *gatekeepers* und dem Vertrauen abhängig, das ihm im Feld noch entgegengebracht wird.

*Aufkommende Konservierungshürden:* Bestenfalls gelingt es Forschenden im Feld, unterschiedliche Personen zu Gesprächen sowie – was meistens der Fall ist – zu Feldgesprä-

chen zwischen Tür und Angel zu bewegen. Und bestenfalls kann man von Gesprächspartner\*innen, etwa durch Hinweise auf die Anonymität und die eigene Vertrauenswürdigkeit, das ›Okay‹ für die Aufzeichnung dieser Gespräche erhalten. Weil aber Leiter\*innen, Vorgesetzte oder Mitarbeiter\*innen davon ausgehen, dass auch »gefährliches Wissen« (Eisewicht u. a. 2015, 250) zur Sprache kommen kann, kann es passieren, dass Gesprächspartner\*innen entgegen früherer Aufzeichnungserlaubnisse ihre Meinung ändern oder aber, weil sie die Aufzeichnung bei Folgegesprächen schon erwarten, grundlegend weniger gesprächsbereit sind. Deshalb muss die Notwendigkeit der Gesprächsaufzeichnung von Person zu Person und von Situation zu Situation sensibel abgewogen werden.

*Zersplitterung des Feldes und Planungsunsicherheiten:* Diese Schwierigkeiten, mit denen (Organisations)Ethnograf\*innen im Unternehmen rechnen müssen, können sich nochmals verschärfen: zum einen, wenn unter der Oberfläche etwaiger Teams unterschiedlichste Projekt- und Arbeitsgruppen, das heißt Zugehörigkeiten und Verbundenheiten bestehen, womit sich bekannterweise Organisationskulturen nicht als zusammenhängender Kosmos, sondern als eine Vielzahl in und für sich geschlossener Teilgruppen auf unterschiedlichen Hierarchieebenen erweisen; zum anderen, wenn Geschäftsmodelle und damit zumindest formal gemeinsame Zielstellungen nicht fixiert sind, sondern die Personen sich zum Produkt und zum tragfähigen Geschäft durch Experimentieren ohne einen erkennbaren Masterplan bewegen (Lindblom 1979; von Arx 2008). Dann kann etwa zum am besten gehüteten Geheimnis werden, dass ein belastbarer Langzeitplan noch gar nicht existiert.

### Komplementarität von Arbeitskultur und Digitalisierung – das Beispiel *user\*innen participation*

Der hier vertretene Ansatz, Digitalisierung von Arbeit aus einer ethnografischen Prozessperspektive zu rekonstruieren, hebt das Werden und, infolgedessen auch das Gewordensein konkreter Beschäftigungsformen, innerbetrieblicher Abläufe und Rollen sowie den Alltag des Arbeitens hervor. Damit geht einher, statt des retrospektiven »sense making« (Weick 1995) von Akteur\*innen das alltägliche, mithin chaotische Erhandeln von Ordnung zu fokussieren. Das wiederum impliziert eine besondere Sensibilität für Unstimmigkeiten, Brüche – hier insbesondere Strategiebrüche –, »endless negotiations« und damit insbesondere für die ordnungsstiftende Wirkung von Kontroversen, die ansonsten in der sozialwissenschaftlichen Forschung oftmals als residuale Phänomene ausgesondert werden (Venturini/Latour 2010, 4; Grenz/Kirschner 2018, 623).

Ein Beispiel aus der schon einleitend genannten Studie zur Mediatisierung von Fitness soll diese Akzentuierung verdeutlichen: So war seitens der Geschäftsleitung des beforschten Unternehmens für das neue Geschäftsmodell zunächst geplant, dass Nutzer\*innen Trainings- und Ernährungspläne mittels differenzierter digitaler *tools* eigenständig zusammenstellen. Die Pläne sollten im Verstande der seinerzeit verbreiteten Idee des *user\*innen generated content* automatisch anderen Nutzer\*innen zugänglich gemacht werden. Durch die Ermöglichung der selbsttätigen und selbstgerichteten Trainingsplanung sollte ein bestimmter Nutzer\*innen-Typus, der dort so bezeichnete »User Experte«<sup>4</sup> besonders adressiert werden: Nutzer\*innen sollten einen Trainingsplan dezidiert für sich selbst entwerfen. Dies setzt typischerweise die wiederholte praktische Umsetzung und Revision des konzipierten Trainingsplans, das heißt die schrittweise Erprobung in der eigenen körperlichen Trainingsaktivität voraus. Bei genauerer Betrachtung war mit der Bezeichnung des User Experten nicht die Vorstellung aktiver Konsument\*innen, Expert\*innen oder Spezialist\*innen verbun-

den. Zur Lösung je individueller Probleme sollte weder auf gesellschaftlich kodifiziertes, also institutionell anerkanntes oder gebilligtes Spezialwissen, noch auf ein bereichsspezifisches Überblickswissen rekurriert werden. Kernelement war das ausschließlich am eigenen Leibe entwickelte Erfahrungswissen. Damit deutete sich eine weitreichende Entgrenzung des ursprünglich direkt – *face-to-face* oder indirekt qua Medien und Technologien – vermittelten, dyadischen Verhältnisses von Expert\*innen und Lai\*innen an (zu diesem Entgrenzungsverständnis: Kratzer u. a. 2004). Denn: Wenn User Expert\*innen Problemlösungen dezidiert mit und an sich selbst sukzessive entwickeln und dabei nicht auf bereits fertige Lösungen rekurren sollen, werden sie zu Trainer\*in und Kund\*in in Personalunion. Diese Rollenkonzeption implizierte eine weitere, entscheidende Entgrenzungsidee: Denn Grundlage dieses und derartiger Geschäftsmodelle ist es, Konzepte der Kund\*innenintegration mit solchen Strategien zu kombinieren, die darauf abzielen, Nutzer\*innen nicht nur zum ›Mitmachen‹ – also zum Beispiel Eingaben vornehmen oder Features zu nutzen – zu bewegen (siehe bereits Hanekop/Wittke 2005), sondern zum aktiven Austausch beziehungsweise zur Vernetzung. Die typischen Adressat\*innen der eigenen Beiträge sind damit andere User\*innen. An anderer Stelle werden entsprechende Digitalisierungsstrategien, die auf der Verwertung nutzer\*innengenerierter Inhalte basieren, als Umorientierung von einem »willingness to pay« (wie können Kund\*innen zur Bezahlung für ein Produkt bewegt werden?) zu einem »willingness to participate« (Parent u. a. 2011) und somit als *user\*innen participation* beschrieben. Zwar kann sich ein dort so genanntes »continuous engagement« (ebd., 227) durch speziell dafür abgestellte Mitarbeiter\*innen wie zum Beispiel *community manager\*innen* als förderlich für die anhaltend aktive Nutzung eines Angebotes erweisen. Für die Lösung des Problems der aktiven Teilnahme besteht der entscheidende Punkt allerdings darin, dass Unternehmen, sprich das zuständige Personal, sich in zunehmendem Maße bis auf das Management unternehmensrelevanter Kern- beziehungsweise Steuerungsaktivitäten (siehe Parent u. a. 2011; Pfadenhauer/Grenz 2012) und das Unterbreiten thematischer Fokussierungen – zum Beispiel Fitness als *single issue* – zurückziehen. Somit, und sozusagen komplementär, wird Nutzer\*innen mittels entsprechenden Medienumgebungen ein (Interaktions)Raum für die aktive sowie beiläufige Hervorbringung wissensintensiver, professioneller und deshalb konkurrenzfähiger Leistungen bereitgestellt (Wittke/Hanekop 2011, 12).

Im beschriebenen Fall ereignete sich allerdings ein bemerkenswerter Strategiebruch, denn man nahm plötzlich Abstand von dieser seinerzeit innovativen und bereits in vielen Details über Jahre hinweg konzipierten, ausgearbeiteten und weitreichend umgesetzten Konzeption der Einbeziehung von Nutzer\*innen. Die zeitaufwendige Teilnahme am Feldgeschehen ermöglichte es, einerseits für den signifikanten Strategiewechsel einen konkreten Zeitraum und bestimmte Situationen des Umbruchs zu identifizieren, bei denen unter anderem spezifische ›Baustellen‹ in Entscheidungssituationen problematisiert wurden. Zudem ermöglichte es die anhaltende Partizipation im Feld, vorhergehende, miteinander verbundene Gründe für den massiven Strategiewechsel zu identifizieren. So drehten sich erhebliche Kontroversen um das praktische Verständnis und den Status der User Expert\*innen: Zum einen häuften sich Diskussionen zur Frage, wie es möglich wird, *user\*innen generated content* (Trainings- und Ernährungspläne) hinsichtlich bestimmter Qualitätsanforderungen zu kontrollieren – insbesondere mit Blick darauf, dass die digitalmedialen Mittel es gezielt ermöglichen sollten, dass User\*innen ihren individuellen Erfolgsplan teilen können sollten. Aktive User\*innen erhielten darüber den Status der *co-creator* beziehungsweise Mitarbeitenden und träten ›im Namen‹ des Unternehmens auf. Dies würde aber insbesondere dann Probleme erzeugen, wenn gesundheitsbedenkliche ›Erfolgspläne‹ geteilt würden. Zum anderen zeigte sich, dass User Expert\*innen in puncto ›Arbeitsqualität‹ und

›Arbeitsmotivation‹ ein bezeichnender Spielraum beziehungsweise eine signifikante Ambivalenz zugestanden würde. Dem stand allerdings eine Arbeits- und Unternehmenskultur gegenüber, die statt auf ›Vertrauen‹ auf ›Kontrolle‹ setzte. Das heißt, es fanden sich durchaus bekannte Elemente der Arbeitskontrolle, wie zum Beispiel Steuerungsgespräche, Versetzung bis hin zur Entlassung in nahezu allen Bereichen des Unternehmensalltags, während vergleichbare Möglichkeiten, sprich tragbare und tragfähige Strategien im Umgang mit User Expert\*innen nicht existierten. Denn mittels gewohnter *managerial sovereignty*, das heißt etwa durch das Löschen von *user profiles* oder durch Eingriffe in bedenkliche Darstellungen von User\*innen hätte man das Image des Unternehmens aufs Spiel gesetzt.

## Zeitperspektiven – Temporalisierung digitalisierender Arbeitswelten

Der präsentierte Einblick sollte die Produktivität eines Ansatzes verdeutlichen, der Digitalisierung als Prozess, der sich *in der Zeit* entfaltet, empirisch ernst nimmt (an einem anderen Fall Grenz/Kirschner 2018). Im Anschluss daran gilt es nun, die methodologischen Eckpunkte einer solchen Prozessperspektive auf die Digitalisierung von Arbeit vorzustellen.<sup>5</sup> Eine solche theoretische Rahmung soll ein Verständnis ermöglichen, das ›digitale Arbeit‹ mitsamt etwaiger Resultate weder lediglich als bereits abgeschlossenen ›Ist-Zustand,‹<sup>6</sup> noch selbstverständlich als immerwährenden Vollzug – zum Beispiel als Praxis – festschreibt. Ein solches Verständnis wird durch die Verknüpfung synchroner und diachroner Perspektiven möglich. Dazu zunächst die sozialkonstruktivistische Perspektive als *konsekutive Prozessperspektive*: In der empirischen Sozialforschung besteht weitestgehend Einigkeit darüber, was unter synchronen Forschungsperspektiven zu verstehen ist. Die empirisch-materiale Kulturanalyse ist demnach eine Forschung, die für die Interpretation von Phänomenen einen bestimmten Zeitpunkt notwendigerweise fixiert, um deren interne Logik und Kohärenz interpretativ freilegen zu können: »Every cultural analysis necessarily entails a synchronic moment of this sort« (Sewell 2005, 178). Sozial- und kulturwissenschaftlich relevante Gegenstände sind damit Momentaufnahmen, eingefroren in der Zeit. Dem entspricht die oben erwähnte Konzeption ›digitaler‹ beziehungsweise ›digitalisierter Arbeitskulturen‹. Weit weniger zum Common Sense gehört es, synchrone Untersuchungsgegenstände zeithistorisch zumindest zu verorten respektive zu kontextualisieren (Endreß 2001, 72), zählt dies doch eigentlich, vor dem Hintergrund ernsthafter Kritiken, wie sie unter dem Schlagwort des ethnografischen Präsens (Fabian 1993) an der ethnografisch verfahrenen Kultur- und Sozialanthropologie vorgebracht wurden, noch zur synchronen Perspektive. Im äußersten Falle verbindet sich in einer solchen Verkürzung Gegenwartsfaszination mit Zeitlosigkeit, insofern weder zeithistorische Verortung, noch das zeitliche Gewordensein des je betrachteten Phänomens von Gewicht sind.

Eine auffällige Uneinheitlichkeit besteht schließlich in Bezug auf das Verständnis des Diachronen beziehungsweise einer diachronen Sozialforschung. Auf der einen Seite finden sich gleichsam ›harte‹, szientistische Verständnisse etwa von Zeitreihen, denen die Vorstellung der »Zeitlichkeit sozialen Geschehens als eine Dauer oder ein Fortwirken in der anschaulichen Art eines Diagramms« entspricht (Schwietring 2015, 152). Dem gegenüber stehen interpretativ-rekonstruktive Verständnisse, bei denen »das, was geschieht [...] nur scheinbar in zeitlicher Abfolge« (ebd.) und vielmehr immer nur als Vergegenwärtigung, als (Neu)Schaffung in einem ›Hier und Jetzt‹ erfolgt. Die Perspektive, die ich als *konsekutive Perspektive* bezeichnen möchte, tritt hier vermittelnd auf. Mit ihr verbindet sich ein Verständnis von Wirklichkeit als historisch gewordene Größe. Wirklichkeit baut sich erst dia-

chron auf. Im Vergehen von Zeit, das heißt in einem *Vorher-Nachher-Darauf* entsteht soziale ›Faktizität‹ (Objektivationen). Wissen und Handeln sind dabei prinzipiell historisch, sprich raum-zeitlich gebunden (Standortgebundenheit) und im geschichtlichen Fortgang – nicht beliebig – gewachsen (Berger/Luckmann 1996, 49–98). Angezeigt ist damit ein nicht-situatives Verständnis von Sozialem als ein Prozess, der an die Entstehung, Bewahrung und Weitergabe beziehungsweise Vermittlung von Wissen geknüpft ist (Endreß 2018). Handeln erfolgt dabei sequenziell, allerdings ›sozial kanalisiert‹, und zwar vor dem Hintergrund von sozial abgeleitetem, historisch aufgebautem Wissen (ebd., 58).

Dazu sind Ergänzungen aus der *Neuen Historischen Soziologie* anzuführen, denn aus dem eben Skizzierten resultiert, dass Handeln und jegliche Produkte des Handelns nicht nur stets eine sozio-historische Signatur aufweisen, sondern immer auch Produkte von Zeitverläufen sind. Diese Verläufe wirken aber weder teleologisch, sind also nicht spezifisch gerichtet, noch sind sie Resultat etwaiger externer Mechanismen (etwa des ›Marktes‹). Um dies methodologisch greifbar zu machen und auch auf die konkrete Forschung zur Digitalisierung der Arbeit umzulegen, können Arbeiten zur Neuen Historischen Soziologie (Schützeichel 2009; zu methodologischen Implikationen Baur 2015) herangezogen werden. Dabei sind insbesondere zwei Schlüsselfiguren besonders produktiv für die strukturierende und damit auch strukturierte Erforschung und Beschreibung von (Digitalisierungs-)Prozessen, wie im oben angeführten Beispiel: erstens Pfadabhängigkeit(en) und zweitens Ereignisse.

Bei der ersten Schlüsselfigur wird die elementare »path dependency« sozialer Prozesse angenommen (siehe bereits Sewell 1990, 16). Vorgängige Ereignisse, auch Resultate und Problemlösungen verschiedener Art, besitzen prägenden Einfluss auf darauffolgende. Aus der Vorgängigkeit resultiert, dass die Sequenz und Interpunktion, in der sich Handeln und Produkte des Handelns entfalten, von immanenter Bedeutung für den jeweils konkreten Fortgang eines Gesamtprozesses sind, in dem wiederum bestimmte Erscheinungen wie Gruppen, kulturelle Formationen – also auch Arbeitskulturen – oder politische Systeme verortet werden können. Der Blick richtet sich damit auf komplexe Verkettungen von Handlungen, Entscheidungen und Handlungskonsequenzen. Mit einer Pfadabhängigkeitsannahme geht man davon aus, dass ›initiale Bedingungen‹ des Entstehens sozialer Prozesse (etwa aus Firmengeschichten) nie eliminiert werden. Darin ebenso verankert ist die forschungsleitende Annahme, dass für aktuelle Phänomene temporale Ursprungsmomente beziehungsweise zeiträume identifiziert werden können. Diese ist ein denk- und forschungsnotwendiger ›Gegenspieler‹ zu kausal-orientierten Pfadabhängigkeitstheorien. Denn die Abfolge und Sequenzierung sozialer Prozesse ist prinzipiell unvorhersehbar (Schützeichel 2015, 97; 2009, 280). Hierin trifft sich die Pfadanalyse mit dem Trajektorienansatz von Anselm Strauss (1993, 53).

Bei der zweiten Schlüsselfigur stehen Ereignisse im Zentrum, die die Grundeinheit der beschriebenen, zeitlich strukturierten Pfade darstellen. Mit seinem Konzept der »evenemential temporality« stellt Sewell (1990, 16) heraus:

»Rather than assuming causal independence through time, it [die ereignishafte Konzeption, TG] assumes that events are normally ›path dependent‹, that is, that what has happened at an earlier point in time will affect the possible outcomes of a sequence of events occurring at a later point in time.«

Von heuristischer Bedeutung ist, dass Ereignisse sich insofern in kategorialem und damit auch methodologischem Gegensatz zu Geschehnissen befinden, die, so die Annahme, ordnungsreproduzierenden Charakter besitzen (Sahlin 1991 nach Schützeichel 2015, 122).



## Fazit – Digitalisierung von Arbeit prozessorientiert begreifen

Im vorgestellten *framework* ist eine produktive Spannung aus Reproduktion (Geschehen) und Transformation (Ereignis) angelegt (Sewell 2005, 227). Ausschlaggebend ist die Auffassung, dass sich Ereignisse nicht etwa ontologisch von Geschehnissen unterscheiden, sondern in zweifacher Weise kontextuell geprägt sind: Einerseits, weil sich ihre transformative Qualität in bereits angedeuteter Weise erst aus der Einbettung in einen Zeitverlauf ergibt; andererseits, weil synchrone Zuschreibungen und Deutungen – etwa geführte Problemdebatten – diese in Stellung bringen und mithin diskursive Wirkmacht verleihen.

Die obige Darstellung des Fallbeispiels erfolgte im Sinne dieses *frameworks*, das sozialkonstruktivistische Basisannahmen und jene der Neuen Historischen Soziologie integriert. So lassen sich – zusammenfassend – die umfassenden Arbeitsschritte, die der (Aus)Gestaltung des Angebots galten, als sukzessive verfolgte Routinen der Digitalisierung – das heißt als *Geschehen* – deuten. Hierzu zählen unternehmensintern bereits etablierte Planungsaktivitäten in projektorientierten Teams, aber auch eng getaktete Interaktionen mit *IT-Developer\*innen* nach der Logik des agilen Projektmanagements (detailliert Grenz 2017, 120 – 153). Diese erfolgen allerdings nicht entkoppelt, sondern sind eingebettet in eine unternehmensgeschichtlich gewachsene Kultur betrieblicher Arbeit. Wie gezeigt, umfasst diese Kultur Vorstellungen der Kontrolle beziehungsweise Kontrollierbarkeit, bedingtes Vertrauen und einen klar definierten Möglichkeitsraum der Wertschöpfung. Der beschriebene Strategiebruch, bei dem die ursprünglich vorgesehene Entgrenzung der Arbeit hin zur kollaborativen Wertschöpfung durch User Expert\*innen wieder rückgängig gemacht wurde, kann demgegenüber als *Ereignis* beschrieben werden. Dieses Ereignis ist die – in diesem Sinne pfadabhängige – Folge beziehungsweise besteht aus einer Sequenz von Vorkommnissen (»occurrences«, Sewell 1996, 843), nämlich verschiedener Zwischenschritte, zum Beispiel der Konzeption selbsterstellter Trainingspläne oder der weiteren Idee zur Figur des User Experten, und insbesondere anhaltender Kontroversen.

Der hier präsentierte Vorschlag begegnet den empirischen Herausforderungen der Digitalisierung von Arbeit mit einer dezidiert prozessorientierten Forschung. Das Forschungsinteresse bewegt sich weg von als abgeschlossenen gedachten, hin zu dynamischen, oftmals kontrovers erhandelten Welten der Digitalisierung. Dieser ausdrückliche Fokus ist eine Antwort auf die jüngere, wesentlich in der Kulturanthropologie eröffnete Debatte zur notwendigen Gegenwartsorientierung der Forschung. Diese Debatte reflektiert, welche methodologischen und methodischen Konsequenzen daraus zu ziehen sind, dass sich Gegenwartsgesellschaften und damit auch die eingangs genannten Vergesellschaftungszentren als zunehmend volatil, beschleunigt und unsicher erweisen (Allison/Piot 2011; Knecht 2012; Pandian 2012; Scheffer/Meyer 2011; Grenz 2016). Die Konzepte der sozialen Pfadabhängigkeit und Ereignisse, die aus der Neuen Historischen Soziologie stammen, wurden dabei herangezogen, um das – hier: sozialkonstruktivistische – Prozessverständnis gezielt zu erweitern und der prinzipiellen Historizität von Digitalisierungsprozessen gerecht zu werden. In den Blick geraten dann Ausgangs- und Wendepunkte sowie Brüche, die, wie gezeigt wurde, kulturell kontextualisiert werden müssen. Letztlich besteht ein wesentliches Potential der prozessorientierten Ethnografie von Digitalisierung auch darin, entsprechende Vorgänge nicht nur präzise zu beschreiben, sondern in ihrer Ordnung und Ordnungsbildung zu systematisieren und damit auch vergleichbar zu machen. Dies öffnet den Zugang zur soziologischen Frage danach, wie Felder strategischen Handelns unter den Bedingungen gegenwartssymptomatischer Unsicherheit organisiert werden. Die prozessorientierte Ethnografie ist dergestalt ein Votum dafür, der Ordnungsbildung insgesamt mehr Aufmerksamkeit zukommen zu lassen.

## Endnoten

- 1 Dieser Artikel basiert zum Teil auf empirischen Einsichten aus dem Forschungsprojekt »Mediatisierung als Geschäftsmodell« (Phase 1, 2010 bis 2013, Projektleitung: Prof. Dr. Michaela Pfadenhauer), das ein Teilprojekt innerhalb des DFG-Schwerpunktprogramms 1505 »Mediatisierte Welten« darstellte. Ich greife damit auf meine Erfahrungen aus einer Organisationsethnografie in einem mittelständischen Unternehmen im Fitness-Bereich zurück, die Gegenstand meiner 2014 eingereichten Dissertationsarbeit war (Grenz 2017). Im Fokus der von mir begleiteten Prozesse stand die Arbeit an einer Online Plattform unter Einsatz digitaltechnischer *tools*, eingebettet in ein agiles Projektmanagement. Verbunden sind damit weiterreichende Fragen, die eine gegenwartsadäquate Ethnografie verschlossener und hochgradig dynamischer Handlungsfelder betreffen – und mit denen ich mich in den letzten Jahren verstärkt methodologisch auseinandergesetzt habe (Grenz/Kirschner 2018).
- 2 Hervorzuheben ist die umfangreiche Zusammenfassung von Studien, die sich insbesondere mit Folgen der industriellen Entwicklungen unter dem Label »Industrie 4.0« befassen, wie sie Hirsch-Kreisen (2015) vorgelegt hat.
- 3 Der schon mehrfach verwendete Begriff der »Transition« ist nicht unproblematisch, veranschlagt er doch die »faktische« Existenz eines Zustands, der (linear) erreicht wird, wenn die aktuelle Situation, die lediglich eine aktuelle Übergangsphase (Transition) darstellt, durchschritten ist.
- 4 Es handelt sich dabei und im Folgenden um einen Feldbegriff, den ich bei dieser erstmaligen Nennung in doppelte Anführungszeichen setze, und daher in nicht-inkludierender Sprache anführe.
- 5 An dieser Stelle muss auf damit verbundene Anpassungen für Kernpraktiken und forschungspraktische Hilfsmittel ethnografischer Forschung verzichtet werden. Nur erwähnt sei, dass eine derart gegenwartsorientierte Ethnografie eine Erweiterung von »Aufschreibesystemen« erfordert (dazu auch Knecht 2012, 269; Grenz 2017, 198; Grenz 2016, 89), wie zum Beispiel eine strikte wenn auch immer nur heuristische Chronologisierung des Geschehens, die die interpretative Zuordnung von Einflüssen denkbar macht.
- 6 Zu dieser Zeitlosigkeit am Beispiel der ethnografischen Organisationsforschung: Grenz 2017, 186–187.

## Literatur

- Adolf, Marian (2017): The Identity of Mediatization: Theorizing a Dynamic Field. In: Oliver Driessens u. a. (Hg.): Dynamics Of Mediatization: Institutional Change and Everyday Transformations in a Digital Age. Cham.
- Allison, Anne/Charles Piot (2011): New Editors Greeting. In: Cultural Anthropology 26/1, 1 – 5.
- Bachmann, Götz (2002): Teilnehmende Beobachtung. In: Stefan Kühl/Petra Strodtz (Hg.): Methoden der Organisationsforschung. Ein Handbuch. Reinbek, 323 – 357.
- Baur, Nina (2015): Theoretische und methodologische Implikationen der Dauer sozialer Prozesse. In: Rainer Schützeichel/Stefan Jordan (Hg.): Prozesse. Formen, Dynamiken, Erklärungen. Wiesbaden, 351 – 369.
- Berger, Peter L./Thomas Luckmann (1996): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a. M.
- Brennen, J. Scott/ Daniel Kreiss (2016): Digitalization. In: The International Encyclopedia of Communication Theory and Philosophy. American Cancer Society, 1 – 11.
- Eisewicht, Paul/Tilo Grenz (2018): Die (Un)Möglichkeit allgemeiner Gütekriterien in der Qualitativen Forschung – Replik auf den Diskussionsanstoß zu »Gütekriterien qualitativer Forschung« von Jörg Strübing, Stefan Hirschauer, Ruth Ayaß, Uwe Krähnke und Thomas Scheffer. In: Zeitschrift für Soziologie 47/5, 364 – 373.
- Eisewicht, Paul u. a. (2015): Auf feindlichem Terrain: Gewissheiten und Irritationen infolge existenzieller Eingebundenheiten. In: Ronald Hitzler/Miriam Gothe (Hg.): Ethnographische Erkundungen. Wiesbaden, 231 – 253.
- Endreß, Martin (2001): Zur Historizität soziologischer Gegenstände und ihren Implikationen für eine wissenssoziologische Konzeptualisierung von Soziologiegeschichte. In: Carsten Klingemann u. a. (Hg.): Jahrbuch für Soziologiegeschichte 1997/98. Opladen, 65 – 90.
- Ders. (2018): The theoretical claims of The Social Construction of Reality. In: Michaela Pfadenhauer/ Hubert Knoblauch (Hg.): Social Constructivism as Paradigm? London/New York, 45 – 64.
- Fabian, Johannes (1993): Präsenz und Repräsentation. Die Anderen und das anthropologische Schreiben. In: Eberhard Berg/Martin Fuchs (Hg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation Frankfurt a. M., 335 – 364.
- Flecker, Jörg u. a. (2017): Arbeit 4.0 – Auswirkungen technologischer Veränderungen auf die Arbeits-

- welt. In: Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (Hg.): Sozialbericht. Sozialpolitische Entwicklungen und Maßnahmen 2015 – 2016, 380 – 396.
- Fligstein, Neil (2002): *The Architecture of Markets: An Economic Sociology of Twenty-First-Century Capitalist Societies*. Princeton.
- Grenz, Tilo (2014): Digitale Medien und ihre Macher: Mediatisierung als dynamischer Wechselwirkungsprozess. In: Tilo Grenz/Gerd Möll (Hg.): *Unter Mediatisierungsdruck*. Wiesbaden, 19 – 50.
- Ders. (2016): Für eine gegenwartsdiagnostisch orientierte Ethnographie. In: Ronald Hitzler u. a. (Hg.): *Old School – New School. Zur Frage der Optimierung ethnographischer Datengenerierung*. Essen, 81 – 95.
- Ders. (2017): *Mediatisierung als Handlungsproblem: Eine wissenssoziologische Studie zum Wandel materialer Kultur*. Wiesbaden.
- Grenz, Tilo/Igor Don (2014): Team-Ethnographie im Spannungsfeld zwischen teilnehmender Beobachtung und beobachtender Teilnahme. In: Angelika Pofel/Jo Reichertz (Hg.): *Wege ins Feld. Methodologische Aspekte des Feldzugangs*. Essen, 313 – 332.
- Grenz, Tilo/Heiko Kirschner (2018): Unraveling the App Store: Toward an Interpretative Perspective on Tracing. In: *International Journal of Communication* 12, 612 – 628.
- Grenz, Tilo/Michaela Pfadenhauer (2017): Kulturen im Wandel: Zur nonlinearen Brüchigkeit von Mediatisierungsprozessen. In: Friedrich Krotz u. a. (Hg.): *Mediatisierung als Metaprozess*. Wiesbaden, 187 – 210.
- Hanekop, Heidi/Volker Wittke (2005): Der Kunde im Internet. In: Heike Jacobsen/Stephan Voswinkel (Hg.): *Der Kunde in der Dienstleistungsbeziehung*. Wiesbaden, 193 – 217.
- Hirsch-Kreinsen, Hartmut (2015): Digitalisierung von Arbeit: Folgen, Grenzen und Perspektiven. In: *Soziologisches Arbeitspapier* 43.
- Holzer, Boris (2006): Denn sie wissen nicht, was sie tun? Nebenfolgen als Anlass soziologischer Aufklärung und als Problem gesellschaftlicher Selbstbeschreibung. In: Stefan Bösch u. a. (Hg.): *Nebenfolgen. Analysen zur Konstruktion und Transformation moderner Gesellschaften*. Weilerswist, 39 – 64.
- Hoose, Fabian (2018): *Spiel als Arbeit. Arbeitsorientierungen von Beschäftigten der Gamesbranche*. Wiesbaden.
- Ders. (2018): Digitale Arbeit. Strukturen eines Forschungsfeldes. In: *IAQ-Forschung* 03/2018. <http://www.iaq.uni-due.de/iaq-forschung/2018/fo2018-03.pdf>, aufgerufen am 4.3.2020.
- Kelle, Udo (2014): Theorization from Data. In: Uwe Flick (Hg.): *The Sage Handbook of Qualitative Data Analysis*. London u. a., 554 – 568.
- Kirchner, Stefan (2015): Konturen der digitalen Arbeitswelt. Eine Untersuchung der Einflussfaktoren beruflicher Computer- und Internetnutzung und der Zusammenhänge zu Arbeitsqualität. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 67/4, 763 – 791.
- Knecht, Michi (2012): Ethnographische Praxis im Feld der Wissenschafts-, Medizin- und Technikanthropologie. In: Stefan Beck u. a. (Hg.): *Science and Technology Studies. Eine sozialanthropologische Einführung*. Bielefeld, 245 – 274.
- Kratzer, Nick u. a. (2004): Die Entgrenzung von Unternehmen und Arbeit – Grenzen der Entgrenzung. In: Ulrich Beck/Christoph Lau (Hg.): *Entgrenzung und Entscheidung*. Frankfurt a. M., 329 – 359.
- Lindblom, Charles E. (1979): Still Muddling, not yet Through. In: *Public Administration Review* 39/6, 517 – 526.
- Meinefeld, Werner (2004): Hypotheses and Prior Knowledge in Qualitative Research. In: Uwe Flick (Hg.): *The Sage Handbook of Qualitative Data Analysis*. London u. a., 153 – 158.
- Pandian, Anand (2012): The Time of Anthropology: Notes from a Field of Contemporary Experience. In: *Cultural Anthropology* 27/4, 547 – 571.
- Mintzberg, Henry u. a. (2005): *Strategy Safari. Eine Reise durch die Wildnis des strategischen Managements*. Heidelberg.
- Parent, Michael u. a. (2011): The new WTP: Willingness to participate. In: *Business Horizons* 54/3, 219 – 229.
- Pfadenhauer, Michaela/Tilo Grenz (2012): Anzeichen einer neuen Partizipationskultur? Zur Konsumentenrolle in mediatisierten Geschäftsmodellen. In: *merzWissenschaft* 56/6, 17 – 32.
- Reichertz, Jo (2005): Prämissen einer hermeneutisch wissenssoziologischen Polizeiforschung. In: *Historical Research* 30/1, 227 – 256.
- Scheffer, Thomas (2010): *Adversarial Case-Making. An Ethnography of English Crown Court Procedure*. Leiden.
- Scheffer, Thomas/Christian Meyer (2011): Tagung: Soziologische vs. ethnologische Ethnographie – Zur Belastbarkeit und Perspektive einer Unterscheidung. In: *Forum Qualitative Sozialforschung*, 12/1, 1 – 46.
- Schützeichel, Rainer (2009): Neue Historische Soziologie. In: Georg Kneer u. a. (Hg.): *Handbuch Soziologische Theorien*. Wiesbaden, 277 – 298.

- Ders. (2015): Pfade, Mechanismen, Ereignisse. Zur gegenwärtigen Forschungslage in der Soziologie sozialer Prozesse. In: Rainer Schützeichel/Stefan Jordan: Prozesse: Formen, Dynamiken, Erklärungen. Wiesbaden, 87 – 147.
- Schwietring, Thomas (2015): Gesellschaft geschieht. Zeit und Geschichtlichkeit als begründende Kategorien des Sozialen. In: Rainer Schützeichel/Stefan Jordan (Hg.): Prozesse. Formen, Dynamiken, Erklärungen. Wiesbaden, 149 – 167.
- Sewell, William (1990): Three Temporalities. Toward a Sociology of the Event. CSST Working Paper #58, CRSO Working Paper #448, 1 – 30.
- Ders. (1996): Three Temporalities: Toward an Eventful Sociology. In: Terrence McDonald (Hg.): The Historic Turn in the Human Sciences. Ann Arbor, 247 – 280.
- Ders. (2005): Logics of History. Social Theory and Social Transformation. Chicago/London.
- Soeffner, Hans-Georg/Dariuš Zifnun (2008): Integration – An Outline from the Perspective of the Sociology of Knowledge. In: Qualitative Sociology Review 4/2, 3 – 23.
- Strauss, Anselm L. (1993): Continual Permutations of Action. New York.
- Venturini, Tommaso/Bruno Latour (2010): The Social Fabric: Digital Traces and Quali-quantitative Methods. In: Ewen Chardronnet (Hg.): Proceedings of Futur en Seine 2009. Paris, 87 – 101.
- von Arx, Widar (2008): Die dynamische Verfertigung von Strategie: Rekonstruktion organisationaler Praktiken und Kontexte eines Universitätsspitals. Berlin.
- Weick, Karl E. (1995): Sensemaking in Organizations. Thousand Oaks.
- Wittke, Volker/Heidemarie Hanekop (2011): New forms of Collaborative Innovation and Production on the Internet. In: Dies. (Hg.): New forms of Collaborative Innovation and Production on the Internet. Göttingen, 9 – 29.
- Wolff, Stephan (2007): Wege ins Feld und ihre Varianten. In: Uwe Flick u. a. (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 5. Aufl., Reinbek, 334 – 349.

# Kulturwissenschaftliches digitales Arbeiten. Qualitative Forschung als ›digitale Handarbeit‹?

Lina Franken

---

## Prolog: Digitales wissenschaftliches Arbeiten?

Beim Schreiben dieses Aufsatzes stütze ich, wenn ich meine sonst alltäglichen Arbeitspraxen des wissenschaftlichen Schreibens umsetze. Ich recherchiere Literatur online und speichere Relevantes in meiner Literaturlatenbank. Es kommen neue PDFs und Literaturangaben hinzu. Was ich nicht digital bekommen kann, scanne ich oder greife auf bereits vorhandene Bücher, Kopien und Ausdrücke zurück. Ich wechsele beim Lesen zwischen Analogem (dem Durchblättern des Papiers, dem Anstreichen von wichtigen Textstellen und dem Notieren von zentralen Argumentationen am Rand) und Digitalem (dem Scrollen durch ein PDF und Markieren von Text in der Datenbank, dem Notieren von Ideen ebenfalls in der Datenbank). Beobachtungen für meine Erhebung tätige ich im direkten Gespräch und beim Zuhören, aber auch im Zuge von E-Mail-Kommunikationen und Telefonaten, bei der Recherche im Internet und bei der Nutzung von verschiedenen Tools und Verfahren. Ich schreibe Forschungsnotizen in ein Textdokument, übertrage Merkposten aus meinem Smartphone und handschriftliche Notizen in dieses Dokument, streiche sie in meinen handschriftlichen Aufzeichnungen durch und markiere damit den Übergang von Analog zu Digital. Die Notizen kopiere ich in eine Software zur Datenanalyse und beginne dort erst offen, dann strukturierter, Kategorien zu vergeben und verschiedene Gedanken zusammenzubringen. Zeitgleich wächst ein Dokument mit Aufsatztext, in dem Notizen ausformuliert, verschoben und erweitert, auch gestrichen werden. Bei all meinen wissenschaftlichen Tätigkeiten nutze ich digitale Tools und Methoden – in den meisten Fällen, ohne mir dies bewusst zu machen. Zugleich bin ich weit davon entfernt, teilautomatisierte Analysen vorzunehmen; meine Forschung ist digitale Handarbeit. Von diesen Praktiken wird selten berichtet und noch seltener geschrieben: Welche methodischen Wandelungen durchläuft wissenschaftliches Arbeiten kulturanalytischen Forschens aktuell? Was bedeutet der Oberbegriff »digitale Methoden« für die Kulturanthropologie im Jahre 2020? Welche Praktiken entstehen im Umgang mit den sich verändernden Forschungsgebieten und Forschungsbedingungen in einem zunehmend digital durchdrungenen (Wissenschafts-)Alltag? In welchen Dimensionen werden diese Veränderungen thematisiert und wie wird den Herausforderungen entgegengetreten?

## *Layers of Silence* in kulturanthropologischen Studien? Zum Forschungskontext

Wissenschaftliches Arbeiten in qualitativer Forschung ist geprägt durch genaues Hinschauen, Analysieren und Hinterfragen gesellschaftlicher Prozesse. Gerade in der Kulturanthro-

pologie steht eine Akteur\*innenzentrierung im Mittelpunkt der Untersuchungen. Dabei ist die Verbindung von konkreten Praktiken mit dahinterstehenden Deutungsprozessen und Sinngebungen in gesellschaftlichen und kulturellen Kontexten leitend. Die für solche Forschungsinteressen verwendeten Methoden werden spätestens seit den Falkensteiner Diskussionen (Brückner 1971) reflektiert und diskutiert (zuletzt gebündelt in Hess u. a. 2013 und Bischoff u. a. 2014). Gerade bei den Methoden hat die deutschsprachige Kulturanthropologie frühzeitig internationale ebenso wie interdisziplinäre Entwicklungen aufgegriffen, nicht zuletzt die *Writing Culture*-Debatte (Clifford/Marcus 1986) und den *praxeologischen Turn* (Beck 2000). In aktuellen Studiengängen sind Einführungsveranstaltungen zum Methodenspektrum des Faches vorgesehen und methodische Übungen ziehen sich durch die akademische Ausbildung. Entsprechend sind gegenwärtige Forschungen geprägt durch eine hohe Methodensensibilität und Reflexionen der Erhebung sowie der eigenen Rolle, nicht nur im Feld der Gegenwart, sondern auch in historischen Perspektivierungen (Fenske 2006).

Umso mehr verwundert es, dass die digital durchdrungenen Praktiken des eigenen wissenschaftlichen Arbeitens nur selten reflektiert werden, die in vielen Bereichen des Forschens von Geräten und Infrastrukturen, digitalen Möglichkeiten und Problemen begleitet werden. Auswirkungen auf die Quellengenerierung und Wissensproduktion werden wenig hinterfragt. Denn längst sind Computer und Smartphone alltägliche Begleiter, nicht nur der beforschten Akteur\*innen, sondern der Erhebungs- und Auswertungsverfahren geworden: Wir notieren, konzipieren, analysieren und systematisieren mit digitalen Geräten; wir dokumentieren Feldeindrücke und Interviews ebenso wie Text- und Bildquellen digital. Computergestützte Annotationen oder Transkriptionen und entsprechende Tools sind zunehmend in der qualitativen Forschung verbreitet.

Obwohl die Nutzung von Tools oder digitalen Verfahren keineswegs selbstverständlich ist, hinterfragen Forschende Mehrwerte und Schwierigkeiten kaum. Als Teil der »invisible work« (Star/Strauss 1999) von Wissenschaftler\*innen werden die sich hier wandelnden Praktiken selten öffentlich diskutiert oder in Publikationen thematisiert. Doch sie sind laut Gertraud Koch »important starting points for an understanding of how organizational, technological and epistemological processes intertwine in the processes of the insight of a discipline« (2018, 71). Dies soll im Folgenden im Mittelpunkt stehen: Wo finden sich *layers of silence*, also unausgesprochene und unsichtbare Arbeitsschritte und Veränderungen, wo sind *arenas of voice*, also Momente und Arenen, in denen diese artikuliert werden? (Star/Strauss 1999). Welche methodischen Vorgehensweisen werden thematisiert, welche nicht angesprochen? Aufbauend auf eigenen Erhebungen in der deutschsprachigen Kulturanthropologie in den Jahren 2018 und 2019 möchte ich dazu beitragen, die aktuellen Praktiken kulturanthropologischen digitalen Arbeitens zu reflektieren und zu systematisieren.

Zentral sind dafür die Diskurse rund um Begründungen und Bedeutungszuschreibungen für digitales wissenschaftliches Arbeiten – gerade auch, wo diese nur implizit als *layers of silence* geführt werden. Meine Grundannahme ist, dass sich qualitativ-empirische Methoden und Zugänge mit der Digitalisierung verändern und erweitern. Dies geht weit über Methodenerweiterungen mit digitalen Ethnografien (etwa von Koch 2014 und Pink u. a. 2016) hinaus. Die Diskursarena aktueller deutschsprachiger kulturanthropologischer Forschung befrage ich daraufhin, wo Bezüge zu digitalen Methoden gesetzt werden: Wo wird digital begleitetes oder durchdrungenes Forschen realisiert, wie wird es problematisiert oder selbstverständlich bzw. nicht diskutiert? Und wo werden die eigenen Praxen gerade nicht verändert, sondern – weitestgehend ohne digitale Begleitung – beibehalten?

Dafür stelle ich im Folgenden zunächst die eigene Erhebung vor, um dann in drei Teilen die digitalen Praktiken zu analysieren: Bezugnahmen auf digitale Verfahren, Nutzungen

von generischen Tools und von Qualitative Data Analysis-Software, kurz QDA-Software, sowie digitale Alltage als Forschungsgegenstand. Die Ergebnisse bündele ich im abschließenden Fazit und gebe ein Ausblick auf weitere notwendige Forschungen.

## Methode und Quellengrundlage der eigenen Erhebung

Der vorliegende Beitrag will nicht vordergründig einen methodischen oder methodologischen Beitrag leisten, sondern sich dem wissenschaftlichen Arbeiten im Rahmen einer wissenssoziologischen Diskursethnografie (Keller 2011, 260 – 262) nähern. Dafür liegt es nahe, die Produkte eben jenes wissenschaftlichen Arbeitens zu untersuchen, also die wissenschaftlichen Texte und Vorträge. Gerade in der Wissenschaft wird Diskurs produziert und reproduziert, weshalb sich die Methode besonders für dieses Feld eignet. Zentral in der Diskursethnografie ist die Verbindung von Textanalyse mit eigenen ethnografischen Erhebungen, um diskursive Praktiken in den Blick zu nehmen und Kontexte einzubeziehen, unterschiedliche Diskursäußerungen zueinander in Bezug setzen zu können und auch materielle Dimensionen zu berücksichtigen. Mit Perspektive der *Science and Technology Studies* (vgl. grundlegend Beck u. a. 2012) kann gezielt auf die wechselseitigen Verknüpfungen von Wissensproduktion, Gesellschaft und Technologien geschaut werden.

Die Quellengrundlage speist sich dabei aus einem »polymorphous engagement« (Gusterson 1997, 116), denn wissenschaftliche Entwicklungen können kaum durch einen längeren Forschungsaufenthalt beobachtet werden und auch eine *Multi-Sited Ethnography* (nach Marcus 1995) ist nicht ausreichend: Deshalb folge ich weniger den Akteur\*innen, als vielmehr den Themen und Diskursen, die in unterschiedlichen Arenen verhandelt werden. Zudem sind meine Erhebungen geprägt von Möglichkeiten und Zugangsbegrenzungen, wie sie als *Studying Up* bereits länger diskutiert werden (Nader 1972; Warneken/Wittel 1997). Um auf die Praktiken der Forschenden schließen zu können, muss ich vor allem auf ihre Berichte in mündlicher und schriftlicher Form Bezug nehmen (zu diesem Reden über Erfahrung siehe grundlegend Lehmann 2007, vgl. auch Franken 2017, 112 – 117). Aus den verschiedenen Diskursäußerungen arbeite ich die *layers of silence* und *arenas of voice* heraus.

Das hier zugrundeliegende größere Forschungsvorhaben analysiert wissenschaftliches Arbeiten im Digitalen ausgehend von der Kulturanthropologie in unterschiedlichen qualitativ arbeitenden Fächern ebenso wie die sich formierenden und ausdifferenzierenden Digital Humanities und Computational Social Sciences.<sup>1</sup> Entsprechende digitale Methoden, Verfahren und Tools wurden in qualitativ-empirisch arbeitenden Disziplinen bisher eher zögerlich rezipiert und kaum weiterentwickelt, so die These. Denn: »The abductive, hypothesis-generating orientation has little affinity for the automatization of the processes of analysis which go beyond the use of generic tools« (Koch 2018, 73). Gerade deshalb sind die Suchbewegungen, die sich verändernden Praktiken und Ansätze, in denen auf digitale Verfahren und Tools zurückgegriffen wird, in der emergenten Situation aussagekräftig. Darüber hinaus steht die veränderte Forschungslogik im weiteren Sinne im Mittelpunkt der Untersuchung, aus der ich hier Zwischenergebnisse präsentiere.

Als Quellenmaterial berücksichtige ich im Folgenden insbesondere eigene Beobachtungen in der Kulturanthropologie. Diese ergänze ich um schriftliche Quellen, insbesondere um Abstracts und Konferenzbeiträge sowie Projektbeschreibungen von laufenden Forschungen, die ich auf ihre Bezugnahme zu Methoden und wissenschaftlichem Arbeiten hin gesichtet habe. Für den 2019 durchgeführten Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (dgv) habe ich darüber hinaus ausführliche Mitschriften der Vorträge getä-

tigt – wenngleich dies aufgrund der parallelen Sessions nicht für alle Beiträge geschehen konnte. Im Rahmen des von mir angebotenen Workshops »Digital Humanities für die Kulturanthropologie« diskutierte ich dort mit einer Fokusgruppe von ca. 30 Kongressteilnehmenden die Anforderungen, Potentiale und Spezifika der Fachperspektive für digitale Methoden.<sup>2</sup> Zudem habe ich im Zuge einer Vortragsreihe im Wintersemester 2019/20 Fachkolleg\*innen explizit aufgefordert, in ihren Beiträgen das eigene methodische Vorgehen zu hinterfragen und dieses mit Institutsmitgliedern und Gästen zu diskutieren.<sup>3</sup> Mit eigenen Vorträgen habe ich Überlegungen zu möglichen Automatisierungen zudem in die Fachdiskussionen hineingetragen. Bei den Sichtungen insbesondere von schriftlichem Material war weniger eine Vollständigkeit, als vielmehr eine maximale ebenso wie minimale Kontrastierung im Sinne der Prinzipien der *Grounded Theory* (Glaser/Strauss 1967) maßgeblich für die Quellenauswahl. Eine Erhebung im eigenen Fachkontext ist dabei besonders sensibel, zugleich erleichterte die gute Kenntnis des Feldes aufgrund von eigenem Studium und Promotionsstudium im Fach meinen Zugang stark. Um der dabei sehr spezifischen Situation des »study up, down, or sideways« (Nader 1972, 291) gerecht zu werden, erfolgen die Bezüge auf Forschungen und Forschende im Folgenden anonymisiert, auch wenn dies in einzelnen Fällen die Beschreibung verallgemeinern muss.

Experimentiert wurde außerdem mit der Anwendung von digitalen Methoden bereits in der Erhebung als ein Filtern vor der engeren Analyse (zu Vorgehen und konkreten Verfahren vgl. unten sowie Franken/Koch 2019 und Koch/Franken 2020 im Erscheinen). Da die explorative Phase der Forschung durch einen offenen, multiperspektivischen Zugang geprägt ist, habe ich wiederum auf das *klassische* Methodenspektrum der Kulturanthropologie zurückgegriffen. Es ist jedoch geplant, die Möglichkeiten der teilautomatisierten Vorverarbeitungen als Filter gerade mit der wachsenden Quellengrundlage im Forschungsverlauf erneut anzugehen.

### Wissenschaftliches Arbeiten im Digitalen in der Kulturanthropologie? Bezugnahmen auf digitale Verfahren in aktuellen Forschungen

Relevante Topoi des Berichtens über digitale Methoden in kulturanthropologischen Forschungen können über das Setzen von Bezügen identifiziert werden, auch dort, wo diese unterlassen werden. Auffallend ist insbesondere in den Konferenzabstracts die sehr knappe Benennung von Methoden: Mit Begriffen wie »Feldforschung«, »Interviews« oder »Analyse von Archivalien« rufen diese mit wenigen Worten Bezugssysteme auf. Der Schwerpunkt wird durchgehend auf die inhaltlichen Ergebnisse gelegt. Dies gilt auch für die mündlichen beziehungsweise schriftlichen Ausformulierungen der Vorträge. In diesen ausführlicheren Darstellungen wird den Methoden durchgängig ebenfalls nur knapper Raum beigemessen. Anders mag dies für ausführliche Darstellungen von Forschungsergebnissen gelten, insbesondere für Dissertationsschriften. Eine exemplarische Sichtung der von 2017 bis 2019 erschienenen Werke<sup>4</sup> zeigt allerdings, dass der Schwerpunkt auf einer Beschreibung der Erhebung, nicht aber auf der Analyse des empirischen Materials liegt. Tools zur qualitativen Datenanalyse werden zwar genannt, deren genauere Nutzung oder gar die Bedeutung für den eigenen Forschungsprozess allerdings kaum reflektiert. Oft erfolgt die Nennung lediglich in wenigen Sätzen oder in einer Fußnote.

Explizit nach ihrer Nutzung von Tools befragt, räumen viele Forschende ein, hier wenig versiert zu sein. Neben Textverarbeitungsprogrammen werden vor allem kleinere Free-ware-Tools verwendet, um etwa Audioaufnahmen mit dem Smartphone zu erstellen oder



Screenshots zu tätigen. Auch werden Umnutzungen insbesondere der Textverarbeitungssoftware vorgenommen, um dort Quellen zu sammeln, zu gruppieren und zu annotieren.<sup>5</sup> Ressourcen der Digital Humanities, wie Datenbanken oder Ontologien, werden ebenso wenig genannt wie digitale Methodenerweiterungen, etwa Visualisierungen mittels Netzwerkanalyse oder Unterstützungen von komplexen Suchabfragen im *Information Retrieval* (zur Systematik der Zugänge der Digital Humanities vgl. exemplarisch Jannidis u. a. 2017). Die Verfahren der automatischen Datenextraktion insbesondere aus Social Media, wie sie in den Computational Social Science und in Teilen der Medienwissenschaften gängig sind (Sloan/Quan-Haase 2017), haben offensichtlich kaum Bedeutung für kulturanthropologische Forschung der Gegenwart: Wer entsprechende Plattformen sozialer Medien untersucht, arbeitet in der Regel mit Screenshots und Transkriptionen oder umgeht technische Lösungen mit Copy-and-Paste-Techniken. Die eigene gefühlte »Unfähigkeit« im Umgang mit Tools und Unkenntnis von bestehenden Möglichkeiten wird dabei von Wissenschaftler\*innen aller Qualifikationsstufen als lähmend und unprofessionell, gleichzeitig als erschlagend in der Vielfalt potentieller Möglichkeiten wahrgenommen. Der Wunsch nach systematischer Einbindung entsprechender Grundlagen in die Lehre (insbesondere von Nachwuchswissenschaftler\*innen) ebenso wie benutzerfreundliche und selbsterklärende Anwendungen werden immer wieder formuliert. Diese Äußerungen geschehen erst auf meine explizite Nachfrage hin, die entsprechenden (Un-)Kenntnisse werden als *layers of silence* nicht (fach)öffentlich diskutiert.

Sehr wohl hinterfragen Forschende jedoch, inwiefern Software als Infrastruktur Einfluss auf den Forschungsprozess hat und diesen begrenzt. Ethischer Probleme etwa in der Nutzung von Browser-basierten Tools, bei denen Daten an oft unbekannte Server weitergegeben werden, sind sich Kulturanthropolog\*innen bewusst, doch ist diese Reflexion noch nicht in der Breite der Diskussion und Methodenlehre etabliert. Auch den möglichen Datenverlust und beschränkte Exportmöglichkeiten bei der Nutzung proprietärer Software benennen Einzelne als Problem. Kritisiert wird die Fokussierung vieler Tools auf Textanalyse, die der multimodalen Quellengrundlage kulturanthropologischer Forschung nicht gerecht werden könne – entsprechende Darstellungen hätten wenig mit den untersuchten Praktiken zu tun. Dazu kommt, dass der Status der Quellen von kulturanthropologischen Studien ein grundsätzlich anderer ist als bei Geisteswissenschaften, die mit abgeschlossenen Korpora, wie Literatur oder Kunst, arbeiten: Den Quellenwert beschreiben Forschende als flüchtig, Aufwand und Ertrag der Vorverarbeitung schätzen sie immer wieder als fraglich ein, wenn dieser etwa von mir in eigenen Vorträgen dargestellt wird. Zeitgleich arbeiten viele Forschende neben diesen *arenas of voice* in ethischem und rechtlichem Graubereich und hinterfragen die eigene Praktik der Datengenerierung nicht, wenn etwa unverpixelte Screenshots öffentlich gezeigt werden. Ohne Infragestellung werden diese zu *layers of silence* und setzen den Standard auch für künftige Umgänge mit digital generierten Quellen.

Etliche Forschende, die wie oben ausgeführt hier anonym bleiben sollen, positionieren sich explizit gegen den weitergehenden Einsatz von digitalen Methoden. Schwerpunkt der Argumentation sind Kontext- und Akteur\*innenzentrierung als Kern der Fachmethoden, welche mittels automatischer Quellengenerierung oder -analyse nicht ausreichend berücksichtigt werden könne. Einige weiteten diese Kritik auf digitale Ethnografie aus, die keine Relationen zu offline-Praktiken herstellen könne. Die Komplexität und Kontextualisierung müsse hier neu und anders gedacht werden, so das Argument der Befürwortenden. Stark auseinander gehen die Einschätzungen dazu, ob digitale Tools einen Unterschied für die Ergebnisse der Analyse machen: Hier bestehen Positionen nebeneinander, die große oder keinerlei Veränderungen sehen – unabhängig von Qualifikationsstufe oder Alter der

Forschenden. Der Kenntnisstand ist insgesamt sehr disparat, Einzelne haben sich unterschiedliche Bereiche der digitalen Verfahren und Tools angeeignet. Es fehlt offensichtlich an Zusammenfassungen, Bewertungen und Anleitungen aus Fachperspektive zu Mehrwert und konkreter Anwendung von Tools mit entsprechender Reflexion der sich wandelnden wissenschaftlichen Praxis.

### Nutzung von generischen Tools und von QDA-Software als selbstverständliche Praxis?

Kulturanthropolog\*innen nutzen, so wurde bereits deutlich, eine Vielzahl von generischen Tools, wie auch Ovar Löfgren zusammengefasst hat (2014; vgl. Koch 2018, 66). Eine besondere Rolle kommt dabei Software zur qualitativen Datenanalyse (QDA) zu, die in den Sozialwissenschaften verbreitet und umfassend diskutiert ist (vgl. als Überblick MacMillan/Koenig 2004). In den Einführungswerken der Kulturanthropologie taucht erstmals 2014 die Nennung von Softwareunterstützung auf (Sattler 2014), die Praxis der Nutzung ist seit den 2000ern zunehmend. Mit proprietären Tools, insbesondere *MaxQDA* und *Atlas.ti*, wird die Strukturierung und Analyse des Quellenmaterials etlicher kulturanthropologischer Forschungen realisiert. Die entsprechende Softwarenutzung wird sowohl in der schriftlichen Darstellung als auch im direkten Gespräch weitestgehend als selbstverständlich dargestellt, jedoch wiederum in einer *layer of silence* nicht ausgeführt oder reflektiert.

Digitale Verfahren sind als generische Tools vorrangig Hilfsmittel für die bisherige Arbeitspraxis mit anderen Mitteln. Im genannten Workshop erfragte ich explizit die genutzten Tools und Verfahren. Nur zwei der anwesenden 30 Forschenden hatten bereits Erfahrungen mit einer Programmiersprache (*Python*) oder Verfahren der Digital Humanities (hier: Netzwerkanalyse mittels dem Tool *Gephi*) gesammelt. Im Mittelpunkt der Berichte standen hingegen Online-Literaturrecherchen, Suchmaschinen, Cloud-basierte Speichermöglichkeiten sowie Textverarbeitungs- und Tabellenkalkulationsprogramme. Dazu kamen Literaturverwaltungen und QDA-Software als spezifisch für die wissenschaftliche Nutzung. Befragungen von Studierenden und Doktoranden bestätigten diesen Eindruck. Die Ergebnisse decken sich mit Kochs paraethnographischen Beobachtungen die den Schwerpunkt auf generischen, mit Benutzeroberfläche zu bedienenden Tools sehen (2018, 66). Die Tools und Programme werden, so meine Beobachtungen, verwendet sowohl für (1.) den eigenen Überblick, zur Quellengenerierung und -aufbereitung (für Forschungsnotizen, in Form von Screenshots, Texterkennung bei Scans, Literaturverwaltung), als auch zur (2.) Sichtung, Sortierung und Annotation (Datenablage, QDA-Software, teils Umnutzung der Literaturverwaltung). Dazu kommen (3.) Unterstützungen der Informations- und Wissensorganisation (mit digitalen To-do-Listen, Mindmaps oder innerhalb der Literaturverwaltung) und (4.) der Verschriftlichung (hier insbesondere Textverarbeitungssoftware). Software begleitet den gesamten Forschungsprozess in unterschiedlichen Dimensionen. Eine Nachnutzung von Forschungsdaten anderer, wie sie mittels entsprechender Datenbanken möglich wäre, ist hingegen bisher nicht realisiert worden.

Spezifisch ist die Form der Berichte in diesem Kontext. Nicht nur die Kulturanthropologin Simone Sattler bestreitet eine für Methodentexte ungewöhnlich technokratische Herangehensweise und nimmt weniger auf ein epistemologisch-methodologisches Setting, als vielmehr auf konkrete Arbeitsschritte innerhalb der Programmumgebung Bezug. Sie mahnt lediglich allgemein an, den Einsatz der Software kritisch zu hinterfragen (2014, 484). In den fachübergreifenden Einführungen in Methoden qualitativer Forschung wird ähnlich

kleinteilig und wenig reflektiert eher auf einzelne Programme hingewiesen (so etwa Kelle 2017). Die Autor\*innen stellen den Vorteil der größeren Schnelligkeit und Übersichtlichkeit dank der Softwarestruktur in den Mittelpunkt, auf möglicherweise dadurch stattfindende Komplexitätsreduktion und Veränderung der Analyseverfahren weisen sie lediglich hin. Den Einfluss der Infrastruktur auf die eigene Forschung, entsprechende Begrenzungen und Leitungen reflektieren sie kaum. Mit QDA-Software wird übersetzt und Näherungen werden vorgenommen, sie verstärkt die Tendenzen zu Quantifizierungen, Fragmentierungen und linearen Strukturen. Entsprechende Infragestellungen nannten Kulturanthropolog\*innen jedoch nur auf meine explizite Frage hin, sie spielen in der Fachdebatte ebenso wie in Qualifikationsarbeiten keine Rolle. Die Darstellung der Softwarenutzung argumentiert somit durchgehend technokratisch.

Softwarenutzung ist alles andere als selbstverständlich, auch wenn dieser Eindruck durch die zunehmenden Nennungen entstehen kann. Im erwähnten Workshop gab nur die Hälfte der Teilnehmenden an, in ihrer eigenen Forschung mit einem QDA-Tool zu arbeiten. Wenn man davon ausgeht, dass die hier partizipierenden Fachkolleg\*innen eine überdurchschnittlich hohe Affinität zu digitalen Methoden haben, da sie sich für einen entsprechenden Workshop angemeldet haben, so kann man insgesamt eine noch niedrigeren Durchsetzung entsprechender Verfahren annehmen. Dies bezeugt auch das immer wiederkehrende Unwissen zu Tools und Möglichkeiten, die mir in den vergangenen Jahren etwa im Kontext der Doktorand\*innenkongresse der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (dgv) standortübergreifend begegnet ist. Gleichzeitig entwickeln Forschende, welche eine Software nutzen, schnell Expertise und eigene Anwendungsszenarien, sie integrieren Tools je individuell in ihren Forschungsprozess: Häufig wird dort lediglich der Schritt des Annotierens erledigt, von anderen wird die Datenbankstruktur vorrangig für einen Quellenüberblick verwendet. Wieder andere nutzen Literaturverwaltungsprogramme für die Quellenanalyse um und andersherum. Dies erzählen Forschende mir zwar in mündlichen Berichten auf Nachfrage bereitwillig, in der schriftlichen Darstellung bleibt diese Praktik jedoch unsichtbar und nicht berichtenswert als weitere *layer of silence*.

## Digitale Alltage als Forschungsgegenstand

Eine rasante Entwicklung hat zuletzt die digitale Anthropologie genommen (vgl. zusammenfassend Koch 2019): Im 2007 erschienenen Einführungswerk (Göttsch/Lehmann 2007) legt Thomas Hengartner einen ersten einführenden Zugang zum Forschen im und über das Internet, den er ausgehend von seiner langjährigen Technikforschung (2012) differenziert. Er beschreibt das Internet als Möglichkeit zur Recherche und Publikation, weist aber auch schon auf digitale Befragungen (Hengartner 2007, 201) und »Forschen über das Internet« (ebd., 205) hin. Er berichtet bereits von Forschungsarbeiten zu Zugang und Umgang mit einzelnen Internetphänomenen sowie zu spezifischen Kommunikationsformen und schließt mit der Aufforderung, »Internet-Fragen« auch bei der Bearbeitung von Forschungsfeldern und -gegenständen vermehrt mit zu berücksichtigen, bei denen sie sich nicht auf den ersten Blick aufdrängen« (ebd., 209). Hier zeigt sich in der Rückschau bereits die Entwicklung dessen, was heute als digitale Durchdringung des Alltags verhandelt wird.

Schon früh hatte Andreas Wittel (2000) auf die Notwendigkeit einer Ethnografie im Internet hingewiesen. In den Folgejahren ging die methodologische Diskussion weiter mit Kongressbeiträgen (Schönberger 2006; Koch 2012) und Themenbänden von Zeitschriften (Hegner/Hemme 2011) sowie dem Ausbau von Methoden-Kapiteln in Einführungswer-

ken (Koch 2014; Sattler 2014) und der zunehmenden Rezeption der internationalen beziehungsweise interdisziplinären Literatur (etwa Hine 2017; Kozinets 2011; Pink u. a. 2016). Entsprechend ausdifferenziert ist mittlerweile auch die fachinterne Diskussion: So machte Koch (2015) in der Zeitschrift für Volkskunde den Aufschlag für eine Systematisierung der empirischen Kulturanalyse in digitalisierten Lebenswelten, Christoph Bareither (2019) hat jüngst die Mediennutzung in den Mittelpunkt gestellt, Julia Fleischhack (2019) die Rezeption des Forschungsstandes in der Kulturanthropologie zusammengefasst. In der Forschungspraxis überwiegt die Analyse von digital durchdrungenen Alltags. Zu Formen und Praxen der digitalen Ethnografie bestehen unterschiedliche Ansätze und Schwerpunkte. Es handelt sich bei diesem methodischen Zugang um eine *arena of voice*, der viel Raum in der Fachdiskussion zugestanden wird.

Um die entsprechend umfangreichen Forschungsergebnisse und Projektbeschreibungen zu sichten, habe ich ein *Webcrawling* gestartet, das die expliziten Verweise auf entsprechende Methoden bündeln sollte. Für das Experiment wurde als Ausgangspunkt (*Seed-URLs*) eine Liste der universitären Institute und Landesstellen der Kulturanthropologie im deutschsprachigen Raum<sup>6</sup> erstellt. Mittels thematisch fokussiertem *Crawling* sollten dann entsprechende Suchwörter erkannt und die diese enthaltenden Texte gespeichert werden. Es zeigten sich jedoch Schwierigkeiten aufgrund der thematischen Fokussierung: Sucht man im Internet nach »Digital« oder »Internet«, so werden Zirkelschlüsse und kaum fokussierte Funde unvermeidbar. Das Verfahren zum *Webcrawling*<sup>7</sup> speichert trotz eigentlicher thematischer Begrenzung (auf zunächst 46 und später 21 Begriffe mit Bezug zu digitalen Methoden) jede zweite aufgerufene Website – 72.728 von 141.687 innerhalb einer Woche besuchten URLs –, da sie mindestens eins der vorgegebenen Suchwörter im Text enthielten (CrawlKA01 vom 01.10.2019<sup>8</sup>). Zum Vergleich: Bei einem *Crawling* nach Aussagen zu Telemedizin auf Webseiten von Ärzteverbänden wurden 1.206 von 468.299 URLs als relevant gespeichert, also knapp 0,4 Prozent (Crawl03a vom 23.03.2019<sup>9</sup>). Die Ergebnisse waren entsprechend nicht spezifisch genug, um sie für die weitere Analyse zu nutzen. Deshalb wurde auch hier auf exemplarische Schriften und Vorträge Bezug genommen, die maximal kontrastiert aus unterschiedlichen Fachstandorten und qualifikationsstufen-übergreifend ausgewählt wurden. Zur Wahrung der Anonymität werden diese hier nicht konkret benannt.

In den untersuchten kulturanthropologischen Studien wird Digitales vor allem als Forschungsgegenstand gesehen, in dieser digitalen Anthropologie geht es um »Technology as an object of study in a broad sense« (Svensson 2010 o.S.). Der Forschungsschwerpunkt liegt auf der Nutzung von digitalen Kommunikationsformen, insbesondere Social Media-Plattformen. Die digitalen Umgebungen, wie Apps oder Plattformen, werden dabei zwar in einigen Fällen bewusst in die Forschung einbezogen, allerdings laut den Darstellungen eher begleitend in den Gesprächen eingesetzt, um digital durchdrungene Alltage erforschbar zu machen. Die Infrastrukturen selbst stehen selten im Mittelpunkt der Fragestellungen.

Digitale Ethnografien gehen in der Quellengenerierung in der Regel manuell vor, es wird mit Screenshots und Transkripten sowie vereinzelt mit *Screenrecordings* als Video-Dokumentation gearbeitet. Die mit dem Forschungsfeld einhergehende Digitalisierung des eigenen Forschens wird kaum reflektiert – im Gegensatz zur Nennung von QDA-Software sogar im persönlichen Gespräch nur selten. Eher wird die digitale Datenablage und Analyse hier bereits als selbstverständlich vorausgesetzt. Nicht allen Forschenden sind zudem die ethischen Implikationen ihrer Erhebungen bewusst. Auch den Speicherort der digitalen Quellen – ob in der privaten Cloud oder beim Anbieter der genutzten generischen Tools – hinterfragen sie nur sehr selten, dann jedoch radikal etwa mit der Forderung, Forschungsdaten auf einer nicht mit dem Internet verbundenen Festplatte zu lagern. Die Zu-

stimmung der Beforschten wird im Zuge digitaler Erhebungen nicht immer eingeholt und ist Forschenden in ihrer Tragweite selten bewusst.

Nur einige wenige Studien widmen eine längere Text- beziehungsweise Vortragspassage den Methoden, wenn es sich um digitale Phänomene und deren Beforschung handelt. Das Konzept der digitalen Ethnografie setzen die meisten (nicht nur beim dgV-Kongress) 2019 ebenso als bekannt voraus, wie dies bei Verfahren wie Interview oder Beobachtung der Fall ist. Vielmehr ergänzen sie die knappen Verweise auf die beforschte Social Media-Plattform gegebenenfalls um Zahlen der berücksichtigten Beiträge – eine neuerliche *layer of silence* wird über die Erhebung selbst gelegt. Sehr wohl sind jedoch Rechtfertigungen präsent, die das eigene ethnografische Vorgehen auch in direkter Interaktion mit den Akteur\*innen beteuern, also auf das Verweben von Online und Offline auch in der Erhebungspraxis hinweisen. Dies mag daran liegen, dass gerade fehlende Kontextualisierung und Akteur\*innenzentrierung immer wieder kritisiert wurde und wird.

Erstaunlich ist der starke Bezug auf Quantifizierungen in diesem Bereich. Immer wieder verweisen Forschende auf die Zahlen der beforschten Beiträge oder Akteur\*innen und nehmen implizit an, dass eine hohe Zahl eine große Dichte des Materials bezeugt. Dabei besteht ein deutlicher Unterschied zu Forschungen in anderen Bereichen, die entsprechende Bezüge nicht setzen. Es verwundert auch die geringe Bezugnahme auf Studien aus den *Computational Social Sciences* (Blätte u. a. 2018), die Fragen nach Quantität und Qualität neu stellen würden.

## Fazit und Ausblick: Schweigen und Stimmen zu digitalem kulturwissenschaftlichem Arbeiten

Einige Punkte können hier nicht weiterverfolgt werden. So sind (1.) alle Fragen des Forschungsdatenmanagements eine ganz eigene Diskursarena, die bisher nur in wenigen Schnittmengen mit dem Forschungsalltag verknüpft wird. Zudem besteht seit einigen Jahren im Fach (2.) eine vergleichsweise gut etablierte Praxis der Digitalisierung von historischem Archivmaterial, in der besonders die Landesstellen und Museen involviert sind – und die interdisziplinär angebunden, im Fach jedoch wenig vernetzt wird. Hier fehlen Reflexionen des eigenen Tuns in viele Dimensionen. Wenig involviert ist die Kulturanthropologie außerdem (3.) in das Entstehen neuer interdisziplinärer Forschungszusammenhänge wie den genannten Digital Humanities und Computational Social Sciences. Qualitativ-empirische Perspektiven sind hier selten anzutreffen, auch weil diese emergenten *Communities of Practice* (Lave/Wenger 1991) aus qualitativer Perspektive noch kaum wahrgenommen werden. Für das Arbeiten in diesen Kontexten ist eine Kommunikationsfähigkeit notwendig, die sich nur in langfristigen Kollaborationen realisieren lässt. Gleichzeitig sind Grenzen dieser vielversprechenden Ansätze gerade für Kulturanalysen kritisch zu prüfen (vgl. erste Ansätze dazu in Koch/Franken 2020 sowie Franken 2020). Erste Studien der deutschsprachigen Kulturanthropologie untersuchen (4.) Datenpraktiken in unterschiedlichen Feldern und greifen dabei auch die sich entwickelnden *Critical Data Studies* (Kitchin/Lauriault 2018) auf, deren Perspektiven die Versprechungen von digitalen Geistes- und Sozialwissenschaften gut in Frage stellen können, hier jedoch nicht weiter verfolgt werden konnten.

Hier konnten nicht alle andernorts vorgeschlagenen Facetten zur Systematisierung der kulturanalytischen Ansätze zur Erforschung digitaler Daten berücksichtigt werden. Im vorliegenden Beitrag standen zunächst Bezugnahmen auf digitale Verfahren und Nutzung von

bestehenden Tools mit Mittelpunkt, die als Umsetzung und Anwendung von *Cultural Informatics* verstanden werden kann. In der Kulturanthropologie werden aktuell generische Tools bevorzugt, die eine klare Referenz auf analoge wissenschaftliche Praktiken setzen, wie etwa bei Textverarbeitungsprogrammen durch die Bezugnahme auf ein Blatt Papier. Daneben wurde digitale Ethnographie als Forschung mit dem Gegenstand digitaler Alltags betrachtet, die Koch neben den *Cultural Informatics*, der Anthropologie des Medialen und den *Critical Data Studies* als Bereiche der Kulturanalyse digitaler Daten darstellt.<sup>10</sup> Insbesondere die Kontexte der *Cultural Informatics* jenseits von generischen Tools bedürfen weitergehenden Betrachtungen, die in meiner laufenden Forschung zum wissenschaftlichen Arbeiten im Digitalen künftig ebenso im Zentrum stehen werden wie die Ausweitung der Analysen auf weitere qualitativ-empirisch arbeitende Disziplinen.

Die Forschung mit quantifizierenden Verfahren und gerade auch die Nachnutzung von Forschungsdaten anderer hat nicht zuletzt aufgrund forschungspolitischer Entwicklungen eine Relevanz, der sich auch qualitative Forschungen kaum entziehen werden können. Eine im Rahmen des Forschungsdatenmanagements zunehmend verfügbare Quellenbasis anderer Forscher\*innen als Grundlage für eigene Arbeiten ist ebenso wünschenswert wie gefährlich, was an anderer Stelle bereits ausgeführt und als Forschungsdesiderat aus ethnografischer Perspektive angemahnt wurde (nicht zuletzt in Welz 2019). Der längst als Wettbewerbsvorteil im akademischen Kapitalismus geltende Anteil des Digitalen an der eigenen Forschung sollte trotz aller Schwierigkeiten, die eine qualitativ-ethnografische Disziplin mit dieser Denkweise zu Recht hat, nicht anderen überlassen werden. Gerade in der kritischen Reflexion von Quellenwert auf der einen Seite (Koch/Kinder-Kurlanda 2020) und Mehrwert von teilautomatischen Verfahren als Filter auf der anderen Seite (Koch/Franken 2020) liegen große Möglichkeiten, die in der deutschsprachigen Kulturanthropologie noch deutlich stärker aufgegriffen werden könnten.

## Endnoten

- 1 Das Habilitationsprojekt mit dem Arbeitstitel »Wissenschaftliches Arbeiten im Digitalen. Eine diskursethnografische Erhebung zum methodischen Wandel in qualitativer Forschung«, betreut durch Gertraud Koch, wurde 2018 am Institut für Volkskunde/Kulturanthropologie der Universität Hamburg begonnen.
- 2 Vgl. das Abstract zum Workshop unter <http://dgv-kongress2019.de/abstracts/digital-humanities/>, aufgerufen am 3.3.2020.
- 3 Die Vorträge fanden als Institutskolloquium unter dem Titel »Wissenschaftliches Arbeiten im Digitalen. Spannungsfelder und Herausforderungen« statt. Vgl. das Programm unter <https://www.kulturwissenschaften.uni-hamburg.de/vk/ueber-das-institut/institutskolloquium/institutskolloquium-wise19-20.html/>, aufgerufen am 3.3.2020.
- 4 Gesichtet wurden die Dissertationen, die 2017 bis 2019 in den Mitgliederinformationen der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde angekündigt wurden.
- 5 Diese Ergebnisse decken sich in weiten Teilen mit den von Neitmann/Scheel in dieser Ausgabe präsentierten Umfrageergebnissen.
- 6 Auf Grundlage von <http://www.d-g-v.de/netzwerk/hochschulen-und-universitaeten/> sowie <http://www.d-g-v.de/netzwerk/landesstellen-und-andere-forschungsinstitutionen/>, aufgerufen am 15.9.2019.
- 7 Vgl. Adelmann, Benedikt/Lina Franken (2020): Thematic Web Crawling and Scraping as a Way to form focussed Web Archives. In: Engaging with Web Archives. Book of Abstracts. <https://ewaconference.com/>, aufgerufen am 3.3.2020.
- 8 Mein Dank gilt Benedikt Adelmann für die technische Umsetzung und Anwendung des *Webcrawling* und *Scraping*. Das zugrundeliegende Verfahren wurde gemeinsam im Kontext des Forschungsverbundes »Automatisierte Modellierung hermeneutischer Prozesse – Der Einsatz von Annotationen für sozial- und geisteswissenschaftliche Analysen im Gesundheitsbereich (hermA)« entwickelt.

- 9 Dieser und weitere *Crawls* entstanden im Kontext der Korpuserstellung des hermA-Teilprojektes »Automatisierungspotenziale hermeneutischer Prozesse in der Diskursethnographie zu Akzeptanzproblematiken der Telemedizin«. Der Projektleiterin Gertraud Koch danke ich herzlich insbesondere für die fortwährende Diskussion und Reflexion der Methodenentwicklung und ihrer Implikationen.
- 10 Eine entsprechende Systematik präsentierte Gertraud Koch im Abendvortrag »Von der Ausstellung zu offenen Kulturdaten. Empirische Kulturanalyse und Repräsentation unter Bedingungen digitaler Materialität« im Rahmen des 42. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (dgv.) am 9.10.2019. Ein Video-Mitschnitt ist online bereits vor der Tagungspublikation verfügbar unter <http://dgv-kongress2019.de/abstracts/plenarvortrag-vi-oeffentlicher-abendvortrag/>, aufgerufen am 3.3.2020.

## Literatur

- Bareither, Christoph (2019): Medien der Alltäglichkeit. Der Beitrag der Europäischen Ethnologie zum Feld der Medien- und Digitalanthropologie. In: Zeitschrift für Volkskunde 115/1, 3–26.
- Beck, Stefan (2000): Rekombinante Praxen. Wissensarbeit als Gegenstand der Europäischen Ethnologie. In: Zeitschrift für Volkskunde 96/2, 218–246.
- Beck, Stefan u. a. (Hg.) (2012): Science and Technology Studies. Eine sozialanthropologische Einführung. Bielefeld.
- Bischoff, Christine u. a. (Hg.) (2014): Methoden der Kulturanthropologie. Bern.
- Blätte, Andreas u. a. (Hg.) (2018): Computational Social Science. Die Analyse von Big Data. Baden-Baden.
- Brückner, Wolfgang (Hg.) (1971): Falkensteiner Protokolle. Frankfurt a. M.
- Clifford, James/George E. Marcus (Hg.) (1986): Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography. Berkeley.
- Fenske, Michaela (2006): Mikro, Makro, Agency. Historische Ethnografie als kulturanthropologische Praxis. In: Zeitschrift für Volkskunde 102/2, 151–177.
- Fleischhack, Julia (2019): Veränderte Bedingungen des Sozialen. Eine methodologische Betrachtung zur Digitalen Anthropologie/Digitalen Ethnographie. In: Zeitschrift für Volkskunde 115/2, 196–215.
- Franken, Lina (2017): Unterrichten als Beruf. Akteure, Praxen und Ordnungen in der Schulbildung. Frankfurt a. M.
- Dies. (2020): Methodologie der Zukunft? Automatisierungspotentiale in der Analyse kulturwissenschaftlicher Forschungsdaten. In: Ove Sutter u.a. (Hg.): Planen. Hoffen. Fürchten. Zur Gegenwart der Zukunft im Alltag. Münster/New York. [Im Erscheinen]
- Franken, Lina/Gertraud Koch (2019): Automatisierungspotenziale in der qualitativen Diskursanalyse. Das Prinzip des »Filterns«. In: Patrick Sahle (Hg.): Digital Humanities: multimedial & multimodal. Konferenzabstracts. Frankfurt a. M., S. 89–91.
- Glaser, Barney G./Anselm L. Strauss (2010): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. 3. Aufl., Bern.
- Götttsch, Silke/Albrecht Lehmann (Hg.) (2007): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. 2. Aufl., Berlin.
- Gusterson, Hugh (1997): Studying Up Revisited. In: Legal Anthropology Review 20, 114–119.
- Hegner, Victoria/Dorothee Hemme (Hg.) (2011): Themenheft Feldforschung@cyberspace. Kulturen 15/2.
- Hengartner, Thomas (2007): Volkskundliches Forschen im, mit dem und über das Internet. In: Silke Götttsch/Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. 2. Aufl., Berlin, 189–218.
- Ders. (2012): Technik – Kultur – Alltag. Technikforschung als Alltagskulturforschung. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 108/1, 117–139.
- Hess, Sabine u. a. (Hg.) (2013): Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte. Berlin.
- Hine, Christine (2017): Ethnography for the Internet. Embedded, Embodied and Everyday. London u. a.
- Jannidis, Fotis u. a. (Hg.) (2017): Digital Humanities. Eine Einführung. Stuttgart.
- Kelle, Udo (2017): Computergestützte Analyse qualitativer Daten. In: Uwe Flick u. a. (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 12. Aufl., Reinbek bei Hamburg, 485–502.
- Keller, Reiner (2011): Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms. 3. Aufl., Wiesbaden.

- Kitchin, Rob/Tracey P. Lauriault (2018): Toward Critical Data Studies. Charting and Unpacking Data Assemblages and Their Work. In: Jim Thatcher u. a. (Hg.): *Thinking Big Data in Geography*. New Regimes, New Research. Lincoln/London, 3 – 20.
- Koch, Gertraud (2012): Kybernetische Imaginationen. Zur Notwendigkeit einer virtuellen Ethnografie. In: Karl Braun u. a. (Hg.): *Umbruchszeiten. Epistemologie & Methodologie in Selbstreflexion*. Marburg, 144 – 159.
- Dies. (2014): Ethnografieren im Internet. In: Christine Bischoff u. a. (Hg.): *Methoden der Kulturanthropologie*. Bern, 367 – 382.
- Dies. (2015): Empirische Kulturanalyse in digitalisierten Lebenswelten. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 111/2, 179 – 200.
- Dies. (2018): The Ethnography of Infrastructures. *Digital Humanities and Cultural Anthropology*. In: Agiatis Bernadou (Hg.): *Cultural Heritage Infrastructures in Digital Humanities*. London/New York, 63 – 81.
- Dies. (2019): Studienschwerpunkt Medialität. Zur Spezifik empirisch-kulturwissenschaftlicher Medienforschung in Hamburg und darüber hinaus. In: *Hamburger Journal für Kulturanthropologie* 10, 23 – 38.
- Koch, Gertraud/Lina Franken (2020): FDigitales Filtern in der wissenssoziologischen Diskursanalyse. Potenziale und Herausforderungen der Automatisierung im Kontext der Grounded Theory. In: Samuel Schilling / Peter Klimczak (Hg.): *Soziale Medien? Interdisziplinäre Zugänge zur Onlinekommunikation*. Wiesbaden, S. 121 – 138 (im Druck).
- Koch, Gertraud/Katharina E. Kinder-Kurlanda (2020): Source Criticism of Data Platform Logics on the Internet. In: *Historical Social Research* 45/3, 270 – 287.
- Kozinets, Robert V. (2011): *Netnography. Doing Ethnographic Research Online*. Los Angeles.
- Kulturen (2011): Themenheft *feldforschung@cyberspace* 2011/2.
- Lave, Jean/Etienne Wenger (1991): *Situated Learning. Legitimate Peripheral Participation*. Cambridge.
- Lehmann, Albrecht (2007): *Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens*. Berlin.
- Löfgren, Orvar (2014): Routinising Research. Academic Skills in Analogue and Digital Worlds. In: *International Journal of Social Research Methodology* 17/1, 73 – 86.
- Marcus, George E. (1995): Ethnography in/of the World System. The Emergence of Multi-Sited Ethnography. In: *Annual Review of Anthropology* 24, 95 – 117.
- MacMillan, Katie/Thomas Koenig (2004): The Wow Factor. Preconceptions and Expectations for Data Analysis Software in Qualitative Research. In: *Social Science Computer Review* 22, 179 – 186.
- Nader, Laura (1972): Up the Anthropologist. Perspectives Gained from Studying Up. In: Dell Hymes (Hg.): *Reinventing Anthropology*. New York, 284 – 311.
- Pink, Sarah u. a. (2016): *Digital Ethnography. Principles and Practice*. Los Angeles u. a.
- Sattler, Simone (2014): Computergestützte qualitative Datenbearbeitung. In: Christine Bischoff u. a. (Hg.): *Methoden der Kulturanthropologie*. Bern, 476 – 487.
- Schönberger, Klaus (2006): Online/offline – Persistenz – Auflösung – Rekombination. Alte und neue Grenzen und Differenzen in der Nutzung neuer Informations- und Kommunikationstechnik. In: Thomas Hengartner/Johannes Moser (Hg.): *Grenzen & Differenzen. Zur Macht sozialer und kultureller Grenzziehungen*. Leipzig, 627 – 637.
- Sloan, Luke/Anabel Quan-Haase (Hg.) (2017): *The SAGE Handbook of Social Media Research Methods*. Los Angeles u. a.
- Star, Susan Leigh/Anselm L. Strauss (1999): Layers of Silence, Arenas of Voice. The Ecology of Visible and Invisible Work. In: *Computer Supported Cooperative Work* 8, 9 – 30.
- Svensson, Patrik (2020): The Landscape of Digital Humanities. In: *Digital Humanities Quarterly* 4/1, Art. 1, <http://digitalhumanities.org/dhq/vol/4/1/000080/000080.html>.
- Warneken, Bernd-Jürgen/Andreas Wittel (1997): Die neue Angst vor dem Feld. Ethnographisches research up am Beispiel der Unternehmensforschung. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 93/1, 1 – 16.
- Welz, Gisela (2019): Der Wert des kleinen Faches. Laudatio für Silke Göttisch-Elten. In: Karl Braun u. a. (Hg.): *Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven*. Marburg, 55 – 63.
- Wittel, Andreas (2000): Ethnography on the Move. From Field to Net to Internet. In: *Forum: Qualitative Sozialforschung* 1/1, Art. 21, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0001213>.



# Digitalisierung von (geistes)wissenschaftlichen Arbeitspraktiken im Alltag: Entwicklung eines Werkzeugs zur digitalen Annotation

Sedef Neitmann und Christian Scheel

---

## Einführung

Die voranschreitende Digitalisierung beeinflusst die Praktiken wissenschaftlicher Bearbeitung von Quellenmaterial und bereitet zugleich die Grundlage für neuartige digitale Werkzeuge, die wissenschaftlichen Nutzer\*innen eine zielgerichtetere und effizientere Fragestellung ermöglichen oder Impulse für neue Forschungsfragen geben. Die Entwickler\*innen dieser Tools sind jedoch mit der Kritik konfrontiert, dass diese Tools nicht vollends mit bisherigen Arbeitsweisen potenzieller Nutzer\*innen im Einklang stehen, weshalb diese sich oft ganz bewusst gegen die Verwendung neuer Werkzeuge – im konkreten Fall neuer Annotationstools – entscheiden. Die Bedenken und Hoffnungen, die neuartigen digitalen Werkzeugen entgegengebracht werden, sowie die (Nicht-)Veränderungen von Praktiken und Routinen des Arbeitsalltags sind zentrales Thema dieses Artikels. Das diskutierte Beispiel bezieht sich auf ein digitales Annotationswerkzeug, das derzeit von uns, den Autor\*innen, am Georg-Eckert-Institut – Leibniz-Institut für internationale Schulbuchforschung (GEI) im *Projekt Semantische Konzepte in Schulbüchern (SemKoS)* entwickelt wird.<sup>1</sup> Das GEI betreibt Forschungen zu Produktion, Inhalten und Aneignung von schulischen Bildungsmedien. Das entstehende, digitale Annotationswerkzeug ist vornehmlich für Schulbuch- und Curricula-Analysen gedacht.<sup>2</sup>

In *SemKoS* wird ein Werkzeug entwickelt, mit dem man Textinhalte von Büchern semantisch auszeichnen kann. Die Grundidee ist einfach: Die Benutzer\*innen klicken auf ein Wort, einen Satz oder einen Absatz, es erscheint eine Liste von Entitäten, die gemeint sein könnten, die Benutzer\*innen wählen die richtige Entität aus und verlinken sie mit der Textstelle. Grundlage der Erarbeitung des Annotationswerkzeugs bilden Bestände der instituts-eigenen digitalen Sammlung GEI-Digital.<sup>3</sup> In Büchern gefundene Entitäten, also Personen, Institutionen, Orte und Ereignisse, lassen sich durch das Werkzeug per Verknüpfung mit Wissensdatenbanken wie beispielsweise der Gemeinsamen Normdatei (GND)<sup>4</sup> der Deutschen Nationalbibliothek verbinden. Für den Wissenschaftsalltag ist es nun aber zentral, dass das Werkzeug auch freie Annotationen ermöglicht, denn dadurch erhöht sich die Ähnlichkeit zum gewohnten, analogen Arbeiten – und damit auch der Zuspruch.

Um die Bedingungen der Akzeptanz digitaler Annotationswerkzeuge zu prüfen, haben wir eine Umfrage innerhalb des Instituts durchgeführt. Die Ergebnisse werden in diesem Beitrag präsentiert. Zudem definieren wir genauer, was hier unter Annotation zu verstehen ist, werfen einen Blick auf die Transformationserscheinungen von analoger zu digitaler geisteswissenschaftlicher Arbeit und werten dann mit diesen Erkenntnissen unsere Umfrageergebnisse aus. Die zwischen dem 7. und 28. Juni 2019 freigeschaltete Umfrage wurde

mit 29 Fragen auf Deutsch und Englisch erstellt. Insgesamt wurden 38 Personen adressiert, wir erhielten 32 verwertbare Antworten. Die Teilnehmenden spiegeln die Vielfältigkeit des Instituts in ihrer fachlichen Ausrichtung wider – sie kommen aus verschiedenen Feldern der Geisteswissenschaften, wie Islamwissenschaft, Geschichte, Politikwissenschaft, Kulturwissenschaft, Medienwissenschaften und Erziehungswissenschaften. Zudem ist die Belegschaft auch international.

Eine der wichtigsten Komponenten bei der Entwicklung von Werkzeugen für die geisteswissenschaftliche Forschung ist die Kommunikation. Es ist uns äußerst wichtig zu verstehen, welche Anforderungen die Geisteswissenschaftler\*innen an ein solches Werkzeug stellen und bei der Implementierung zu berücksichtigen. Deshalb war das Projektteam interdisziplinär aufgestellt. Die mitarbeitende Geisteswissenschaftlerin brachte eigene Nutzungserfahrungen mit und forcierte die Kommunikation den forschenden Abteilungen, um verschiedene wissenschaftliche Arbeitsmethoden zu beleuchten und Anwendungsszenarien zu entwickeln. Es wurde ein Prototyp entwickelt, der viele notwendige Daten verarbeiten und illustrieren konnte. Dieser stellte in zweierlei Hinsicht die Grundlage einer Evaluierung dar. Zum einen stießen wir bei der Entwicklung auf Designfragen, für die es Klärung bedurfte, zum anderen war ein existierendes Werkzeug, auf das man eingehen konnte, greifbarer als ein hypothetisches. Regelmäßig wurden Fortschritte und neue Ideen interdisziplinär besprochen. Anschließend nutzten wir das gewonnene Feedback, um die Umfrage zu erstellen, mit der wir die Bedürfnisse der Mitarbeitenden tiefergehend ergründen konnten. Somit konnte sich das geplante Rechercheinstrument zu einem forschungsorientierten Annotationswerkzeug entwickeln. Mit Hilfe der Umfrage und den bereits entwickelten Softwarekomponenten konnte dann ein Werkzeug entwickelt werden. Dabei galt es zu beachten, dass die Anforderungen an ein solches Tool sich im Hinblick auf Individualnutzer\*innen und Gruppennutzer\*innen unterscheiden; beiden Parteien muss ein solches Werkzeug gerecht werden.

Annotieren bedeutet das Anfertigen von Notizen und ist Alltagsgeschäft im geisteswissenschaftlichen Arbeiten. Es ist so basal, dass der Universitätsbibliothekar und Professor für Englisch John Unsworth das Annotieren in seiner Systematik als eine der »scholarly primitives« benennt, also als eine von sieben grundsätzlichen wissenschaftlichen Arbeitsschritten, die disziplinübergreifend ausgeübt werden (2000). In der kritischen Quellenarbeit kommt die Annotation beim Vergleichen und Analysieren beständig zum Einsatz (Lordick u. a. 2016, 195). Annotieren ist eine kulturelle Praxis, die im Prozess der Aneignung von Inhalten und Strukturen ausgeführt wird. Es gibt bereits eine Vielzahl von digitalen Annotationswerkzeugen. Warum ist nun ein weiteres Tool vonnöten? Diese Frage lässt sich mit der DARIAH-DE-Untersuchung beantworten, die auf die Heterogenität von Quellen, »Forschungsfragen, Zielsetzungen und Annotationstiefen« verweist (Dies., 193), welche individuelle Spezifizierungen erforderlich machen. Der Fall ist am GEI ähnlich gelagert. Es gibt mittlerweile eine große Anzahl von digitalisierten Schulbüchern, die die Bibliothek des Instituts formal und standardisiert erfasst hat. Aber es gibt noch keine detailreiche, inhaltliche Erschließung. Die Digitalisierung bietet der Forschung im Rahmen der Digital Humanities jedoch neue Möglichkeiten: Um die Bücher inhaltlich durchsuchbar zu machen und auf dieser Ebene zu erschließen, sollen nun semantische Konzepte durch Annotation markiert werden können. Das Annotationswerkzeug wird auf die Schulbücher zugeschnitten sein, da sich Schulbücher durch eine komplexe Struktur auszeichnen, die hinsichtlich von Form und Inhalt sehr heterogen ist, was Autor\*innen, Quellentexte, Grafiken und Aufgabenstellungen anbelangt.

Unser Interessensfeld ist von zwei Ausgangspunkten eingegrenzt: Wir gehen in unserem Projekt von semantischen Annotationen aus und legen den Fokus auf textbasierte

Dokumente, auch wenn Annotation natürlich ebenso für Präsentationen, Karten, Grafiken, Videos und so weiter (Shilman/Wei 2004, 325) gelten. Dieser Beitrag versteht sich als Annäherung an das Thema der digitalen Annotation, aber auch als Werkstattbericht, denn das Projekt ist *work in progress*. Unsere Umfrage dient dazu, zu klären, durch welche Maßnahmen sich die Bereitschaft der Wissenschaftler\*innen am GEI erhöhen ließe, in ihrem Arbeitsalltag – beispielsweise bei einer Schulbuch- oder Curricula-Analyse – von analog auf digital umzusteigen. Leitfragen der Umfrage waren: Was für Vor- und Nachteile nehmen die Teilnehmenden der Umfrage wahr? Welche Veränderungen der alltäglichen Arbeit befürchten oder erhoffen sie? Wie verändern sich Arbeitsprozesse? Was sind die Gründe für Ablehnung gegenüber digitalem Arbeiten? Gibt es neue Organisationsformen wie beispielsweise mehr Teamarbeit? Wie können Wünsche und Ängste aufgegriffen und Widerständigkeiten reflektiert werden?

### Die Transformation von analoger zu digitaler Arbeit beim Annotieren

Im folgenden Abschnitt wird darauf eingegangen, wie sich das analoge wissenschaftliche Arbeiten zum digitalen verhält und inwiefern Annotationen Bestandteil des wissenschaftlichen Arbeitens sein können. Mitgedacht sind die Digitalisierung begleitenden Veränderungen von Wissensordnungen sowie die Herausforderungen, die die Entwicklung eines Annotationswerkzeugs für geisteswissenschaftliche Forschung mit sich bringen kann.

Für das weitere Verständnis soll hier kurz die Definition des *SemKoS*-Projektteams von Annotation umrissen werden: Annotation bedeutet die Markierung, Hervorhebung und Kommentierung von Text. Die Notizen, welche die Leser\*innen direkt am Text oder zum Beispiel in einem Notizbuch machen, dienen dazu, die Inhalte zu bearbeiten, Informationen hervorzuheben und nach ihren Interessen zu filtern. Demnach ist das Annotieren ein Kernbestandteil der Textanalyse und damit vor allem eine Praxis des wissenschaftlichen Lesens. Annotieren ist eine jahrhundertealte kulturelle Praxis, die beim alltäglichen Arbeiten mit Texten angewandt wird. Dennoch sind theoretische Auseinandersetzungen mit dem Begriff Annotation bislang rar (vgl. Jacke 2018). Dies ist allerdings im Wandel begriffen, das Interesse am Thema steigt auch aus geisteswissenschaftlicher Sicht.<sup>5</sup> Annotationen können sehr heterogen sein: Abgesehen von den verschiedenen Wissenshintergründen der Annotierenden und deren Interessen sowie den unterschiedlichen zugrundeliegenden Quellen lassen sich Annotationen bezüglich ihrer Form, Funktion und auch Intention klassifizieren. Mögliche Funktionstypen sind nach Niels-Oliver Walkowski: »to remember, to think, to clarify, to record incidental reflection, to communicate« (2016, 11). Des Weiteren können Annotationen zum Beispiel semantisch oder lexikalisch sein, was wiederum von der Funktion der Annotation abhängig ist (Lordick u. a. 2016, 188 – 189).

### Informationsmanagement und Wissensordnung

Jede sich mit Quellenmaterial auseinandersetzende Person hat ihr persönliches Informationsmanagement. Dies – und dass Informationssammlungen *während des Forschungsprozesses* »beweglich« bleiben (Bélanger 2010, 1) – ist für die *Überlegungen* zu digitalen Annotationen von hohem Belang. Zu berücksichtigen ist also, welche verschiedenen Bedürfnisse aus dem Umstand resultieren, dass Wissenschaftler\*innen mit Informationen aus Texten unterschiedlich umgehen und diese unterschiedlich verwerten. Für Informa-

*tionswissenschaftler\*innen* und Informatiker\*innen liegt hier jedoch das Grundproblem vor, dass viele von ihnen mit geisteswissenschaftlichen Arbeitsweisen und den Forschungs- wie Denkstilen einzelner Disziplinen nur wenig vertraut sind. Hea Lim Rhee, Wissenschaftlerin am Korea Institute of Science and Technology Information, hat in ihrer Meta-Studie dieses Feld untersucht, um das Verhalten von Historiker\*innen bei der Suche von Informationen rekonstruieren zu können. Hervorzuheben sind im Vergleich zu den Sozialwissenschaften die Ergebnisse, dass Historiker\*innen bei der Suche gerne browsen und ihre Ergebnisse durch zufällig gefundene, weitere Informationen kontextualisieren (Rhee 2012).

Annotieren und Lesen sind eng miteinander verbunden. Als kulturelle Praxis verändert sich das Lesen beständig. Digitale Oberflächen ersetzen mehr und mehr Papier, damit eingehend verändern sich Rezeptionsarten und -strategien. Diese Veränderungen stehen jedoch in keinem Widerspruch zur vorherigen Art des Lesens, denn schon immer war das Lesen eine Mensch-Technik-Interaktion, die sich nun nur verschiebt (Löfgren 2014, 79; Mangen/van der Weel 2016). Lesen als kulturelle Praxis ist nicht statisch, sondern hat sich im Laufe der letzten Jahrhunderte zur heutigen Ausprägung gefunden (ebd.). Die Bedeutung der Veränderungen, die in der wissenschaftlichen Arbeit durch neue Technologien entstehen, und damit das disruptive Potential der Digitalität, relativiert der schwedische Kulturanthropologe Orvar Löfgren, indem er den stetigen Wandel der akademischen Arbeitswelt herausstellt: »Every academic generation, whether in the 1630s or the 2010s, has a tendency to see its own life history as revolutionary as there are so many dramatic changes that have been lived through« (2014, 75).

Mit den durch die Digitalisierung veränderten Materialien und Oberflächen stellen sich Fragen nach anderen Navigationsformen: Wie finde ich mich auf Papier zurecht, wie auf einem Bildschirm? Der Wechsel der Materialität bedeutet also neues Wissen und neue Ordnungen von Wissen. Digitales Lesen ist im Generellen oberflächlicher als die papierene Form und löst das tiefe Lesen ab (Mangen/van der Weel 2016, 117).

## Digitale Werkzeuge für die geisteswissenschaftliche Forschung

Laut den Informationswissenschaftler\*innen Ben Heuwing, Thomas Mandl und Christa Womser-Hacker erwarten Geisteswissenschaftler\*innen, dass Werkzeuge ihre bisherigen Forschungspraktiken respektieren, sukzessiv verbessern und beschleunigen (2016).<sup>6</sup> Bei der Planung und Entwicklung eines Werkzeugs ist dementsprechend zu berücksichtigen, dass seine Oberflächen so gestaltet sind, dass sie möglichst keine Schwellenangst auslösen und sich Benutzer\*innen damit wohl – und sanft an digitale Methoden herangeführt – fühlen. Entwickler\*innen sollten sich, so unsere Erfahrung, im Klaren darüber sein, dass Nutzer\*innen oft mehr vom Werkzeug erwarten als dieses leisten kann. Diese Problematik gelte es dialogisch zu lösen (Gibbs/Owens 2012, 21), wobei der Erfolg eines Werkzeugs jedoch nur von etwa der Hälfte der Entwickler\*innen an der Anzahl der Nutzer\*innen gemessen wird; ein Drittel führt Nutzer\*innenstudien durch, 14 Prozent schalten Umfragen (Gibbs/Owens 2012, 1).

Federico Caria, User Experience-Forscher, und Brigitte Mathiak, Professorin für Digital Humanities, fragen, warum trotz der technischen Entwicklung digitale Annotationswerkzeuge wenig genutzt werden, obwohl sie seit Jahren verfügbar sind und die Werkzeuge Vorteile für zum Beispiel kollaboratives Arbeiten anbieten (2020, 40). In ihrer Nutzer\*innenstudie konnten Caria und Mathiak noch nicht klären, warum die Nutzer\*innen mit dem

angebotenen Annotationswerkzeug nicht arbeiten wollen. Die Tester\*innen waren nicht in der Lage zu verbalisieren, inwiefern das Werkzeug sie nicht unterstützte:

»In general, our testers were not able to articulate detailed explanations of why they did not use the tool, let alone able to say why it did not satisfy them. [...] We have not received sensible answers on this subject that go beyond various comments, like not being accustomed to taking notes online, etc. ›I highlighted a bit, then I was not able to find my highlights« answered one of the participants« (ebd., 49).

Dies deckt sich mit Löfgrens Beobachtung, dass in der geisteswissenschaftlichen Arbeit viele Forschungsroutinen unbewusst und unausgesprochen ablaufen.

### Anforderungen an ein digitales Annotationswerkzeug

Von evident gewordenen Analogien zwischen Erkenntnissen anderer Studien und den Ergebnissen unserer Umfrage ausgehend, wollen wir die Aufmerksamkeit im Folgenden nun dezidiert auf gemeinsame Charakteristika und Muster lenken und gleichzeitig Widersprüchlichkeiten thematisieren. Im Zuge der Auswertung unserer Untersuchung war über diesen Abgleich zu einer breit gefächerten Übersicht zu gelangen, wo Bedürfnisse und Schwierigkeiten der Wissenschaftler\*innen am GEI liegen *könnten*.

#### Rahmen der Umfrage am Institut

Mit Blick auf Nachhaltigkeit und Nutzer\*innenfreundlichkeit ist es für die Entwicklung eines Werkzeuges zentral, Feedbacks einzuholen und regelmäßige Evaluierungen durchzuführen (Heuwing u. a. 2016; Walkowski 2016, 18). Um Perspektiven der Informatik *und* der Geisteswissenschaften einzubringen, setzt das – unter anderem zu diesem Zweck interdisziplinär angelegte – *SemKoS*-Projektteam auf Partizipation: Kommunikation und Kollaboration sind in einem DH-Projekt elementar, schließlich gilt es, Werkzeuge zu entwickeln, die bisherige Forschungsinteressen unterstützen und neue Horizonte eröffnen sollen (Heuwing u. a. 2016). Um Bedürfnisse und Meinungen auf der Seite der potenziellen Anwender\*innen, in unserem Falle die Mitarbeiter\*innen des GEIs, einbeziehen zu können, schalteten wir die bereits erwähnte Umfrage. Diese basierte auf der Nutzungsstudie von Patrick Helling<sup>7</sup>, die ebenfalls die geisteswissenschaftliche Forschungspraxis beim analogen als auch digitalen Annotieren fokussiert. Hellings Forschungsdesign wurde nur leicht variiert: Wir fragten ebenfalls das Arbeitsverhalten am Institut in Bezug auf Annotationen und digitales Arbeiten sowie Wünsche für mögliche Funktionen ab, schließlich war zu berücksichtigen, dass die meisten Teilnehmenden bereits auf Erfahrungen in der Arbeit mit digitalen Werkzeugen zurückgreifen konnten. Additiv zur Umfrage sollen zeitnah außerdem noch qualitative Interviews geführt und ein GEI-interner Workshop abhalten werden.

Der sequenzielle Aufbau, der auf standardisierte, individuelle und Gruppendynamische Abfragen setzt, zielt darauf ab, dass möglichst viele Wünsche und speziell auch Ursachen für Ablehnungshaltungen ermittelt und in die Entwicklung des Werkzeuges einbezogen werden können. Transparent gemacht werden soll hier noch, dass die Überlegungen zur starken Teilhabe mit Erfahrungen am Institut korrespondieren: Bisherige digitale Angebote wurden von den Mitarbeiter\*innen nicht im erhofften Ausmaß angenommen.

Für *SemKoS* haben wir den Anspruch, ein breit aufgestelltes – und breit akzeptiertes – Werkzeug zur Verfügung zu stellen.

### Nutzung von Annotationen

In Hinblick auf unsere Ergebnisse schien es uns wichtig, Einblick in den Status quo des Annotationsverhaltens der Mitarbeiter\*innen am Institut zu gewinnen. Wofür nutzten sie Annotationen? Waren sie Verfechter von Papier und Stift oder arbeiteten die meisten von ihnen bereits digital? Ergänzend fragten wir auch nach den gewünschten Funktionen, also den Intentionen des Annotierens:

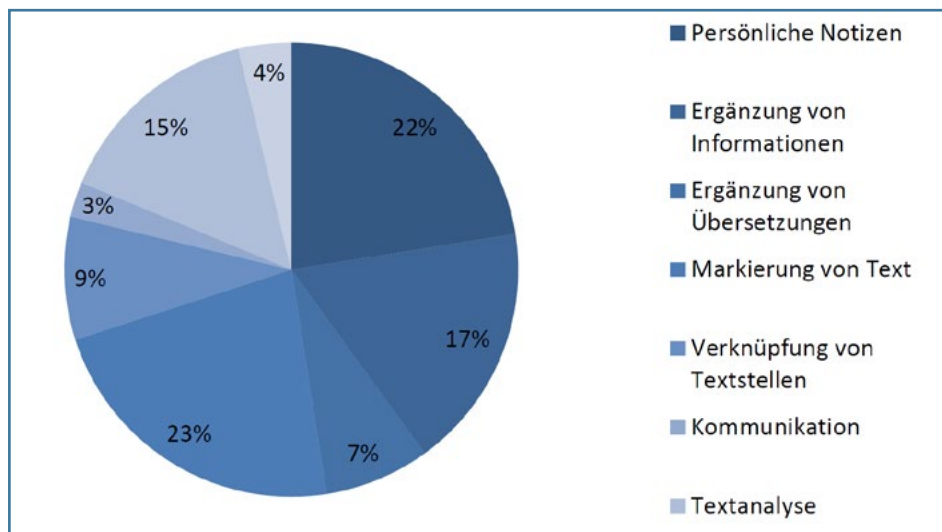


Abb. 1: Q7 [Mehrfachantworten waren möglich.] – Zu welchem Zweck nutzen Sie Annotationen bei Ihrer Arbeit?

45 Prozent der Befragten gaben an, analoge und digitale Annotationen in Form von Notizen und zur Verknüpfung von Textstellen zu nutzen. Persönliche Notizen und Notizen zur Textanalyse haben – im Vergleich zu den Antwortmöglichkeiten der Ergänzung und Kommunikation – für die Arbeit am meisten Relevanz (Q8<sup>8</sup>). Es wird bejaht, dass Annotationen bei der wissenschaftlichen Arbeit unterstützen und eine bedeutende Rolle spielen, wenn mit Textmaterialien gearbeitet wird (Q10). Hier lässt sich festhalten, dass Annotationen für die Teilnehmenden in ihrer wissenschaftlichen Arbeit am Text bedeutsam und für die persönliche Erschließung wichtig sind. Dies deckt sich mit anderen Studien. Annotieren als eine *Ausgestaltung des close readings* verstehen beispielsweise Caria und Mathiak als »inner dialogue of a reader (with the self)« (2020, 42).

Die meisten Teilnehmenden arbeiten mit klassischer Bürosoftware, einige sind auf spezifischere Werkzeuge umgestiegen (Q5a): Am häufigsten werden *Microsoft Office* Produkte genannt, aber auch spezialisierte Werkzeuge zum Annotieren wie *Mendeley*, *MaxQDA* oder *WebAnno*. Es gibt unter den Teilnehmenden große Unterschiede in ihrer Affinität zur technischen Unterstützung. Dies ist kein kennzeichnender Befund für das GEI, sondern entspricht den Praktiken der meisten Geisteswissenschaftler\*innen (Koch 2018, 67; Sahle 2015).

## Materialität und Immaterialität

Nahezu alle Teilnehmenden arbeiten sowohl digital als auch analog (Q1). Vergleicht man die Annotationsarbeit an analogen beziehungsweise digitalen Materialien, so fällt auf, dass in beiden Varianten viel analog notiert wird. Ausgedruckte Digitalisate werden dabei auch als analoge Quellen verstanden, das geht aus dem dazugehörigen Antwortfreifeld der Frage hervor.

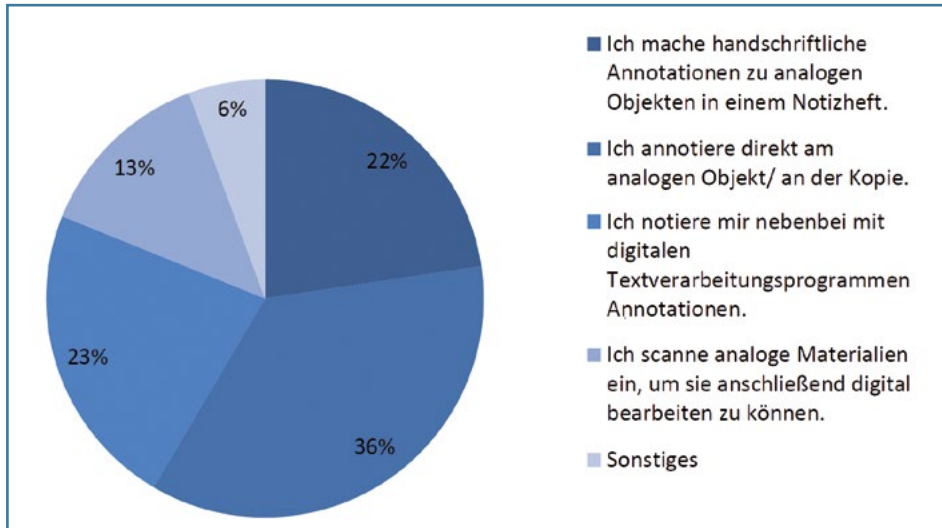


Abb. 2: Q5 [Mehrfachantworten waren möglich.] – Wie annotieren Sie während Ihrer Arbeit mit analogen Materialien?

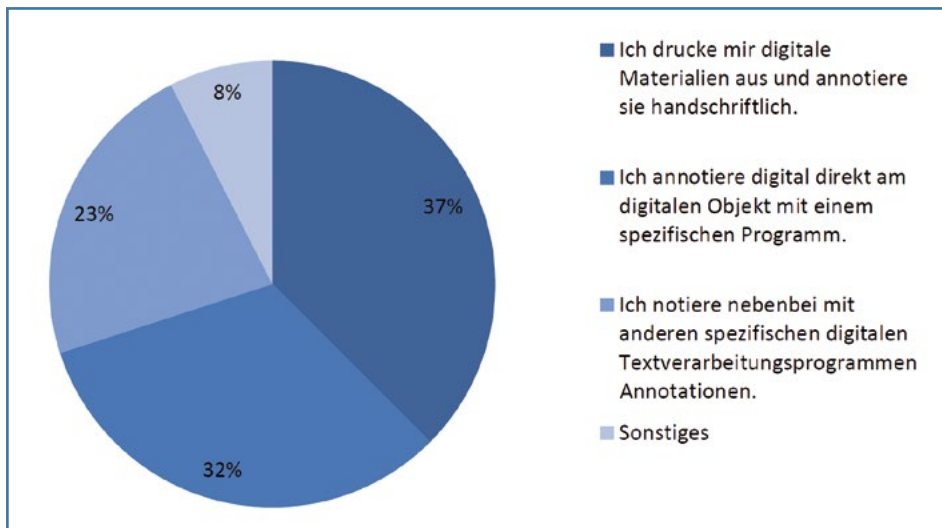


Abb. 3: Q6 [Mehrfachantworten waren möglich.] – Wie annotieren Sie während Ihrer Arbeit mit digitalen Materialien?

Selbst wenn die Quellen digital vorliegen, ist die analoge Annotation eine attraktive Variante. Woran liegt das? Löfgren nach sei es innerhalb der analog aufgewachsenen Generation verbreitet, digitale Texte auszudrucken, um sie dann zu lesen und zu annotieren. Er begründet dies mit der Verbundenheit zur Haptik: »The feel of paper is still important«

(2014, 80). Eine andere Begründung für die unter Wissenschaftler\*innen noch häufig anzutreffende Praktik des Ausdrucks von Dokumenten liefert die Informationswissenschaftlerin Marie-Eve Bélanger: Sie sieht darin einen Beleg für eine flexible Arbeitsweise, die von den multiplen Intentionen beim Annotieren geprägt ist, die die Software so aber nicht abbilden kann (2010, 1 – 2). Bélanger bezeichnet die freien Annotationen als informell und unvollständig und sieht sie als Möglichkeit, Gedanken schnell festzuhalten. Des Weiteren erlaubt Papier der annotierenden Person, favorisierte Praktiken umzusetzen – individuelle Markierungen und Symbole können von ihr erstellt werden (ebd., 2).

Freie Annotationen werden in den Geisteswissenschaften bevorzugt genutzt. Am besten wäre es also, in einem Werkzeug freie Annotationen anzubieten. Diese digitalen, freien Annotationen können dann gespeichert, gesucht und verändert werden. Damit verbinden sich die Vorteile der analogen und digitalen Praktiken. Im Gegensatz dazu sind aus der Sicht der Werkzeugentwickler\*innen freie Annotationen nicht wünschenswert, da nur ein kontrolliertes Vokabular und Standards eine Beziehung zwischen den Werken herstellen können. Die freie Annotation birgt immer die Gefahr von Rechtschreibfehlern und Unterschieden im Detailierungsgrad und behindert so die Möglichkeiten der digitalen Weiterverwertung (Scheel/De Luca 2020). Gertraud Koch erläutert das Unbehagen der Geisteswissenschaften, mit Werkzeugen zu arbeiten: Werkzeuge gäben letztendlich Strukturen vor, somit auch das Denken formen und ließen dadurch keinen Raum für ein Dazwischen (2018, 69 – 70). Auch die Automatisierung von Arbeitsschritten verändere die Arbeit nachhaltig und stehe im Gegensatz zum bisherigen Vorgehen:

»Wherever programs for automatized or semi-automatized analysis are employed, these must be defined, specified and determined as parameters of the field being studied beforehand. This is in contrast to the processual character of ethnographic research, with its interpretative intermediate steps and iterative adjustments of topical focus points that are substantively for the abductive, hypothesis-generating research approaches that characterize Cultural Anthropology« (ebd., 73).

Eine weitere Ebene bringt die Antwort einer Person (ID12) der Umfrage ein: »Das Papier trägt nachhaltig Spuren der heranwachsenden Gedanken und deren Erarbeitung über die Zeit hinweg, die die Qualität meiner qualitativen Forschung erhöht. Mit digitalen Annotationen ist diese Qualität nicht gewährleistet.« Beim Wechsel zu rein digitalem Arbeiten und der damit einhergehenden Rationalisierung befürchtet diese Person also einen Qualitätsverlust ihrer Arbeit. Gerade die Mehrstufigkeit, das Überdenken und die damit einhergehende zeitliche Komponente machen die analoge Arbeit aus. An dieser Stelle wird die Sorge deutlich, das eigene Informationsmanagement ändern zu müssen und schlechtere Arbeit abzuliefern. Dies ist auch ein wichtiger Impuls für die Entwicklung unseres neuen digitalen Annotationswerkzeugs. Den Gedanken des mehrstufigen Arbeitens, der für qualitatives Arbeiten wichtig ist, wollen wir aufnehmen.

### Kollaboratives Arbeiten

Wie stehen die Teilnehmenden der Umfrage zum kollaborativen Arbeiten? Die Hälfte der antwortgebenden Personen gab an, dass sie sich eine Funktion *wünsche*, die Gruppenarbeit ermöglicht (Q11). Auf die Frage, ob sie bei Gruppenarbeit den Annotationen anderer Wissenschaftler\*innen vertrauen würde, war die Hälfte der Personen unsicher. Zustimmung und Ablehnung hielten sich bei der anderen Hälfte die Waage. Das lässt vermuten, dass das



kollaborative Arbeiten noch nicht allzu verbreitet ist und die Skepsis hoch ist, mit den Annotationen von anderen weiterzuarbeiten. Dies deckt sich mit Funden aus anderen Studien.

Wie das ungewohnte, kollaborative Arbeiten beim Annotieren hemmen kann, legen die Professorin für Computer Science and Engineering Catherine C. Marshall und die Microsoft Office-Managerin Alice J. Bernheim Brush in ihrer Studie (2002) dar: Die Teilnehmenden, welche ihre Studierenden waren, annotierten im Vergleich zur digitalen Version, in der die Annotationen für die anderen Kursteilnehmende öffentlich waren, auf Papier mehr, unvollständiger und variantenreicher. Ferner wiesen die digitalen Annotationen andere und rationalisiere Inhalte auf als die persönlichen Notizen.

### Wünsche für ein digitales Annotationswerkzeug

Um herauszufinden, was ihnen an einem digitalen Annotationswerkzeug wichtig ist und welche Funktionen gegebenenfalls noch in das Werkzeug eingebaut werden sollten, haben wir die Teilnehmenden mehrere Aussagen bewerten lassen:

Antwort	ja	nein	unsicher	keine Antwort
Ich würde gerne mehr digital arbeiten.	12	1	4	2
Bei einem Annotationstool wünsche mir eine intuitive Oberfläche.	15	1	0	3
Ich möchte einzelne Annotationen hervorheben können.	13	1	2	3
Ich brauche unterschiedliche Farben zum Markieren.	13	0	3	3
Ich brauche unterschiedliche Symbole zum Markieren.	6	5	6	2
Ich möchte ganz frei annotieren können.	14	1	2	2
Ich möchte mich auf ein festes Vokabular stützen können.	4	5	8	2
Gruppenarbeit soll möglich sein.	9	1	6	3
Ich brauche ein Annotationstool zur Bearbeitung/ Markierung von Primärquellen.	13	2	2	2
Ich brauche ein Annotationstool zur Bearbeitung/ Markierung von Sekundärtexten.	12	2	3	2
Ich brauche ein Annotationstool für die Analyse.	12	3	2	2
Ich möchte Visualisierungen erstellen können.	9	1	7	2
Ich möchte eine eigene Systematik innerhalb meiner Annotationen erstellen können.	13	1	3	2
Mir ist wichtig, dass ich ein System trainieren kann, damit einige Annotationen, wie NER, semi-automatisch erfolgen können.	6	4	6	3
Bei Gruppenarbeit würde ich den Annotationen anderer WissenschaftlerInnen vertrauen.	4	5	8	2

Abb. 4: Q11 [Es war nur eine Antwort für jeden Punkt möglich.] – In SemKoS arbeiten wir an einem Annotations-Tool. Was wäre Ihnen bei einem solchen Tool wichtig? Bewerten Sie folgende Aussagen.

Hier ergab sich das folgende Bild: Bevorzugt werden geläufige Formen wie etwa Markierungen, welche formal gesehen neben Notizen, Unterstreichen und Einkreisen die am häufigsten angewendeten Formen der Annotation sind (vgl. Shilman/Wei 2004, 325). Die Teil-

nehmenden wünschen sich keine Entfremdung von ihrer jetzigen Arbeitsweise, sondern vielmehr eine Anlehnung an diese (Q24). Die Antworten zusammenfassend lässt sich sagen:

- Oberster Wunsch ist es, frei annotieren und selbstbestimmt über die Form der Annotationen entscheiden zu können. Ein festes Vokabular wird also nicht als notwendig eingestuft.
- Es ist wichtig, analoge Arbeitsweisen nachzuahmen, indem man unterschiedliche Farben anbietet sowie die Anschlussmöglichkeit eigene Codes zu entwickeln.
- Die Kommentare sollen deutlich sichtbar am Rand sein.
- Es wird Wert daraufgelegt, interoperabel arbeiten und verschiedene Endgeräte nutzen zu können.
- Eine Arbeitsunterstützung in Form von automatisch generierten Exzerpten und Rechtschreibkontrolle wird gewünscht.

Auf die Frage am Ende der Umfrage hin, ob sich Vorstellungen bezüglich der Funktionen eines solchen Werkzeugs geändert hätten, äußerte eine Person (ID14), dass die Arbeitsweise dem Digitalen anpassen werden müsste: »Es würde wohl alles systematischer und langfristig nachvollziehbarer, aber es erfordert auch erstmal mehr Disziplin und Bildschirmarbeit.« Außerdem wird mehrmals die Wichtigkeit der Interoperabilität, also die Fähigkeit einer Software durch Import- und Exportfunktionalitäten Informationen mit anderen Werkzeugen austauschen zu können, eines solchen Werkzeugs betont. Wissenschaftler\*innen haben oft eine Werkzeugpräferenz. Sei es, weil das Werkzeug besonders gut ist, weil nur dieses Werkzeug eine gewünschte Funktionalität besitzt, die Umsetzung eines unterstützten Handlungsablaufes besonders effizient gelöst wurde oder aber schlicht aus Gewohnheit. Um diesen Wissenschaftler\*innen die Möglichkeit zu geben von beiden oder mehreren Werkzeugen zu profitieren, sollten Schritte des Forschungsprozesses bestenfalls in verschiedenen Werkzeugen möglich sein.

Die Frage (Q13), ob die Mitarbeiter\*innen digitales oder analoges Annotieren für effizienter, aufwendiger beziehungsweise nachhaltiger halten, ließ sich mit der von uns durchgeführten Umfrage hingegen nicht eindeutig beantworten. Dies soll im Rahmen der Interviews noch geklärt werden. Die Befragten tendierten bei den ersten beiden Teilfragen zu keiner bestimmten Richtung. Einzig in der Teilfrage zur Nachhaltigkeit waren elf Teilnehmende der Meinung, digitales Annotieren sei nachhaltiger, vier sprachen sich für das analoge aus. Reines, digitales Arbeiten sei anstrengend. Ein Werkzeug braucht folglich gute Ausgabeformate, damit man auch mit Ausdrucken gut weiterarbeiten kann, und soll interoperabel sein. In der Antwort einer Person (ID16) wird eine Mehrstufigkeit der Arbeit deutlich: »Medienwechsel wäre gut. Das entspricht auch meiner Praxis: Wenn ich an eigenen oder fremden Texten arbeite, drucke ich aus zum Lesen und frei Kommentieren, und gebe dann am PC nochmal (geordneter) die Kommentare ein. Das ist nicht unbedingt doppelte Arbeit, sondern zwei unterschiedliche, aufeinander aufbauende Schritte.« Bei der Entwicklung des Werkzeugs ist es also wichtig, Unterstützung für genau diesen Schritt anbieten zu können. Die meisten Teilnehmenden würden nicht retro-digitalisieren, also zum Beispiel analoge Drucke scannen, da der zeitliche Aufwand zu groß sei. Von 14 Antwortenden geben nur drei an, dies zu tun, um ihre Notizen zu archivieren (Q17).

## Schlussfolgerung

Die Digitalisierung der kulturellen Praxis des Annotierens kann Fragen aufwerfen, die für das Gelingen eines nutzerfreundlichen Annotationswerkzeugs zu klären sind: Welche Widerstände gibt es seitens der Konzipierung und Adaption zum Digitalen und welche von der menschlichen Seite? Alltagspraktiken und Alltagswissen verändern sich ständig. Wo Veränderungen als zu plötzlich empfunden werden, treten Probleme und Widerständigkeiten auf. Digitale Werkzeuge geben starrere Strukturen vor als Geisteswissenschaftler\*innen es beim qualitativen Arbeiten gewohnt sind. Es gibt kaum Möglichkeiten des *trial and error* – und auch wenig Freiräume, seine eigenen Ordnungen oder Reihenfolgen zu entwickeln. Jedoch ist auch das analoge Arbeiten Regelungen unterworfen: Die Mehrheit wissenschaftlicher Arbeitsweisen sind nicht individuell und losgelöst von der Forschungsgemeinschaft zu denken, orientieren sich an der Schule anderer und erfordern Anpassungsleistungen. Im digitalen Bereich stehen Geisteswissenschaftler\*innen solcher Anpassung jedoch kritisch gegenüber, zumal sie selbst nicht, wie aus dem Analogen gewohnt, einzelne Elemente ändern können, da es dazu Programmierkenntnisse benötigt. Bislang, so unsere Erfahrungen am Institut, ist es unüblich, eigene digitale Werkzeuge zu entwickeln, um Individuallösungen zu haben, so wie es etwa in den Ingenieurwissenschaften gang und gäbe ist. Zum aktuellen Zeitpunkt sind nur wenige Geisteswissenschaftler\*innen dazu ausgebildet. Diejenigen unter ihnen, die auch programmieren können, haben sich diese Fertigkeiten oftmals autodidaktisch angeeignet. Die Zahl der angebotenen Studiengänge für Digital Humanities ist in den letzten jedoch Jahren gestiegen (Sahle 2015), sodass ein Wandel zu erwarten ist. Der Rat für Informationsinfrastrukturen (RfII) betont, wie stark die digitale Transformation auch die Wissenschaft verändert und dass diesem Wandel entsprechend Kompetenzen und Kenntnisse benötigt werden (2019, 1). Solange das eigene Entwickeln jedoch nicht der Standard ist und Geisteswissenschaftler\*innen nicht programmieren, ist man auf Kommunikation zwischen den Disziplinen angewiesen. Die Digital Humanities fungieren hier als Scharnier. Löfgren führt aus, dass es im geisteswissenschaftlichen Arbeiten Routinen und Mikroroutinen gibt, die scheinbar intuitiv ablaufen. Das Bewusstsein, diese einst erlernt zu haben, fehlt (Löfgren 2014, 73 – 75). Dies erschwert Arbeitsprozesse zwischen Geisteswissenschaftler\*innen und Informatiker\*innen, die Werkzeuge für erstere entwickeln sollen, aber wenig Greifbares in die Hand bekommen. Die Kooperation kann nur gelingen, wenn über die facheigene Arbeitsweise reflektiert wird und zum Beispiel Geisteswissenschaftler\*innen lernen, ihre Anforderungen an Werkzeuge zu formulieren (De Luca/Spielhaus 2019, 351). Allzu oft werden Werkzeuge einfach nicht mehr weiterbenutzt, wenn sie die Erwartungen nicht erfüllen.

Die Sorge vor Fremdbestimmtheit ist im Feld der Geisteswissenschaften groß, was sicherlich, wie aufgezeigt, auch in den Umständen der Entwicklung und der Arbeit mit gegebenen Softwarestrukturen begründet liegt. Daher ist unser Anliegen, dass Wissenschaftler\*innen ihr Informationsmanagement nicht dem digitalen Werkzeug anpassen müssen, sondern dieses auf sie ausgerichtet sein sollte. So scheint auch nicht die Digitalität das bestimmende Problem zu sein. In der Umfrage setzte sich zum Beispiel nur eine Person vehement für die Beibehaltung der analogen Arbeitsweise ein, ansonsten bestand unter den Teilnehmenden jedoch keine Abwehr, sondern Zustimmung und Neugier. Vielmehr hinderlich bei der Umstellung von analogen auf digitale Arbeitspraktiken sind die Macht der Gewohnheit und der Ansturm auf bestehende Wissensordnungen durch Werkzeuge. Inwiefern diese Ordnungen durch Strukturen bei der Entwicklung von digitalen Angeboten untergraben werden, ist bisher kaum zum Untersuchungsgegenstand gemacht worden.

Auch hier spielt die Digitalität an sich scheinbar keine entscheidende Rolle, sondern die Vorgabe von Forschungsumgebungen, die auf Widerstand stoßen. Mit einer steigenden Selbstverständlichkeit von Nutzer\*innenstudien und partizipativen Ansätzen könnte man das Konfliktpotenzial verringern.

Bei der Entwicklung und dem Vertrieb digitaler Annotationswerkzeuge sind außerdem deren Grenzen anzuerkennen: Digitales zu lesen, bleibt auf der digitalen Ebene oberflächlicher. Aus Entwickler\*innensicht sollte dieser Sachverhalt möglichst nicht verschleiert werden. Vielmehr sollten Anwender\*innen Zwischenprodukte angeboten werden, die sich beispielsweise durch gute Ausgabe- und Druckformate auszeichnen, sodass Materialien auf einfachem Weg exportiert werden können. Möglichkeiten sind hier die Ausgabe von PDF- oder Worddokumenten oder maschinenlesbare Formate, die es ermöglichen, die Annotationen in einem anderen Werkzeug weiterverarbeiten zu können. Das erlaubt ein niederschwelliges Hin- und Herwechseln zwischen dem digitalen und dem analogen Modus.

Es stellen sich in Hinblick auf den zukünftigen Umgang mit digitalen Annotationen noch mehrere Fragen, die wir hier nur ansatzweise beantworten können. Wie geht man mit Metadaten um? Kann man gegenwärtig angefertigte digitale Annotationen irgendwann eventuell genauso untersuchen wie beispielsweise mittelalterliche Marginalien? (Moulin 2013). Was heute Forschungsdaten sind, könnte einmal selbst in der Zukunft zu historischem Quellenmaterial werden. Abgesehen von diesem Gedankenspiel sind die Metadaten für das Forschungsdatenmanagement wichtig. Gerade beim kollaborativen Arbeiten ist es von äußerster Wichtigkeit, dass Prozesse transparent gehalten werden. Außerdem zieht kollaboratives Arbeiten Fragen nach sich: Wie geht man mit dem Bedürfnis der privaten, individuellen Annotationen um? Sollte es verschiedene Rechte geben? Ein Privatmodus, ein Arbeitsmodus, in welchem nur die Teammitglieder mitlesen können? Am GEI werden viele Projekte in Teams bearbeitet. Verschiedene Modi und Versionierungen sind absolut notwendig, wenn kollaboratives Arbeiten möglich sein soll. Die Lösung wäre es, sich für ein solches Werkzeug anmelden zu müssen, da sich dann Rechte vergeben lassen. Am Institut ist *Single Sign-on* geplant, das Annotationswerkzeug könnte auch unter diesem Schirm laufen. Das bedeutet, dass sich mit einer einzigen Anmeldung verschiedene Dienste des GEIs nutzen ließe, was für einzelne Nutzer\*innen eine Arbeitserleichterung bedeuten würde. Zuletzt stellt sich uns die Frage, wie sich die Idee der Mehrstufigkeit, die, wie bereits geschildert, dem analogen Arbeiten entlehnt wurde, praktisch umsetzen lässt. Benötigt man dafür eine visuelle Darstellung, während man sich tiefer und tiefer in die Analyse hineindenkt und verschiedene Prozesse durchläuft? Die greifbarste Umsetzung ist, dass man das Werkzeug mittlerweile an einem Tablet nutzen kann. Dafür musste das Tool etwas schlanker werden, sodass es auch dort ohne lange Ladezeiten läuft. Das entspricht zum einen Sehgewohnheiten, da bereits viele mit Tablets, Kindles und so weiter hantieren, hat aber auch Aspekte des analogen, haptischen Arbeitens. Die Abläufe der wissenschaftlichen Arbeit sollen sich dabei vertraut anfühlen. Statt eines Buches hält man ein Tablet in der Hand, man arbeitet wie gewohnt auf den Buchseiten (und nicht den extrahierten Texten), statt eines Stiftes benutzt man den Finger, um Dinge zu markieren und zu verlinken.

Insgesamt sind wir zum Ergebnis gelangt, dass digitale Annotation als neue Form einer gängigen Arbeitsweise und als eine Ergänzung zu dieser zu betrachten ist: Digitale Annotationen eignen sich hervorragend für die Konservierung und das Teilen in einem Team, Werkzeuge sind bislang aber nicht auf persönliche Denkprozesse zugeschnitten. Da das Annotieren als »scholarly primitive« (Unsworth 2000) zu den wissenschaftlichen Alltagspraktiken und zur Kulturtechnik des Lesens gehört, sind die Problemstellungen, die im Zuge der Digitalisierung auftreten, auf viele weitere Arbeitstechniken der Geisteswissen-

schaften übertragbar wie zum Beispiel auf das Zusammenstellen von Samples oder das Vergleichen. Erkenntnisse wie diese werden in weitere, digitale Infrastrukturen betreffende Entwicklungen am GEI einfließen müssen. Ferner sollen sie durch qualitative Interviews und Workshops am Institut vertieft werden. Für unser Projekt wurden wir nach der Evaluation verschiedener Annotationswerkzeuge sowie der Umfrageergebnisse bestärkt, ein digitales Werkzeug zu schaffen, das hinsichtlich seiner Oberfläche der bisherigen analogen Arbeitsweise ähnelt, dadurch Vertrauen schafft und die Schwellenangst vor digitalen Werkzeugen abbaut. Wissenschaftler\*innen würden dann eher auf digitale Annotationswerkzeuge zurückgreifen, wenn sie wie gewohnt am Text arbeiten können, indem die Visualisierung zum Beispiel dem Faksimile einer Buchseite entspricht und es insgesamt das Gefühl zu vermitteln gelingt, dass man nicht stark mit einer bisher gewohnten Arbeitsweise gebrochen werden muss.

## Endnoten

- 1 Im BMBF-geförderten Projekt »Semantische Konzepte in Schulbüchern« am Georg-Eckert-Institut – Leibniz-Institut für internationale Schulbuchforschung steht die Entwicklung eines digitalen Annotationswerkzeugs im Mittelpunkt. Dieses Projekt gehört zu den Digital-Humanities-Aktivitäten des Instituts, was bedeutet, dass bei der Entwicklung Geisteswissenschaftler\*innen und Informatiker\*innen beteiligt sind. Das Projekt hat zum Ziel ein semi-automatisches Werkzeug zur Annotation von Büchern bereitzustellen. Diese Lösung ermöglicht den Prozess des Auszeichnens von Hand so effizient wie möglich zu unterstützen. Im Optimalfall müssten Wissenschaftler\*innen vorgeschlagene Verknüpfungen nur annehmen oder ablehnen.
- 2 Zur Schulbuchforschung im Allgemeinen siehe Fuchs/Bock (2018). Zur Problematik der Strukturen der Quelle Schulbuch und deren Aufbereitung für Digital Humanities vgl. Nieländer/Weiß (2018, 100).
- 3 Auf [www.gei-digital.de](http://www.gei-digital.de) sind über 5.000 Schulbücher im Open Access bereitgestellt und als Volltexte durchsuchbar. Aus Gründen des Urheberrechts setzt sich der Digitalisierungsbestand hauptsächlich aus Schulbüchern bis zum Ende des Kaiserreichs zusammen. Neuere, digitalisierte Schulbücher sind nur für Forschungszwecke nutzbar und können nicht veröffentlicht werden.
- 4 Weiteres zur GND siehe hier: [https://www.dnb.de/DE/Professionell/Standardisierung/GND/gnd\\_node.html](https://www.dnb.de/DE/Professionell/Standardisierung/GND/gnd_node.html), aufgerufen am 3.4.2020. Jede Entität erhält in der GND eine ID und ist somit definiert. Die Wissensdatenbank verfügt über Zusatzinformationen, wie bei Personen beispielsweise und im Idealfall Beziehungen, Verwandtschaftsgraden, Berufen, Geschlechter, Wohn-, Arbeits- und Sterbeorte.
- 5 Siehe dazu Franken in dieser Ausgabe sowie exemplarisch die Tagung *Annotation in DH* (2018): <https://anndh18.github.io/index.html>, aufgerufen am 19.9.2019. Siehe zudem Studie von Helling, Patrick u. a. (2018): <https://www.editionen.uni-wuppertal.de/en/veranstaltungen/tagungen/annotation/abstracts.html>, aufgerufen am 20.9.2019 [Book of Abstracts].
- 6 Die Erkenntnisse des Forschungsteams stützen sich zum einen auf eine Übersicht anderer Studien, unter anderem Rhee (2012); Gibbs/Owens (2012). Zum anderen auf die Untersuchung und Zusammenarbeit – in Form von Interviews, Workshops – mit (Geistes-)Wissenschaftler\*innen beim Projekt »Welt der Kinder« am GEI.
- 7 Helling, Patrick (2018): Empirische Nutzerstudie zum Annotationsverhalten innerhalb der Geisteswissenschaften an deutschen Universitäten. <https://doi.org/10.6084/m9.figshare.7146404.v1>, aufgerufen am 20.9.2019. Ergebnisse der Studie sind zusammengefasst unter: <https://dhd-blog.org/?p=11750>, aufgerufen am 20.9.2019 [Tagungsbericht].
- 8 Die Fragen sind durchnummeriert; »Frage« mit »Q« für »Question« abgekürzt. Jeder teilnehmenden Person wurde anonymisiert eine Nummer (»ID«) zugeordnet.

## Literatur

- Bélangier, Marie-Eve (2010): Annotations and the Digital Humanities Research Cycle: Implications for Personal Information Management. Toronto. <https://www.ideals.illinois.edu/bitstream/handle/2142/15035/belanger.pdf>, aufgerufen am 24.10.2019.
- Caria, Federico/Brigitte Mathiak (2020): Annotation in Digital Humanities. In: Horst Kremers (Hg.): Digital Cultural Heritage. Cham, 39 – 50.
- De Luca, Ernesto William/Riem Spielhaus (2019): Digital Transformation of Research Processes in the Humanities. In: Emmanouel Garoufallou u. a. (Hg.): Metadata and Semantic Research. MTSR 2019. Cham, 343 – 353.
- Fuchs, Eckhardt/Annekatri Bock (Hg.) (2018): The Palgrave Handbook of Textbook Studies. London.
- Gibbs, Fred W./Trevor Owens (2012): Building Better Digital Humanities Tools: Toward Broader Audiences and User-Centered Designs. In: Digital Humanities Quarterly 6/2, 1 – 36.
- Heuwing, Ben u. a. (2016): Methods for user-centered design and evaluation of text analysis tools in a digital history project. In: Proceedings of the Association for Information Science and Technology 53/1, 1 – 10.
- Jacke, Janina (2018): Manuelle Annotation. In: forTEXT. Literatur digital erforschen, 1 – 23. <https://fortext.net/routinen/methoden/manuelle-annotation>, aufgerufen am 2.8.2019.
- Koch, Gertraud (2018): The Ethnography of Infrastructures. Digital Humanities and Cultural Anthropology. In: Agiatis Benardou u. a. (Hg.): Cultural Heritage Infrastructures in Digital Humanities. London/New York, 63 – 81.
- Löfgren, Orvar (2014): Routinising research: academic skills in analogue and digital worlds. In: International Journal of Social Research Methodology 17/1, 73 – 86.
- Lordick, Harald u. a. (2016): Digitale Annotationen in der geisteswissenschaftlichen Praxis. In: Bibliothek Forschung und Praxis 40/2, 186 – 199.
- Mangen, Anne/Adriaan van der Weel (2016): The evolution of reading in the age of digitisation: an integrative framework for reading research. In: Literacy 50/3, 116 – 124.
- Marshall, Catherine C./Alice J. Bernheim Brush (2002): From Personal to Shared Annotations. In: Lora Terveen/Dennis Wixon (Hg.): Extended Abstracts on Human Factors in Computing Systems. New York, 812 – 813.
- Moulin, Claudia (2013): Fascinating Margins. Towards a Cultural History of Annotation. <https://annotatio.hypotheses.org/93>, aufgerufen am 2.8.2019.
- Nieländer, Maret/Andreas Weiß (2018): »Schönere Daten« – Nachnutzung und Aufbereitung für die Verwendung in Digital-Humanities-Projekten. In: Maret Nieländer/Ernesto William De Luca (Hg.): Digital Humanities in der internationalen Schulbuchforschung. Göttingen, 91 – 116.
- Rat für Informationsinfrastrukturen [RfII] (2019): Digitale Kompetenzen – dringend gesucht! Empfehlungen zu Berufs- und Ausbildungsperspektiven für den Arbeitsmarkt Wissenschaft. Göttingen.
- Rhee, Hea Lim (2012): Modelling Historians' Information-Seeking Behaviour with an Interdisciplinary and Comparative Approach. Information Research, 17/4, o. S., <http://informationr.net/ir/17-4/paper544.html>, aufgerufen am 24.10.2019.
- Sahle, Patrick (2015): Digital Humanities? Gibt's doch gar nicht! In: Constanze Baum/Thomas Stäcker (Hg.): Grenzen und Möglichkeiten der Digital Humanities. Wolfenbüttel, o. S., [http://www.zfdg.de/sb001\\_004](http://www.zfdg.de/sb001_004), aufgerufen am 24.10.2019.
- Scheel, Christian/Ernesto William De Luca (2020): Fusing International Textbook Collections for Textbook Research. In: Horst Kremers (Hg.): Digital Cultural Heritage. Cham, 99 – 107.
- Shilman, Michael/Zile Wei (2004): Recognizing Freeform Digital Ink Annotations. In: Simone Marinai/Andreas R. Dengel (Hg.): Document Analysis Systems VI. Berlin/Heidelberg, 322 – 331.
- Unsworth, John (2000): Scholarly Primitives: what methods do humanities researchers have in common, and how might our tools reflect this? <http://www.people.virginia.edu/~jmu2m/Kings.5-00/primitives.html>, aufgerufen am 29.8.2019.
- Walkowski, Niels-Oliver (2016): Digitale Annotationen: »Best Practices« und Potentiale. <https://wiki.de.dariah.eu/display/publicde/Reports+and+Milestones>, aufgerufen am 24.10.2019 [digitaler Report R 6.2.1, 1].

# Die Unlust am Text: Phänomenologie des Schreibens im Plattformkapitalismus

Nikolaus Lehner

---

Vielleicht stehen wir heute an der Kippe zum Plattformkapitalismus: Auf den Freelance-Plattformen, auf denen sich Selbstunternehmer\*innen jedweder Couleur verdingen, zeichnet sich bereits jetzt ab, wie die Zukunft der Arbeit aussehen könnte. Freelancer\*innen durchforsten die Seiten nach passenden Angeboten, immer unter dem Druck, ihren Konkurrent\*innen zuvorzukommen. Bezahlt werden allein die erledigten Aufträge, nicht die Zeit der Auftragssuche oder die Arbeitszeit. Es zählt nur das Produkt – im Fall von Texter\*innenplattformen in Zeilen- oder Wortgeld abgerechnet –, nicht aber der dieser Arbeit vorausgehende und ermöglichende Zeitverlust, der beispielsweise durch Kund\*innenkontakte, Vorbildung und Recherche entsteht. In Großbritannien arbeiten schon heute drei bis sechs Prozent der Erwerbsbevölkerung zumindest einmal pro Woche über derartige Plattformen (vgl. Srnicek 2017).

Als prekär beschäftigter, am äußersten Rand des Universitätsbetriebs gestrandeter Wissensarbeiter schien mir miserabel bezahlte Schreibearbeit zu einem bestimmten Zeitpunkt meines Lebens dafür geeignet zu sein, meine Lage zu verbessern. Möglicherweise war es dieser Gedanke, der mich ursprünglich dazu veranlasst hatte, mich auf diversen Texter\*innenplattformen anzumelden.<sup>1</sup> Im Folgenden möchte ich deshalb vor allem versuchen, diese Erfahrungen für eine Analyse des Plattformkapitalismus nutzbar zu machen. Dabei begreife ich meinen Artikel nicht als autoethnografische Studie. Vielmehr handelt es sich um einen Bericht, der die Erfahrung des plattformbasierten, kommerziellen Schreibens im 21. Jahrhundert möglichst anschaulich wiederzugeben versucht. Heute werden überall *Testimonials* bemüht, um ›innovative‹ Arbeitsverhältnisse oder Produkte zu bewerben. Mir geht es mit diesem Text um eine Zeugenschaft, die subjektiv sein mag, die dennoch aber den Anspruch hat, etwas Allgemeines und Wahrhaftiges über unsere Gegenwart auszusagen. Dabei gehe ich davon aus, dass die Subjektivität nicht immer von Nachteil sein muss, um etwas zu erkennen. Das, was uns angeht, fährt uns bis ins Mark, bringt uns zum Lachen oder beschert uns schlaflose Nächte. Es hat keinen Sinn, eine künstliche Distanz zu versuchen und sich aus den Rhythmen des Lebens herauszudenken oder zu behaupten, die schwer greifbaren Stimmungen, Erfahrungen und Sinneseindrücke, die unseren Alltag durchziehen, seien ungeeignet, als Teil sozialer Wechselwirkungen analysiert zu werden. Zumindest meines Erachtens läuft man dabei Gefahr, das Wesentliche zu übersehen. Dennoch braucht es dafür auch die Theorie. Denn es ist die Theorie, die uns dazu verhilft, Erfahrungen nicht einfach stehenzulassen, sondern sie als etwas verstehen zu lernen, das über den Einzelnen und über das Erlebte selbst hinausreicht.

Texter\*innenplattformen sind eine spezifische Entwicklung des 21. Jahrhunderts. Das Texten selbst, das vor allem werblichen Zwecken dient, ist ein Berufsbild, das sich im Wes-

ten vor allem im Zuge der Entwicklung des Postfordismus verbreitet hat. Im weitesten Sinne handelt es sich beim Texten um eine Form der kognitiven oder intellektuellen Arbeit. Franco Berardi (2009, 33) beschreibt diesen Umstand beinahe euphemistisch, wenn er über die gegenwärtigen Verhältnisse feststellt, dass in diesen »poets workers applied to advertising, the machine of imaginative production« sind. Tatsächlich finden sich auf den Texter\*innenplattformen vor allem Aufträge, bei denen es sich, mit Gernot Böhme (2013, 63) gesprochen, um »ästhetische Arbeit oder Inszenierungsarbeit« handelt: Üblicherweise geht es bei den Aufträgen um das Schreiben von Werbetexten, schmückendes Beiwerk für Firmenseiten, um Presseaussendungen oder kurze Artikel für Blogs und Online-Magazine. Auf den ersten Blick gibt es keinen Auftragsmangel; es scheint, als würden sich pausenlos neue Texte in Angriff nehmen lassen. Schwieriger ist es, Aufträge zu finden, die ein ausgeglichenes Verhältnis zwischen zeitlichem Aufwand und Bezahlung aufweisen und dennoch nicht sofort verbucht sind. Auf den Plattformen werden Texter\*innen weder direkt angestellt, noch haben sie irgendwelche Rechte auf die Erzeugnisse ihrer Arbeit; nicht einmal eine Namensnennung kann eingefordert werden. Die Spuren der Produzent\*innen müssen getilgt werden, damit das Produkt – der Artikel oder Blogbeitrag – umso klarer auf sich selbst verweisen kann. Der Text und das beworbene Produkt bilden eine unauftrennbare Einheit, eine fragwürdige Symbiose, die nur durch die Verleugnung der Erzeuger\*innen als Fetisch funktionieren kann.

Die *Gig-Ökonomie*<sup>2</sup> entspricht einem allgemeinen, in der »Wissensökonomie« vorherrschenden Trend: Die Erzeugnisse der Wissensarbeiter\*innen werden als intellektuelles Eigentum expropriert und privatisiert, während der »Kapitalist« im Produktionsprozess nur noch als Mittler fungiert (Caffentzis 2013, 106). Zugleich wird die vermittelte Arbeit selbst zum eigentlichen Produkt der Plattformen (vgl. Prassl 2018). Das Outsourcing, das in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts die industrielle Produktion betraf, erstreckt sich im 21. Jahrhundert auch auf die immaterielle Arbeit, und das nicht nur in indischen Call Centern, sondern auch in Europa, sozusagen in »inwendiger Form«. Die neuen Offshore-Inseln sind vereinzelte, mit Notebooks ausgestattete Individuen. Die Digitalisierung hat dazu geführt, dass das Schreiben als Beruf – seit jeher mit ökonomischen Risiken behaftet – ein noch prekäreres Geschäft geworden ist.

Die Plattform tritt als Vermittlungsinstanz in Erscheinung, die Spannbreite der Auftraggeber\*innen reicht von Kleinstunternehmen bis hin zu global agierenden Konzernen. Die Vermittlung durch die Plattform gestaltet sich asymmetrisch, da sie stets zum klaren Vorteil der Auftraggebenden gereicht. Im Bereich der Text- und Contentproduktion spielen Plattformen den Zuhälter für alle, die es besonders billig haben wollen – kaum verwunderlich also, dass gerade auch namhafte Unternehmen wie Nike und Otto, Ebay und Zalando, EasyJet, Sixt und FlixBus zu ihren Kunden gehören. Die Plattformökonomie ist ein Umschlagplatz für Deterritorialisierungs- und Reterritorialisierungsbewegungen: Die Textarbeiter\*innen werden zum Zweck der möglichst großen Mehrwertgewinnung deterritorialisiert, indem sie beispielsweise von arbeitsrechtlichen und -ethischen Einbettungen losgelöst werden und nur noch als anonyme Schreibkräfte in Erscheinung treten, während ihre Tätigkeiten mithilfe von Überwachungstechnologien reterritorialisiert werden. Im selben Schritt werden auch die Produkte der Arbeit erst de- und dann reterritorialisiert, da diese nicht mehr auf ihren Ursprung, sondern nur noch auf bekannte Marken und Konsumgegenstände verweisen.



## Das plattformisierte Selbst

Die Plattformisierung der Arbeit schreitet Hand in Hand mit ihrer Prekarisierung voran. Als Phänomen lässt sich die Prekarisierung nicht allein durch den Rekurs auf Begriffe wie Repression oder ökonomischen Zwang erklären. Mindestens ebenso sehr steht sie auch mit den Lockmitteln individueller Entfaltung, Freiheit und Autonomie in Verbindung. In letzter Konsequenz werden die Textarbeiter\*innen wie Fliegen in das Fliegenglas gelockt: Einmal drinnen, wird es zunehmend schwieriger, wieder herauszukommen. Das ist die eine Sogwirkung entfaltende Abwärtsspirale, die der Prekarisierung zu eigen ist (die Plattformarbeit fördert nicht unbedingt die ›Employability‹ ihrer Beschäftigten; im Lebenslauf wirkt der Eintrag ähnlich attraktiv wie ein Bewerbungsfoto mit kaputten Zähnen). Die Plattformarbeit verweist auf den sozioökonomischen Abstieg, der heute ähnlich gefürchtet wird wie die Infektion durch einen lebensbedrohlichen Virus. Die Plattformen selbst werben um ihre Arbeitskräfte mit der Aussicht, selbstbestimmter arbeiten oder auf unkomplizierte Weise ein Zusatzeinkommen akquirieren zu können. Die Behauptung, dass die auf den Plattformen angebotene Arbeit vor allem die Möglichkeit des Zusatzeinkommens eröffnen soll, ist dabei vor allem ein rhetorischer Trick, der von den Plattformbetreiber\*innen immer dann ausgespielt wird, wenn es gilt, sich der Kritik an dieser Arbeitsform zu entziehen. Wie Phoebe Moore (2019, 128) schreibt, wird von den in der Gig Economy Beschäftigten erwartet, dass diese die volle Verantwortung für ihr persönliches Wohlergehen übernehmen und nicht etwa auf die Idee kommen, Stress, Angst oder Erkrankung mit den schlechten Arbeitsbedingungen in Verbindung zu bringen. Zu sehr würden derartige Schuldzuweisungen dabei stören, das Geschäftsmodell der Gig Economy als cooles Lifestyle-Angebot zu stilisieren. Ich für meinen Teil konnte, ganz prosaisch, keine Stelle inner- oder außerhalb der Universität finden (mit einer geistes- oder sozialwissenschaftlichen Promotion gehört man fast schon zum unverwertbaren Leben). Nach unzähligen, zermürbenden Bewerbungen war ich gezwungen, das zeitaufwendige und – was den finanziellen Erlös betrifft – fragwürdige Hobby der universitären Lehre und des Publizierens durch ein Zusatzeinkommen aufzubessern. In meinem Fall stützten die universitäre Beschäftigung als auch die Plattformarbeit einander als wechselseitig prekäre und pauperisierende Ausbeutungsverhältnisse. Ich nehme an, dass auf viele andere Plattform-Arbeitende ähnliches zutrifft, auch wenn es natürlich verlockend sein mag, die Kombination aus miserabler Bezahlung und minderwertiger Arbeit mit romantischen Freiheits- und Avantgardephantasien auszus schmücken. Die Normalisierung derartiger Beschäftigungsverhältnisse trägt dazu bei, die Arbeitswelt auf eine Weise ›umzuarrangieren‹, die es Arbeitgebenden erlaubt, sich der Verantwortung zu entziehen; die »strukturierte Verantwortungslosigkeit« (Honegger u. a. 2010) betrifft heute nicht mehr nur die Bankenwelt.

Der Plattformkapitalismus vereint futuristisch anmutende Ideen der Organisation und Verteilung der Arbeit mit der Wiederkehr des Gleichen, denn er vollendet auch und vor allem die neoliberale Umformung des Sozialen. Hier gibt es wirklich keine Gesellschaft mehr, sondern nur noch freischwebende, molekulare Individuen: Die Plattformarchitektur sieht nicht vor, dass es Möglichkeiten gibt, sich zu versammeln oder zu organisieren, auch die Kontakte zu den Auftraggeber\*innen sind eingeschränkt und werden überwacht. In der Auftragsvermittlung durch die Plattformen bildet sich eine Ambivalenz ab, die allen Medien innewohnt, die hier jedoch in bemerkenswerter Klarheit hervortritt: Jede Vermittlung ist auch eine Trennung. Wir werden von der Möglichkeit, unseres Gleichen zu treffen genauso abgelöst wie von der direkten Anfechtung unserer Auftraggeber\*innen oder der Chance auf unverhoffte Begegnungen.

Marx' Doppelfreiheit der Lohnarbeiter besagte, dass es den Menschen einerseits freistehe, ihre Arbeitskraft zu verkaufen, dass sie andererseits aber auch frei von Produktionsmitteln seien (MEW 23, 183). Aber heute haben wir die Produktionsmittel (Computer und Internetzugang) bereits. Was wir nicht haben, ist ein direktes Verhältnis zu den Quellen unserer Ausbeutung. Was damit verunmöglicht wird, sind Beziehungen, die über reine Transaktionen hinausgehen. Kommunikationsformen, die Reziprozität und Austausch zwischen Textenden und Auftraggebenden zur Folge haben könnten, werden im Keim erstickt. Erstaunlicherweise geschieht das ganz ohne Druck. Weder Repression noch Gängelung, Drohung oder Schelte sind vonnöten. »Anstelle der Autorität treten die Medien« (Flusser 2009, 138). Das heißt in diesem Fall vor allem, dass die produktive Arbeit auf den Plattformen einer nahezu totalen Kontrolle unterworfen wird. Es gibt kaum Potentiale, die Plattformarbeit zu überschreiten, sie zu unterwandern oder über sie hinauszugelangen. Unsere Medientechniken konfigurieren unsere Beziehungen und den sozialen Raum. Sie sind perfekte Werkzeuge der Einsperrung: Je irrelevanter es wird, wo wir uns gerade im physischen Raum befinden, desto stärker ähneln unsere Medien mobilen Arbeitslagern, die wir überallhin mit uns mitnehmen. Angesichts dieser Rahmenbedingungen sollten wir danach fragen, wie sich solche ›Mini-Jobs‹ und Arbeiten im Dunstkreis ›neuer Selbstständigkeit‹ auf das Selbstverständnis der Textenden auswirken. Es stellt sich außerdem die Frage, wie die phänomenalen, arbeitsethischen und technologischen Aspekte mit der kapitalistischen Verwertung selbst in Zusammenhang stehen: Wie gestaltet sich das Verhältnis von Wertschöpfung und Arbeit auf diesen Plattformen? In welchem Verhältnis steht das phänomenologische Erleben der Arbeit zur abstrakten Verwertungslogik der Plattformen? Im Folgenden möchte ich versuchen, insbesondere auf diese Aspekte näher einzugehen, und sei es nur, um zu verdeutlichen, dass die Kritik einer Lebensweise im unmittelbaren Erleben selbst bereits angelegt ist.

### Paranoid, aber freundlich

Die Plattformen stellen eine perfekte Infrastruktur für ausgefeilte Überwachungs- und Kontrollmöglichkeiten her. Die Aktivitäten der Texter\*innen sind völlig transparent, während der Blick hinter die spiegelglasartige Plattformarchitektur ausgeschlossen ist. Wie es typisch für digitale Plattformen ist, gibt es auch auf den Texter\*innenplattformen das, was ich als Überwachung erster und zweiter Ordnung bezeichne: Die Überwachung erster Ordnung ist in vielen Fällen heterarchisch und basiert auf der wechselseitigen Kontrolle und Bewertung der Plattformnutzer\*innen. Im Fall der Texter\*innenplattformen ist diese Wechselseitigkeit jedoch kaum gegeben, da es in erster Linie die Texter\*innen sind, die die Bewertungen über sich ergehen lassen müssen, wohingegen die Kritik der Auftraggebenden oftmals unsichtbar für andere Nutzer\*innen bleibt. Die Textarbeit wird vermessbar. Einerseits geschieht dies durch die Ausfüllformulare, die beispielsweise bestimmte Zeichenvorgaben nicht zu unter- oder überschreiten erlauben, andererseits durch standardisierte Bewertungsformulare, die den Auftraggebenden zur Verfügung gestellt werden. Natürlich ist es die jeweilige Plattform, die erst die jeweiligen Standards, Ziele und Messwerte der Feedbackschleifen festlegt und damit vorgibt, welche Merkmale erwünscht oder unerwünscht sind, Qualität oder mangelnde Qualität signalisieren. Daneben gibt es die Überwachung zweiter Ordnung. Diese unsichtbare Form der Überwachung wird direkt von den Plattformbetreiber\*innen ausgeübt. So werden etwa die Nachrichten, die Texter\*innen an Auftraggebende schreiben, überwacht, um zu verhindern, dass irgendwelche Abspra-

chen außerhalb des Plattformsystems stattfinden können (de facto ist die Plattform daher ebenso sehr eine Einrichtung zur Verhinderung wie zur Vermittlung von Arbeit). Kein System ist vollkommen. Doch der Spielraum dafür, sich dieser Form der Überwachung zu entziehen, ist begrenzt. Für die Plattform ist es intolerabel, dass ihre Lohnsklav\*innen sich aus ihrer Knechtschaft gerade mithilfe der Plattform – das heißt, ausgerechnet mithilfe des Instruments ihrer Knechtschaft – befreien könnten: Das Plattformdesign richtet sich nicht zuletzt an eine potentiell dahinschwelende Widerständigkeit, die sich keinesfalls realisieren darf. In diesem Sinn weisen die Plattformen eine paranoide Struktur auf. Die Paranoia wird von psychoanalytischen Theoretiker\*innen manchmal als die Angst bezeichnet, von dem grenzenlosen Genießen des Anderen überschwemmt zu werden (Pfaller 2017, 133). In der Plattformökonomie entsprechen Plattformarbeiter\*innen, die sich der Plattform auf eine Weise bedienen, die tatsächlich dazu angetan wäre, ihre Situation nachhaltig zu verbessern, als Bedrohungsszenario einer solchen Angst. Dabei muss der\*die Paranoide diesen Anderen paradoxerweise erfinden, um das eigene wahnhafte System aufrechterhalten zu können. Wie Peter Fleming (2015, 36) schreibt, begleitet die Paranoia viele Organisationen des 21. Jahrhunderts (darunter, nebenbei bemerkt, natürlich auch die Universitäten): Angestellte werden zu Träger\*innen einer untilgbaren Schuld, wurde ihnen doch die Arbeit gegeben. Daraus speise sich Fleming zufolge die »managerial paranoia«, sodass die Arbeitskraft immer hinter den Erwartungen zurückbleibe, die moderne Organisation fälle den Schuldspruch a priori und in jedem Fall:

»[...] this type of paranoia among the powerful is fuelled by the belief in labour's endless indebtedness. The employee is now the bearer of an infinite liability, one that can never be settled. This is why contemporary managerialism views labour as the personification of an integral lack« (ebd.).

Auch die Plattformökonomie kultiviert den paranoiden Stil der Arbeiter\*innenkontrolle. Vice versa nehmen Texter\*innen im Bewusstsein dieser perpetuierten Kontrolle paranoide Züge an. Dieser paranoide Zirkel wird nicht nur durch latent vorhandene Überwachungstechniken, sondern auch durch endlose Feedback- und Evaluationsschleifen aufrechterhalten. Die Arbeit wird deshalb von einer diffusen Unruhe begleitet, wie sie für das Gefühl, beobachtet zu werden, typisch ist. Naheliegenderweise führt die aus Bewertungsregimen resultierende Angst nicht unbedingt zu größerer Kreativität, Schaffens- oder Experimentierfreudigkeit, dies wiederum hat zur Folge, dass das Gefühl, eine lebendige, kreative oder sinnvolle Arbeit zu leisten, bald völlig zum Erliegen kommt (Nemkova u. a. 2019, 4).

Es ist auffällig, dass sich die Plattformen bei der Kommunikation mit ihren Arbeitskräften dafür um eine kaum zu übertreffende, entwaffnende Höflichkeit bemühen, die völlig im Gegensatz sowohl zur finanziellen Geringschätzung als auch zur Kultivierung des Misstrauens steht. Die reale Machtasymmetrie wird mit einem Zuckerguss aus gespielter Kumpanei überdeckt. Frantz Fanon (2004, 90) behauptete einst über die Kolonisierten, dass diese dazu neigen würden, von oberflächlichen Höflichkeiten und Schönfärbereien beeindruckt zu sein, ganz einfach, weil jemand, dessen Alltag entmenschlicht ist, völlig ausgehungert nach allem ist, das dazu angetan sein könnte, ihn wieder ein wenig zu humanisieren. Der Unternehmenskommunikation kommt deshalb gerade dann eine gewichtige Rolle bei der ideologischen Anrufung der Arbeitskräfte zu, wenn diese nichts zu erhoffen haben. Die Nettigkeiten sind nur die andere Seite der beinahe schrankenlosen Verfügung über die Dienstnehmer\*innen. Denn zugleich nehmen die Plattformen eine allmächtige Position gegenüber ihren Schreibkräften ein. Dies ist schon daran zu erkennen, dass das User\*innen-Profil und

der Account jederzeit gelöscht werden könnten. Es gibt keine Sicherheit. Die Arbeit geriert sich ganz offen als Gabe, die jederzeit zurückgenommen werden kann. Mit der Konsequenz, dass die Textenden versuchen werden, möglichst unauffällig und devot ihre Arbeit zu tun.

## Abstoßung und Intrusion

Jede Form der Arbeit steht unmittelbar mit einer bestimmten Zeiteinteilung, einem Zeitregime und damit auch mit unserer Zeitwahrnehmung in Verbindung. Die willkürliche Zerstückelung der Arbeitszeit auf den Tagesablauf wurde schon früh bekämpft, während sie aus der Perspektive des Kapitals seit jeher vorteilhaft war. So sah ein britischer Beschäftigungsentwurf von 1848 vor, dass das Kapital seinen Arbeiter alle dreißig Minuten beschäftigen und dann wieder abstoßen können solle, »um ihn von neuem in die Fabrik zu ziehen und aus der Fabrik zu stoßen, ihn hin und her hetzend in zerstreuten Zeitfetzen, ohne je den Halt auf ihn zu verlieren, bis die zehnstündige Arbeit vollgemacht« (MEW 23, 307).

Infolge solcher drastischen Formen körperlicher und psychischer Ausbeutung flammten die Arbeiterkämpfe zur Etablierung des »Normalarbeitstags« (MEW 23, 294) auf. Heute wird uns das im 19. Jahrhundert verworfene, erratisch-diskontinuierliche Anziehen und Abstoßen der Arbeitskraft im Tagesverlauf als Innovation der digitalen Arbeitskultur verkauft. Zum einen ermöglicht die Festlegung und Überwachung diskreter Arbeitszeiten und -schritte nichts so einfach wie der Computer. Zum anderen wird die für das Kapital problematische Normalarbeitszeit mit anderen Messgrundlagen wie Zeilen- oder Wortgeld umgangen. Die unproduktiven, müßigen Zeiten werden auf diese Weise völlig von der Rechnung ausgeklammert: Im Unterschied zu einem normalen Angestellten werden Plattform-Texter\*innen weder die kurze Plauder- und Rauchpause, noch der Gang auf die Toilette oder das Nickerchen bezahlt. Selbiges gilt für die Auftragsuche und -gewinnung, für die Informationssuche sowie für etwaige Rücksprachen mit den Auftraggebern. Zudem ist im Vergleich zu »traditionellen« werkvertraglichen Arbeiten das Honorar dieser Tätigkeiten bedeutend geringer.

Wie Steven Peter Vallas (2012, 10) schreibt, ist es in zunehmender Weise schwierig, die Demarkationslinie zwischen Arbeit und Nicht-Arbeit zu ziehen. Auch im Fall der digitalen Plattformarbeit verflüchtigt sich diese Trennung. Angesichts des vorherrschenden Zeitgeistes ist es wenig überraschend, dass sich bei der Diffusion der Arbeit in das Gewebe unseres Lebens eine denkbar restriktive Bestimmung der Textarbeit durchgesetzt hat: Das Kalkül, das hinter der Bemessung der Textarbeit in Form von Zeilen- und Wortgeld steht, ist in etwa gleichwertig mit der Behauptung, dass Chirurg\*innen nur dann arbeiten würden, wenn ihre Hand gerade das Skalpell führt. Die offenkundige Absurdität dieser Behauptung hindert die Plattformunternehmen nicht, mit größter Selbstverständlichkeit an ihrem Entlohnungsregime festzuhalten. Arbeits- und Lebenswelt sind heute kurzgeschlossen; Michael Hardt und Antonio Negri (2000, 402) ist darin zuzustimmen, dass das Leben selbst zu der tragenden Ressource kapitalistischer Verwertungsprozesse wird. Das bedeutet, dass Arbeit und Leben miteinander konvergieren und zunehmend ununterscheidbar werden. Wie Carl Cederström und Peter Fleming (2012, 12) beobachtet haben, träumen Programmierer\*innen noch im Schlaf von den Schwachstellen ihrer Codes, während Uni-Lektor\*innen auch an den Wochenenden an ihren Artikeln feilen. Cederström und Fleming (ebd., 7–17) behaupten angesichts solcher Entwicklungen, dass die Arbeit im 21. Jahrhundert zusehends zu einer Totalität werde, die uns in einen untoten Zustand versetze, »a hermeneutically sealed totality in which we are always at work. And therefore always entangled in a moment of living death« (ebd., 17).

Wenn jeder Augenblick unseres Lebens im Zeichen seiner Verwertbarkeit steht, haben wir es bereits verloren. Ähnlich wie Programmierer\*innen und Dozierende werken Texter\*innen auch dann, wenn sie gerade nicht schreiben, weiter an ihren Formulierungen und Konzepten. Die Textarbeit nimmt das Bewusstsein in Beschlag, sie entzieht sich dadurch wesentlich dem Takt der Uhr, ist intrusiv, bricht, wie andere Formen der intellektuellen oder affektiven Arbeit, über uns herein und beraubt uns dabei – im Tausch für ein paar Cents – unserer Schaffenskraft. Günther Anders sagte einmal sinngemäß, dass die Fließbandarbeit die angenehmste Brotbeschäftigung war, der er je nachgegangen sei, da die Eintönigkeit der immergleichen Bewegungen ihm wenigstens Raum zum Denken gelassen habe<sup>3</sup>. Die Textarbeit – mit ihren unregelmäßigen Arbeitszeiten und den Begleiterscheinungen kreativer Beschäftigung – lässt keinen Denkraum. Die von uns erzeugten Produkte gleiten auf den Fließbändern unserer Gedanken vorbei; in einer Fabrik, die wir nie verlassen können.

### Sic biscuitus disintegrat

Die Aufträge auf den Plattformen weisen keine inhaltliche Kohärenz auf, sondern stellen ein Sammelsurium postmoderner Beliebigkeit dar: Schreiben Sie einen Blogbeitrag über Lampen im Danish Design (Erlös: 5,71 Euro), einen Werbetext über einen selbsthaftenden, englischen Schnurrbart für Erwachsene (1,07 Euro), einen Artikel über gute Unternehmensführung (9,92 Euro), Anti-Faltencreme (2,25 Euro), die Spieltheorie (20,12 Euro), eine weibliche Gummipuppe (aufblasbar) (1,05 Euro), Fjällräven-Rucksäcke (7,61 Euro), Vans-Sneakers (7,48 Euro).

Was macht diese wirre Mischung an Aufträgen mit den Texter\*innen? Eine Phänomenologie des Plattformkapitalismus müsste zuallererst versuchen, die Zerfaserung der Aufmerksamkeit, die Zersplitterung der Tätigkeiten, die zermürbende Beliebigkeit dieser Arbeit zu beschreiben. Dabei möchte ich im Folgenden darauf aufmerksam machen, dass es sich beim Plattform-Texten wesentlich um entmenslichte Arbeit handelt, und zwar, absurder Weise, sowohl auf der Produktions- wie auf der Konsumtionsseite. Denn einerseits wird auf den Plattformen das Schreiben selbst zu einer zunehmend schematischen und deshalb durch Algorithmen substituierbaren Arbeit, zum anderen sind die Textaufträge heute oftmals nicht mehr vor allem für die Augen menschlicher Leser, sondern für die Suchmaschinenoptimierung bestimmt. Wir schreiben für Maschinen. Bald schreiben Maschinen für Maschinen. Unterdessen schreiben wir selbst wie Maschinen.

Die PR-, Blog- und Werbetexte werden dann goutiert, wenn sie möglichst formelhaft, schematisch und konventionell sind. Roland Barthes (1980) Diktum von der Lust am Text muss umgedreht werden: Die *Unlust am Text* ist im Plattformkapitalismus das Los des schreibenden Prekariats. Thorstein Veblens (1919, 30) Idee hat auch heute noch ihre Gültigkeit: Solange die Maschine der dominante Faktor in der modernen Kultur bleibt, nimmt auch das geistige und intellektuelle Leben einen Charakter an, der dem Maschinenprozess entspricht. Das Schreiben findet unter dem Druck der Schnelligkeit und Effektivität statt. Üblicherweise brauchte ich zu lange, um einen Text zu schreiben. Zu lange, das heißt nicht, dass ich die Fristen der Auftragsgeber nicht einzuhalten vermochte; zu lange, das heißt für Texter\*innen vor allem, dass die aufgewendete Zeit in keiner Weise dem Erlös entspricht. Der Druck, möglichst schnell zu arbeiten, wirkt sich direkt auf die Sprache als Handwerk aus, er beeinträchtigt jedoch auch die libidinöse Besetzung der Sprache als solcher. Die Springflut an Stereotypen, die der\*die Autor\*in über den Text hereinbrechen lässt, um ihn

abschließen zu können, markiert das Gegenteil lebendiger Sprache: »Das Stereotype, das ist diese ekelerregende Unmöglichkeit, zu sterben« (Barthes 1980, 65).

Die Texte müssen apodiktisch klingen, Unantastbarkeit suggerieren, verführen. Letztlich soll der Wortschwall, den Textende kreieren, die Reflexion auf Distanz halten. Das Texten ist die Kunst der überzeugenden Logorrhö. Es geht nicht um fruchtbare Worte, sondern allenfalls um die Formulierung verzaubernder, reizvoller Bilder. Weder Wahrhaftigkeit noch Wissen steht hinter diesen Texten. Vielmehr handelt es sich um zusammengetragene Informationshäppchen, die von den Autor\*innen nie wirklich verdaut wurden. Sie bleiben abgetrennt vom eigenen Leben. Den Grenzfall einer solchen Textproduktion bilden Aufträge, die sich in Copy-and-paste- und Umformularungsarbeiten erschöpfen. Wenig verwunderlich, dass die Artikel, die bei dieser Art des Schreibens entstehen, oftmals auf die Erstellung von Listen zurückgreifen. Wie Urs Stäheli schreibt, geht es bei Listen um die

»Schaffung von Diskontinuitäten – dies ist immer auch ein Prozess des Schneidens: Elemente werden aus einem kontinuierlichen Zusammenhang herausgelöst, um sie danach beliebig verschieben zu können. Listen zu machen, bedeutet auch eine Umwandlung analoger Verhältnisse in digitale Einheiten, die klar voneinander abgrenzbar unterscheidbar sind« (Stäheli 2011, 96).

Zugleich kaschieren Listen, dass es sich bei den Texten nur um Flickwerk handelt. Mithilfe von Listen ist es ein Leichtes, auf der Ebene der Form einen Zusammenhang des Zusammenhangslosen zu suggerieren. Ähnliches wird auch durch den Einsatz von Witz und Ironie ermöglicht. Wer einige Zeit solche Texte verfasst hat, bemerkt, wie die zerstreuten, thematisch zusammenhanglosen Aufträge auch die eigene Zerstreung vorantreiben: Zusehends zerfasert die Aufmerksamkeit bis an den Punkt ihrer maximalen Entropie, bis zu dem Moment des affektiven Kältetods, der das Texten in blanke Langeweile kippen lässt. Gleichzeitig drängt sich die Versuchung auf, aus der Ausführung der Tätigkeit zu verschwinden, unbeteiligt abzuschweifen, das Tippen mechanisch werden zu lassen, sich in die Dissoziation zu retten.

Der Überdross und die Schläfrigkeit sind nach innen gewendete Akte gegen etwas, das wir im Außen nicht ertragen. Nichts veranschaulicht diese innere Kapitulation so sehr wie das Gähnen, das einen bei dieser Schreiarbeit überkommt, und das ich als Zeichen einer umfassenden Kontaktlosigkeit sowohl zur inneren als auch zur äußeren Welt deute. Es handelt sich um eine groteske Gebärde. Denn das Gähnen wird traurig-kurios, wenn es nirgends Widerhall findet, niemanden anstecken kann; vor dem Bildschirm vermag es das Gähnen nicht, die für es typische, unbewusste Kollektivität hervorzubringen: Der Sozialpsychologe Richard Provine (2012, 37) spricht diesbezüglich von den »mindless behavioral echoes of yawning [...] Contagious yawns propagating through a population drive a correlated ripple of physiology and emotion, transforming group members into a collective super-organism.« Im digitalen Zeitalter gähnen wir nicht mehr gemeinsam, sondern vereinzelt: Einen minimalen Widerhall findet die gähnende Leere des Subjekts allenfalls im schwarz gewordenen Bildschirm.

Der Überdross, der die Textproduktion begleitet, lässt daran denken, dass Walter Benjamin recht hatte: »Die Langeweile im Produktionsprozeß entsteht mit seiner Beschleunigung (durch die Maschinen)« (Benjamin 1991, 679). Im digitalen Zeitalter, in dem alles augenblicklich geschieht und weitere Beschleunigungen kaum noch vorstellbar sind, müsste das, wenn wir Benjamins Gedanken beim Wort nehmen, bedeuten, dass wir im Zeitalter absoluter Langeweile, unerschöpflicher Müdigkeit angekommen sind. Zugleich ist die Langeweile

der einzige Garant dafür, dass wir selbst noch nicht völlig zu der Maschine geworden sind, die wir werden sollen und die uns bald ersetzt. In den Arbeitszusammenhängen des digitalen Zeitalters wird Siegfried Kracauers Reflexion über die Langeweile völlig einsichtig:

»Wie nun aber, wenn man sich nicht verjagen läßt? Dann ist Langeweile die einzige Beschäftigung, die sich ziemt, da sie eine gewisse Gewähr dafür bietet, daß man sozusagen noch über sein Dasein verfügt. Langweilte man sich nicht, so wäre man vermutlich überhaupt nicht vorhanden und also nur ein Gegenstand der Langeweile mehr [...] Ist man aber vorhanden, so muß man sich notgedrungen über das abstrakte Getöse ringsum langweilen, das nicht duldet, daß man existiere, und über sich selber, daß man ihm existiert« (Kracauer 1977, 324).

Die Langeweile ist eine Abwehr gegen die Unlebendigkeit, von der man umgeben ist. Zugleich drückt sie den Wunsch danach aus, etwas zu begehren. Die Langeweile ist so gesehen nichts anderes als das Begehren nach dem Begehren in der Abwesenheit jeglichen Begehrens: »the mood of diffuse restlessness which contains that most absurd and paradoxical wish, the wish for a desire« (Phillips 1993, 71). Möglicherweise ist die Langeweile auch eine Reaktion auf den allenfalls trivialen Charme der beworbenen Konsumgüter und auf Artikel, denen die glatte Oberfläche genügt. Das eigentliche Problem mit den Textaufträgen reicht jedoch tiefer: Das Schreiben wird völlig funktional – und damit wird es vom Denken abgelöst, das nie bloß funktional ist.

## Anhedonisches Schreiben

In der Plattformökonomie steht das Schreiben ganz und gar im Zeichen seiner Valorisierung. Zugleich ist heute nichts so wertlos wie das Wort. Wir versinken in Wörtern; in Wörtern, denen keine Gedanken vorausgegangen sind, die, frei von persönlichen Assoziationen, nichts anderes sind als Träger kleiner Lügen, da sie in die ideologischen Assoziations- und Begriffssysteme der Konsumgesellschaft eingebettet sind. Auf wundersame Weise schaffen wir mit der Automatisierung des Schreibens auch das Denken ab. Denn Denken, das heißt, zumindest in Europa, seit jeher auch Schreiben, und Schreiben, das bedeutet nicht in erster Linie zu tippen, sondern sich in das Unwägbare vorzutasten. Barthes (1980, 12) bezeichnete das Schreiben als die »Wissenschaft von der Wollust« und das »Kamasutra« der Sprache. Doch in den Produkten der Texter\*innenplattformen findet sich keine Wollust; die Texte sind anämisch, weil da nichts ist, das einer lebendigen Erfahrung entspräche oder auch nur nahekäme: So liegt mir nichts ferner als Unternehmensführung, fachkundiges Wissen über Hautpflege oder Begeisterung für Chi Gong, dennoch habe ich Texte geschrieben, die diese Themen nicht nur behandeln, sondern die den Anschein von profundem Hintergrundwissen und fachlicher Leidenschaft erwecken sollen. Die Texte sind durch keine ›Real Assets‹ gedeckt, weder durch Wissen noch durch Leidenschaft. Im Gegensatz zu der Ausschmückung und Apotheose der beworbenen Dinge und vorgegaukelten Lebensweisen wird das Texten selbst asketisch-zölibatär. Texter\*innen haben den beworbenen Tand weder angefasst noch besessen, geschweige denn von ihm geträumt. Üblicherweise geht dem, was es wert ist, in Worte gefasst und aufgeschrieben zu werden, ein Gedanke voraus, der wiederum in unseren Gefühlen, Trieben oder Bedürfnissen, in unseren Leidenschaften und Interessen wurzelt (Wygotski 1977, 354; vgl. Lakoff/Johnson 1999). Deshalb trifft, wie Wygotski schreibt, auch der Umkehrschluss zu: »Das des Gedankens beraubte Wort ist ein

totes Wort« (ebd., 357). Das Texten ist das Aufschreiben von und das Spiel mit toten Worten, die nicht mehr länger die Frucht lebendiger Gedanken sind.

Wenn wir Glück haben, kann das Schreiben eine Form der Entfremdung darstellen, in der wir uns verlieren, um uns unvermutet in veränderter Weise wiederzufinden. Das Plattform-Texten dagegen ist eine Entfremdung ohne Wiederkehr, ohne Lebendigkeit oder Begehren; steril, bereinigt von jedem persönlichen Idiom. Mit dieser Form von Sprache (die durch uns hindurchgeht und die sich unserer bemächtigt wie jede andere Sprache) verlieren wir unsere Sprache. Es ist ein aphasisches Sprechen, das nichts anderes vermag, als auf redundante Weise die dominanten Ideologeme der Konsumgesellschaft zu lallen.

Zugleich verliert die Wortwahl als das Bemühen, etwas mithilfe von Sprache zu erfassen, an Bedeutung: In vielen Fällen sind die Plattformtexte nicht mehr länger statisch, in sich ruhend und abgeschlossen, sondern flüchtig, unstet und offen. So werden die Texte auf kommerziellen Blogs und Produktplattformen immer wieder umgeschrieben, um die Crawler der Suchmaschinen erneut auf sie aufmerksam werden zu lassen. Dadurch können mehr Seitenaufrufe und damit mehr Verkäufe oder Werbeeinnahmen generiert werden. Das geeignete Wort ist nur noch in Relation zur Anzahl der Seitenaufrufe zu denken. Das Texten stellt in diesen Fällen nicht mehr länger einen Schaffensakt dar, vielmehr erschöpft es sich in einem Prozess reinen Differierens, in Praktiken des Umsetzens, Umschreibens und Reformulierens. Dabei handelt es sich um Arbeiten, die im wesentlichen algorithmisch sind, weshalb wir davon ausgehen können, dass sie vermutlich schon bald nur noch von Algorithmen ausgeführt werden. Das unaufhörliche *if-then*, das der Besinnungslosigkeit der Konsumgesellschaft entspricht, ist zugleich die Voraussetzung der totalen Automatisierung. Im Plattformkapitalismus wird das Schreiben zu einem Fest der Bedeutungslosigkeit.

## Textlawinen

Die Form des Schreibens, die sich im Fall des Plattform-Textens durchsetzt, divergiert von traditionellen Formen der Verschriftlichung. Die Schrift ist eine sonderbare Kulturtechnik. Im Geschriebenen fand sich seit jeher die Spur eines Anderen. In gewisser Weise ist das sogar die Definition eines Textes: Ein Text ist die Spur eines Anderen. Dabei ist es im Prinzip sogar unerheblich, ob es sich um einen tatsächlichen Anderen oder das Andere des Unbewussten handelt. Heute werden diese Spuren durch die Konventionalität, Vielstimmigkeit und differentiellen Prozessualität der digitalen Schriftsprache verschüttet. Die so entstandenen Texte sind das Ergebnis eines anonymen Chors, dessen Mitglieder sich nie begegnen werden. Texter\*innen verschwinden hinter den Texten; sie sind austauschbar und sich dieser Austauschbarkeit bewusst. Die Ersetzbarkeit, die ein unhintergebares Faktum des modernen Arbeitslebens ist, wird in der Plattformökonomie auf die Spitze getrieben: Die Texter\*innen sind Arbeitskraft-Äquivalente, nicht weniger beliebig als die Adjektive, mit denen die beworbenen Produkte ausstaffiert werden. Es entsteht eine virtuelle Reservearmee, die überall und nirgends sein kann, jedoch stets auf Abruf bereit ist. Zugleich sind wir füreinander Äquivalente, die an ihrer endgültigen, automatisierten Ersetzung arbeiten. Das ist die Kränkung, die prometheische Scham der Texter\*innen.<sup>4</sup>

Ich sehe auffällig Parallelen zwischen der Phänomenologie des Schreibens im digitalen Zeitalter und den Merkmalen digitaler Texte. So zeigt Alan Kirby (2009, 52) auf, dass digitale Texte sich durch die folgenden Merkmale auszeichnen:



- *Gegenwärtigkeit*: Der Text existiert immer nur im Augenblick und ist konstitutiv unfertig.
- *Willkürlichkeit*: Die Zukunft des Textes ist kontingent.
- *Vergänglichkeit*: Der Text hat keine Dauer. Er ist nach seinem Erscheinen schon wieder veraltet.
- *Anonyme, multiple soziale Autorschaft*: Die Texte werden von verstreuten Einzelstimmen geschaffen, deren Identitäten unbestimmt bleiben.

Zumindest ein Teil der Texte, die durch die Aufträge auf den Textplattformen zustande kommen, entspricht den von Kirby diagnostizierten Eigenheiten digitaler Texte. Dabei stellen sich nicht nur Fragen nach den gesamtgesellschaftlichen Konsequenzen dieser Textproduktion, sondern es stellt sich auch die Frage, in welcher Weise diese Form der Textproduktion auf die Subjektivität der Autoren zurückwirkt. Gemäß Robert Musils (1962, 66) Feststellung, dass die Menschen »beim Schreiben [...] bei weitem nicht so die Worte wie die Worte die Menschen« verdrehen, fragt sich, wie das digitale Schreiben uns verdreht. Die von Kirby aufgezeigten Elemente der Gegenwärtigkeit, Willkürlichkeit, Vergänglichkeit und anonymen Autorschaft betreffen auffälligerweise nicht nur die Texte, sondern sie spiegeln auch die Erfahrungs- und Gefühlswelt ihrer Verfasser\*innen wider: In dem Maße, in dem der Text immer nur im Augenblick existiert, werden auch die Textenden vom Augenblick eingenommen. Das betrifft sowohl das Schreiben selbst als auch die Auftragsuche. Die Priorisierung des Augenblicks verhindert unter anderem, dass die Textenden sich auf die Themen, die sie bearbeiten, einlassen, dass ein längerfristiges Verhältnis zum Geschriebenen oder ein integratives Wissen entstehen könnte. Die kontingente Zukunft der Texte wiederum spiegelt sich in den kontingenten Auftragsstellungen der Texter wider: Die Themen sind so vielfältig wie die Konsument\*inneninteressen. Da die Texter\*innen alles und nichts behandeln, bleibt der Bezug zum Gesagten aus. Die Beliebigkeit der Aufträge führt zur Beliebigkeit des Schreibens und damit zu Gefühlen von Sinnlosigkeit. Auch zu der Vergänglichkeit der digitalen Texte, wie sie Kirby hervorhebt, findet sich ein Korrelat in der Erfahrungswelt der Textenden: Denn den Textenden ist zu jeder Zeit klar, dass nichts für die Zukunft geschrieben ist, dass alles nur für die gegenwärtige Sichtbarkeit existiert und innerhalb eines Lidschlags geopfert werden kann. Dieser Umstand verhindert, dass sich eine Freude am Texten als Handwerk auszuprägen vermag. Auch das, was Kirby (2009) als multiple, soziale und anonyme Autorschaft charakterisiert, findet sich nicht nur in den digitalen Texten, sondern auch als Wahrnehmungskorrelat bei den Texter\*innen: Die anonyme Autorschaft wird für einzelne Texter\*innen zu einem Bedrohungsszenario der eigenen Ersetzbarkeit und Überflüssigkeit. Das Autor\*innen-Subjekt wird marginalisiert und verschwindet hinter dem Text. Der Flickwerkcharakter der Texte mag darüber hinaus dazu führen, dass die Texter\*innen nie das Gefühl von Autorschaft erreichen, da das Schreiben dafür zu fragmentarisch bleibt.

Jede Kulturtechnik bezieht sich auf ihre Anwender\*innen zurück und bringt ihre Subjekte hervor (vgl. Vismann 2012, 445–446). So auch das Schreiben. Der Text wendet sich auf seine Verfasser\*innen zurück, prägt sie und schafft sich eine\*n Autor\*in. Die Plattformökonomie wirkt sich deshalb nicht nur auf die Schreibpraxis, sondern auch auf die Textenden aus; auf ihre Aufmerksamkeit, ihre Leidenschaften, ihre Denkweisen, ihr Selbstverständnis.

## Schlussbemerkungen

Der Plattformkapitalismus verändert nicht nur die Rahmenbedingungen der Arbeit, sondern auch die Arbeitserfahrung selbst. Die Gig Economy lässt sich nicht erschöpfend durch die Analyse ihrer ›objektiven‹ Bedingungen begreifen. Es reicht nicht aus, die schlechte Bezahlung, die entgrenzte Arbeitszeit, die lückenlose Überwachung, den fehlenden Kündigungsschutz oder die Scheinselbstständigkeit anzuführen, um ein umfassendes Verständnis dieser Arbeit zu gewinnen. Vielmehr muss die kritische Analyse digitaler Arbeitsformen die gelebte Erfahrung berücksichtigen. Im Fall von Text-Plattformen ist diese Erfahrung vor allem mit der Erfahrung des Schreibens verbunden, eines Schreibens, das sich, wie ich in diesem Artikel ausgeführt habe, in vielerlei Hinsicht vom Schreiben als kontemplativer, intellektueller und leidenschaftlicher Praxis unterscheidet. Das unerschöpfliche Sammelurium an Aufträgen, die Einbindung dieser Aufträge in diverse Valorisierungsprozesse sowie der Zeitdruck, unter dem die Plattformarbeit stattfindet, konfiguriert eine fragmentarische Aufmerksamkeit, die zugleich eine Voraussetzung für diese Form des Textens ist. Mit der Zerfaserung der Aufmerksamkeit geht einher, dass das routinierte Texten zu einer langweiligen Tätigkeit degeneriert. Diese Langeweile ist auch ein Resultat der ›postmodernen‹ Beliebigkeit des Geschriebenen: Die Vielfalt der Artikelthemen und Produkte ist unüberschaubar, zugleich bleibt diese immer dem Imperativ der Verwertbarkeit verhaftet. Mehr oder weniger explizit wird das Texten außerdem durch engmaschige Vorgaben in Bezug auf die Gestaltung und den Stil der Texte eingeschränkt. Das Schreiben nimmt auf diese Weise einen maschinellen Charakter an, der es zugleich von der Ungewissheit wie auch vom Denken und seinen affektiven Ursprüngen entfernt. Marx wäre überrascht darüber gewesen, wie recht er hatte: »All unser Erfinden und unser ganzer Fortschritt scheinen darauf hinauszulaufen, dass sie materielle Kräfte mit geistigem Leben ausstatten und das menschliche Leben zu einer materiellen Kraft verdummen« (MEW 12, 4).

## Endnoten

- 1 Abgesehen von der zeitlichen Souveränität, die mir diese Plattformen zu versprechen schienen und die sich schnell – und zugegebenermaßen wenig überraschend – als Pseudofreiheit entpuppte: Die Plattformarbeit ist immer auch entgrenzte Arbeit, in der das Verhältnis von Arbeit und Freizeit kollabiert.
- 2 Die Gig-Ökonomie zeichnet sich dadurch aus, kleine Arbeitsaufträge, zumeist mithilfe digitaler Medien, auf Freelancer\*innen oder scheinselfständige Arbeitende auszulagern.
- 3 Leider finde ich die betreffende Stelle im Werk Günther Anders' nicht mehr, die Aussage ist aus dem Gedächtnis zitiert.
- 4 Als *prometheische Scham* bezeichnet Günther Anders (1983, 23–26) den Umstand, dass wir uns im Vergleich zu unseren Maschinen als mangelhaft und ersetzbar begreifen: Zugleich sind wir zwar keine Maschinen, aber unser Ideal besteht in einem maschinenhaften Funktionieren, das wir nie vollends erfüllen können.

## Literatur

- Anders, Günther (1983): Die Antiquiertheit des Menschen. Bd. 1. 6. Aufl., München.  
Barthes, Roland (1980): Die Lust am Text. Frankfurt a. M.  
Benjamin, Walter (1991): Gesammelte Schriften. Band I. Frankfurt a. M.  
Berardi, Franco (2009): The Soul at Work. From Alienation to Autonomy. Los Angeles.  
Böhme, Gernot (2013): Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik. Berlin.

- Caffentzis, George (2013): *In Letters of Blood and Fire. Work, Machines, and the Crisis of Capitalism*. Oakland.
- Cederström, Carl/Peter Fleming (2012): *Dead Man Working*. Winchester, Washington.
- Fanon, Frantz (2004): *The Wretched of the Earth*. New York.
- Fleming, Peter (2015): *The Mythology of Work. How Capitalism Persists Despite Itself*. London.
- Flusser, Vilem (2009): *Kommunikologie weiter denken. Die Bochumer Vorlesungen*. Frankfurt a. M.
- Hardt, Michael/Antonio Negri (2000): *Empire*. London/Cambridge.
- Honegger, Claudia u. a. (Hg.) (2010): *Strukturierte Verantwortungslosigkeit*. Frankfurt a. M.
- Nemkova, Ekaterina u. a. (2019): *In search of meaningful work on digital freelancing platforms: the case of design professionals*. In: *New Technology, Work and Employment* 34/3, 226 – 243.
- Kirby, Alan (2009): *Digimodernism. How New Technologies Dismantle The Postmodern And Reconfigure Our Culture*. New York.
- Kracauer, Siegfried (1977): *Das Ornament der Masse*. Frankfurt a. M.
- Lakoff, George/Mark Johnson (1999): *Philosophy in the Flesh. The Embodied Mind and its Challenge to Western Thought*. New York.
- Marx, Karl (2003): *Das Kapital*, Bd. 1. In: *Karl Marx/Friedrich Engels: Werke [MEW]*, Bd. 23, 15. Aufl., Berlin.
- Marx, Karl/Friedrich Engels (1961): *Werke [MEW]*, Bd. 12, Berlin.
- Moore, Phoebe V. (2019): *E(a)ffective Precarity, Control and Resistance in the Digitalised Workplace*. In: David Chandler/Christian Fuchs (Hg.): *Digital Objects, Digital Subjects. Interdisciplinary Perspectives on Capitalism, Labour and Politics in the Age of Big Data*. London, 125 – 144.
- Musil, Robert (1962): *Nachlaß zu Lebzeiten*. Hamburg.
- Pfaller, Robert (2017): *Erwachsenensprache. Über ihr Verschwinden aus Politik und Kultur*. Frankfurt a. M.
- Phillips, Adam (1993): *On Kissing, Tickling and Being Bored. Psychoanalytic Essays on the Unexamined Life*. London/Boston.
- Prassl, Jeremias (2018): *Humans as a Service. The Promise and Perils of Working in the Gig Economy*. Oxford.
- Provine, Robert R. (2012): *Curious Behavior. Yawning, Laughing, Hiccapping, and Beyond*. Cambridge/London.
- Srnicek, Nick (2017): *Platform Capitalism*. Cambridge.
- Stäheli, Urs (2011): *Das Soziale als Liste. Zur Epistemologie der ANT*. In: Friedrich Balke u. a. (Hg.): *Die Wiederkehr der Dinge*. Berlin, 83 – 101.
- Vallas, Steven Peter (2012): *Work*. Cambridge.
- Veblen, Thorstein (1919): *The Place of Science in Modern Civilisation*. New York.
- Vismann, Cornelia (2012): *Das Recht und seine Mittel. Ausgewählte Schriften*. Frankfurt a. M.
- Wygotski, Lew Semjonowitsch (1977): *Denken und Sprechen*. Frankfurt a. M.



## Autor\*innen

---

[Moritz Altenried](#) ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Soziologie und Kulturorganisation (ISKO) und am Centre for Digital Cultures (CDC) der Leuphana Universität Lüneburg und assoziiertes Mitglied des Berliner Instituts für empirische Integrations- und Migrationsforschung (BIM) der Humboldt Universität zu Berlin. Zuvor war er wissenschaftlicher Mitarbeiter an der HU Berlin, hat an der Goldsmiths University of London zur Transformation der Arbeit im digitalen Kapitalismus promoviert und in Berlin und London Sozial- und Kulturwissenschaften studiert. Seine Forschungsschwerpunkte umfassen Arbeit, Digitalisierung, Migration, Plattformen und Lieferlogistik, die Politische Ökonomie des Digitalen sowie Logistik und Infrastruktur.

[Manuela Bojadžijev](#) ist Professorin für Globalisierte Kulturen an der Fakultät für Kulturwissenschaften der Leuphana Universität Lüneburg und Vizedirektorin des Berliner Instituts für empirische Integrations- und Migrationsforschung (BIM) der Humboldt Universität zu Berlin. Sie interessiert sich für gegenwärtige Transformationsprozesse von Mobilität und Migration sowie von Rassismus im Zusammenspiel mit Veränderungen von Arbeit und Alltag durch Digitalisierung und Logistik, vorwiegend in urbanen Räumen. Aktuell leitet sie dazu vier Forschungsprojekte (finanziert durch die europäischen Programme H2020 und HERA sowie durch die VolkswagenStiftung und die DFG). Darüber hinaus kuratiert sie, gemeinsam mit der Autorin Carolin Emcke, am Berliner Haus der Kulturen der Welt ein Online-Archiv zur Geschichte und Gegenwart der Flucht nach Deutschland (gefördert durch die Kulturstiftung des Bundes).

[Dennis Eckhardt](#) promoviert am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin über die Entstehung von Wert in Vergleichsplattformen durch Arbeitsalltage. Er studierte in Frankfurt a. M. und Berlin Kulturanthropologie, Politikwissenschaften und Sozialwissenschaften. Arbeitsschwerpunkte liegen in der Medien- und Digitalanthropologie, relationalen Anthropologie, Science and Technology Studies, Arbeitskulturenforschung und der Musik.

[Lina Franken](#) erforscht den Wandel von wissenschaftlichem Arbeiten im Digitalen, von Methoden und Epistemologien mit der Digitalisierung. Weitere Forschungsschwerpunkte sind Kulturen des Lehrens und Schulkulturen, immaterielles Kulturerbe sowie Arbeits- und Nahrungskulturen. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Hamburg und koordiniert dort den Forschungsverbund »Automatisierte Modellierung hermeneutischer Prozesse (hermA)«. Zuvor war sie wissen-

schaftliche Mitarbeiterin an den Universitäten Bonn, Regensburg und Bamberg und koordinierte das DFG-Projekt »Digitales Portal Alltagskulturen im Rheinland« beim Landschaftsverband Rheinland. Promotion an der Universität Regensburg 2017.

**Tilo Grenz** studierte Soziologie und Sozialpsychologie an der Technischen Universität Dresden, arbeite daraufhin als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Soziologie des Karlsruher Instituts für Technologie (KIT) und ist seit 2014 Universitätsassistent (post-doc) am Institut für Soziologie der Universität Wien im Arbeitsbereich Kultur und Wissen. Seine Forschungsschwerpunkte liegen bei der Soziologie der Digitalisierung unter besonderer Berücksichtigung digitaler Risiken, der Mediatisierung von Handlungsfeldern, neuen Formen der Partizipation und der Methodik und Methodologie prozessorientierter Forschung.

**Heiner Heiland** ist Soziologe am Lehrstuhl für Organisationssoziologie der TU Darmstadt. Sein Forschungsfokus liegt auf der digitalen Organisation von Arbeit und den damit einhergehenden Transformationen, Kontrollregimen, Konflikten und Mitbestimmungspotenzialen.

**Nikolaus Lehner** studierte Politikwissenschaft und Soziologie an der Universität Wien. 2017 Promotion im Fach Soziologie. Seit 2014 Lektor am Institut für Soziologie in Wien sowie zwischen 2017 und 2019 am Institut für Soziologie in Innsbruck. Psychoanalytisch orientierter Psychotherapeut in Ausbildung. Schwerpunkte: Mediensoziologie, Kultursoziologie, politische Theorie, Psychoanalyse.

**Sarah May** ist Kulturwissenschaftlerin und arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Freiburg; 2015 Promotion am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen. Seit 2017 ist sie eine der Sprecher\*innen der Kommission Arbeitskulturen in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde; ihr Arbeitsschwerpunkt liegt auf der kulturwissenschaftlichen Erforschung politischer und ökonomischer Felder in den Bereichen kulturelles Erbe/Eigentum, Nahrung und Stadt, Arbeit und Handwerk.

**Johannes Müske**, Dr. phil., ist wiss. Mitarbeiter an der Universität Freiburg. Studium der Kulturanthropologie, Jura, BWL, Museumsmanagement an den Universitäten Hamburg und Sevilla (2000 – 07), Doktorat (2008 – 12) an der Universität Zürich. Forschungs- und Lehrstationen ebenda und u.a. Indiana University, Bloomington, Deutsches Museum und LMU München. Arbeitsschwerpunkte: Kulturwissenschaftliche Technikforschung, Arbeit, Kulturerbe, Populäre Musik, anthropology of the senses. [Publikationen und Infos: [www.jomueske.com](http://www.jomueske.com)]

**Sedef Neitmann** ist seit September 2018 Mitarbeiterin in der Abteilung »Digitale Informations- und Forschungsinfrastruktur« am Georg-Eckert-Institut – Leibniz-Institut für internationale Schulbuchforschung, Braunschweig. Zunächst arbeitete sie im Projekt »Semantische Konzepte in Schulbüchern«, seit Januar 2020 als Doktorandin zum Thema »Transformation von Wissensarbeit durch Digitalisierung. Eine nutzerorientierte Analyse am Beispiel der digitalen Angebote des Georg-Eckert-Instituts für internationale Schulbuchforschung« (Arbeitstitel). Sie studierte von 2010 bis 2016 Europäische Ethnologie/Volkskunde und Deutsch mit Schwerpunkt Literaturvermittlung an der Christian-Alb-

rechts-Universität zu Kiel. Darauf folgte ein wissenschaftliches Volontariat am Museum der Arbeit, Hamburg. Zuletzt wirkte sie dort an der Sonderausstellung »Out of office. Wenn Roboter und KI für uns arbeiten« mit.

[Anna Oechslen](#) promoviert am Lehrstuhl für Kulturanthropologie der Universität Hamburg zu globalisierten Arbeitsbeziehungen im Kontext von Crowdwork. Als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Leibniz-Institut für raumbezogene Sozialforschung beschäftigt sie sich mit dem Einfluss von Online-Plattformen auf kreative Prozesse. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Arbeitskulturen und Räumlichkeit im Digitalen und Analogen, Medienpraktiken und die Region Südasien.

[Martina Röthl](#) studierte Europäische Ethnologie an der LFU Innsbruck und promovierte dort 2015. Seit 2016 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde an der CAU Kiel. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Diskurs-/ Dispositivforschung und interpretative Analytik, Tourismusforschung (Fokus Bereistenforschung), Subjektivierungs- und Geschlechterforschung. Im laufenden Forschungsprojekt beschäftigt sie sich mit den Subjektivierungspotenzialen feministischer und antifeministischer Alltagsdiskurse.

[Christian Scheel](#) studierte Informatik an der Technischen Universität Berlin. Seine Beschäftigungen als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Technischen Universität Berlin sowie dem Georg-Eckert-Institut hatten stets die wissenschaftsorientierte Werkzeugentwicklung im Fokus. Darüber hinaus war er immer forschend und lehrend im Bereich Information Retrieval tätig. Zurzeit ist er Data Engineer der Abteilung »Digitale Informations- und Forschungsinfrastruktur« am Georg-Eckert-Institut – Leibniz-Institut für internationale Schulbuchforschung, Braunschweig.

[Petra Schmidt](#) studierte Volkskunde/Europäische Ethnologie (M.A.) an der Ludwig-Maximilians-Universität in München. Ihre Abschlussarbeit befasste sich mit dem Thema Qualität in der Fürsorgearbeit von Müttern. Bis 2020 war sie am Münchner Institut unter anderem als Lehrbeauftragte und wissenschaftliche Mitarbeiterin und Doktorandin tätig und forschte dort über Mütterbloggerinnen im Kontext von Erwerbsarbeit und Digitalisierung. Die Untersuchung dieser Thematik setzt Petra Schmidt ab Januar 2021 als Projektmitarbeiterin in dem DFG geförderten Projekt »Wa(h)re Mutterschaft?« fort. Derzeit forscht sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Volkskunde der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in einem Inventarisierungsprojekt zu immateriellem Kulturerbe in Bayern. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Wandel von Arbeitskulturen, Ästhetik, Mutterschaft und Digitalisierung.

[Roman Tischberger](#) ist wissenschaftlicher Mitarbeiter und Doktorand am Lehrstuhl für Europäische Ethnologie/Volkskunde der Universität Augsburg. Für sein Promotionsprojekt forscht er im Rahmen einer Unternehmensethnografie zu den Arbeitskulturen eines mittelständischen Software-Dienstleisters. Besonderer Fokus liegt dabei auf der sozialen Konstruktion von Software und den Organisationskulturen des gesamten Herstellungsprozesses.

[René Umlauf](#) arbeitete nach seiner Promotion in Soziologie an der Universität Bayreuth (2015) zu medizinischen Infrastrukturen u.a. in Uganda als Post-Doc am Institut für Ethnologie der Martin-Luther-Universität Halle (bis 2019), wo er Teil der LOST-Forschungsgruppe

pe war. Seit 2020 ist er am Institut für Soziologie der Universität Leipzig tätig, wo er ein Projekt über humanitäre Drohneninfrastrukturen im Rahmen des SFB 1199: »Verräumlichungsprozesse unter Globalisierungsbedingungen« begonnen hat.

[Mira Wallis](#) ist wissenschaftliche Mitarbeiterin und Promotionsstudentin am Centre for Digital Cultures (CDC) und am Institut für Soziologie und Kulturorganisation (ISKO) der Leuphana Universität Lüneburg. Sie ist außerdem assoziiertes Mitglied des Berliner Instituts für empirische Integrations- und Migrationsforschung (BIM) der Humboldt Universität zu Berlin. Zuvor studierte sie Politikwissenschaft und Europäische Ethnologie in Berlin und war erst als studentische, dann als wissenschaftliche Mitarbeiterin am BIM tätig. Sie interessiert sich unter anderem für die Rolle digitaler Plattformen bei der Transformation von Arbeit, Mobilität und Migration und erforscht Crowdwork als neue Form digitaler Heimarbeit aus globalanthropologischer Perspektive.



## Impressum

Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge  
Herausgegeben von der Gesellschaft für Ethnographie (GfE)  
und dem Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-  
Universität zu Berlin  
Heft 82/2020

ISSN (Online) 2702–2536  
[www.berliner-blaetter.de](http://www.berliner-blaetter.de)  
DOI: 10.18452/22135

Alle Ausgaben dieser Zeitschrift werden ab Heft 82 unter den  
Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz CC BY-NC-SA  
veröffentlicht.

Redaktion: Beate Binder (V.i.S.d.P.), Friederike Faust, Carina  
Fretter, Janine Hauer, Alik Mazukatow, Klara Nagel, Franka  
Schneider

Heftredaktion: Dennis Eckhardt, Sarah May, Martina Röthl,  
Roman Tischberger

Titelbild: [blue.mauve.four](http://blue.mauve.four).  
Marco Danisewitsch/myartBerlin, 2020, [www.myart-berlin.de](http://www.myart-berlin.de)

Satz & Layout: Harry Adler





Berliner Blätter 82/2020

ISSN (Online) 2702-2536  
[www.berliner-blaetter.de](http://www.berliner-blaetter.de)